LB 33645

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/transatlantische01hopp

Transatlantisches Skizzenbuch.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alexis, Willibald, Der Roland von Berlin. 3. Aufl. 8. geh. 3 M.
— — Die Hosen des Herrn von Bredow. 7. Aufl. 8. geh. 3 M.
— — Der Wärwolf. 3. Aufl. 8. geh. 3 M.
— — Der falsche Woldemar. 3. Aufl. 8. geh. 3 M.
— — Cabanis. 4. Aufl. 8. geh. 3 M.
— — Isegrimm. 2. Aufl. 8. geh. 3 M.
— — Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. 2 Bde. 8. geh. 4 M.
Brachvogel, A. E., Friedemann Bach. 3. Aufl. 8. geh. 3 M.
— — Die Harfenschule und andere dramatische Werke. 8. geh. 3 M.
— — Der deutsche Michael. 2. Aufl. 8. geh. 3 M.
Brook, A., Schutzlos aber nicht hülflos. 2. Aufl. 8. geh. 3 M.
Collins, Wilkie, Die weiße Frau. 8. geh. 3 M.
François, L. v., Die letzte Reckenburgerin. 3. Aufl. 8. geh. 3 M.
Galen, Ph., Jane, die Jüdin. 2. Aufl. 8. geh. 3 M.
— — Das Irrlicht von Argentières. 2. Aufl. 8. geh. 3 M.
— — Der Löwe von Luzern. 2. Aufl. 2 Bde. 8. geh. 6 M.
— — Der Alte vom Berge. 2. Aufl. 3 M.
Goltz, Bogumil, Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. 5. Aufl. 8. 3 M.
Gutzkow, Karl, Die Ritter vom Geiste. 5. Aufl. 4 Bde. 6 M.
— — Der Zauberer von Rom. 4. Aufl. 4. Bde. 8. geh. 9 M.
Hildebrandt's, Professor Eduard, Reise um die Erde. Von Ernst Kossak. 5. Aufl. gr. 8. geh. 5 M.
Ludwig, Otto, Die Heiterethei und ihr Widerspiel. 3. Aufl. 8. geh. 3 M.
— — Der Erbförster. — Die Makkabäer und andere dramatische Werke. 8. geh. 3 M.
Mühlbach, L., Friedrich der Große und sein Hof. 4 Bde. 7. Aufl. 8. geh. 13 M.
— — Kaiser Joseph und sein Hof. 8. Aufl. 3 Bde. 18 M.
Rau, Heribert, Mozart. 4. Aufl. 8. geh. 6 M.
— — Der Raub Straßburgs. 5. Aufl. 8. geh. 3 M.
Rothenfels, E. v., Haideblume. 2. Aufl. 8. geh. 4 M.
Schweichel, Rob., Aus den Alpen. 2 Bde. 8. geh. 6 M.
Silberstein, Aug., Die Alpenrose von Ischl. 2. Aufl. 8. geh. 3 M.
Wachenhusen, Hans, Die bleiche Gräfin. 4. Aufl. 8. geh. 3 M.
— — Nur ein Weib. 4. Aufl. 8. geh. 3 M.
— — **Rouge et Noir**. 4. Aufl. 8. geh. 3 M.

Transatlantisches

Skizzenbuch.

Federzeichnungen

aus dem amerikanischen Leben

von

Ernst Otto Hopp.

(Nachdruck einzelner Kapitel wird strafrechtlich verfolgt.)

Berlin, 1876.

Verlag von Otto Janke.

RBR.
Jantz
#1419

Inhalt.

		Seite
I.	Auf dem atlantischen Ocean	1
II.	Der Hafen New-Yorks und die Emigranten	6
III.	Ueber Architektur in New-York	12
IV.	Denkmäler, öffentliche Plätze und Gärten in New-York	21
V.	Amalgamiren und Nationalisiren	27
VI.	Die Deutschamerikaner	33
VII.	Die Afrikaner in New-York und den Vereinigten Staaten	45
VIII.	Die Romanen in New-York und den Vereinigten Staaten	53
IX.	Aus dem amerikanischen Leben. Reichthum, Schule und Kirche	59
X.	Der Ultramontanismus in den Vereinigten Staaten von Amerika	83
XI.	Bunte Bilder aus dem amerikanischen Leben. Die Medizinalpfuscherei	90
XII.	Eisenbahnen, Farmverhältnisse, Lynchjustiz und Gefängnisse	107
XIII.	Boarding-Haus-Leid und Freud'	133
XIV.	Amerikanische Seltsamkeiten. Wahlscenen	144
XV.	Glück und Unglück, Stand und Gewerbe in Amerika	157
XVI.	Der Spiritualismus	168
XVII.	Aus den Geheimnissen der Wasserstraße	178
XVIII.	Rowdies, Loafers und Spieler. Panelhäuser und Keno	199
XIX.	Ein Blick auf Philadelphia und die Weltausstellung	213
XX.	Die Indianer sonst und jetzt, ihre Geschichte und Sage	230
XXI.	Im Essex-County. Die verlassene Farm	271
XXII.	Am Cayuga-See. Die Frau des Spielers	285
XXIII.	In den Adirondacks. Ein Traum. Das verödete Fürstenhaus	299

I.

Auf dem atlantischen Ozean.

Ruhig liegt das weite Meer im sanft schwellenden Hauch des Abendwindes vor dir, sicher und stetig gleitet das gewaltige Schiff über die gewaltigere Tiefe einher. Die See rührt sich kaum; ein leises Schwellen, das eine lange, dunle Reihe von Wellen in regelmäßige Bewegung setzt, wie das natürliche Heben und Senken einer Brust unter dem Athemholen, verkündet das Leben der riesigen Masse, die schlummernd deine Existenz auf der Nußschale zu dulden scheint. Denn laß sie nur erwachen, die schlafende Riesin! Laß den Sturmwind seine dunklen Schwingen über das Meer ausbreiten und sieh, wie sein Lächeln verschwindet, wie es grollend und gähnend aufwacht! Weißer Schaum krönt die Spitzen der Wogen, die wie Regimenter im Ansturm auf dich eindringen. Die bodenlose Tiefe öffnet ihr Geheimniß, sie lüftet den Schleier ein wenig von ihrem Abgrund, sie läßt dich hinabschauen in den grausen Schlund, eine heulende, brausende, zischende Masse wallt und wogt chaotisch einher, höher thürmen sich Berge von Schaum und Wasser, tiefer gähnen die Thäler, und wie der Spielball, den die Hand des Knaben lässig hin und her schleudert, taumelt das ächzende Schiff auf dem drohenden Elemente hin und her.

Seltener nur neigt sich der Ozean beiden Extremen zu, der vollkommensten Ruhe und der heftigsten Bewegung Das Mittel ist die durchschnittliche Wirklichkeit. Aber auch die freundlichste Ruhe hat etwas Heimtückisches, etwas vom Sirenengesange; mag der Sonnenschein auf der Tiefe lachen, oder das Mondlicht eine schimmernde Strahlenbrücke darüber hinwerfen, stets behält der Ozean denselben fest und stark ausgeprägten Charakterzug starrer Erhabenheit, einförmiger Größe, monotoner Menschenfeindlichkeit. Nirgends erscheint das Schillersche Wort angemessener als hier:

„Denn die Elemente hassen
Das Gebild' der Menschenhand."

Sieh dich um auf dem weiten Meere, richte deine Blicke nach allen Seiten hin, stets erwartet dich derselbe Anblick! Besonders an grauen Nebeltagen, an denen auf dem Ozean kein Mangel ist, scheinen Himmel, Wolken und Meer am kreisrunden Horizonte in einander überzufließen, dasselbe graublaue Kolorit der Wellen und der Wolken! Das Auge hat nichts, an dem es haften kann. Oft auch täuschst du dich; dir ist, als sähest du eine ferne Küste, die doch immer weiter rückt. Tage vergehen, und du wirst keines Schiffes gewahr, obwohl hunderte von Seglern und Dampfern dieselbe große Heerstraße zwischen der östlichen und westlichen Hemisphäre benutzen. Wie freust du dich aber, erblickst du von fern ein Fahrzeug, das dem deinen gleich seinen einsamen Pfad über die Wasserwüste verfolgt! Die Passagiere versammeln sich, viele Augen und alle Fernröhre richten sich auf den Kollegen, der endlich im Grauen des Abends spurlos wieder verschwindet, wie er plötzlich gekommen war.

Schlagintweit hat Recht, wenn er in seinen Reiseskizzen behauptet, nirgends zeige sich der Charakter der Menschen bestimmter, als auf einer langen Seereise. Die Welt außer dir bietet auf dem atlantischen Ozean fast nichts; selten erscheinen die Ungeheuer der Tiefe vor deinem spähenden Auge; hier und da, besonders häufig in der Gegend von Neufundland, steigt ein Wasserstrahl aus dem Meere, der die Nähe eines Wales anzeigt; eine Heerde Schweinefische spielt scherzend um das Schiff, oder eine andere von riesenhaften Braunfischen wälzt sich schwerfällig durch die Fluth; noch seltener siehst du in den nördlichen Breitegraden „den gefräßigen Hai, des Meeres Hyäne." Seeschwalben flattern oft über die Spitzen der Wasser, die sie, Meeresthierchen haschend, mit ihren zierlichen Schwingen fast zu schlagen scheinen, manchmal setzen sie sich auch ermüdet auf die Maststangen — und damit ist gewöhnlich der Index an sichtbaren Geschöpfen des Ozeans erschöpft, dir bleibt nur noch die wenig wechselnde Scenerie des Himmels und der Fluth zur Betrachtung übrig. Wolkenstudien kann man freilich zur Erschöpfung machen, von der Haufenwolke bis zur Schicht- und Flockenwolke repräsentiren sich alle Spielarten dieser „Segler der Lüfte" in endlosen Massen. Glühend roth, ein feuriger Ball, neigt sich die Sonne im Westen, die „schwedische Sonne" nennt sie der Matrose wohl, der an die Mitternachtssonne des Nordens denkt. Oder der Sternschein lacht auf der nächtlichen Einsamkeit, über dir der langsam seine Stellung verändernde Polarstern, und die Milchstraße spiegelt ihren weißlichen Schein im Meere.

Je weniger Stoff die wenig wechselnde Umgebung bietet, desto mehr Gelegenheit gewährt die Reise über den atlantischen Ozean zu physiognomischen Studien und reichhaltigster Betrachtung der Charaktereigenthümlichkeiten Mitreisender. Selbst der zugeknöpfteste Hypochonder kann sich nicht ganz gegenseitiger Ausforschung entziehen;

daß der Mensch ein die Geselligkeit liebendes Thier sei, bewahrheitet sich nirgend vielleicht in solchem Umfange, als während des kurzen ozeanischen Zusammenlebens. Beim Tosen des Sturmwindes siehst du alle Scalen des Gefühles in deinen Mitleidern resp. Mitduldenrinnen ausgeprägt, von der durch die Seekrankheit hervorgebrachten vollständigen Theilnahmlosigkeit und Gefühlsabwesenheit bis zum lebhaftesten Ausbruch der Angst, die sich bei fortgesetzter Steigerung des Tosens und Brausens in der Natur zum lauten Wimmern und Wehklagen der geängstigten Menschenseele steigert. Die fromme Christin versenkt sich in die Lektüre des eilig hervorgelangten Gebetbuches, die Lippen murmeln leise manch' altes Trostlied, das der derbe Witz eines unverschämten Berliners mit profanem Hohn unterbricht. Der vorsorgliche Philister schleicht etwas gedrückt einher und benutzt die Gelegenheit, da er sich unbeobachtet glaubt, einen der Offiziere schüchtern zu fragen: ob wirklich Gefahr vorhanden sei? — eine Frage, die von dem alten Seewolf nur mit geringschätzigem Achselzucken oder mit kurzer, barscher Antwort erwidert wird. Der Neuling hält eine frische Brise schon für einen vollständigen Orkan, er legt sich angekleidet, gestiefelt und gespornt, in seine Koje. Viele suchen ihre geheime Besorgniß durch häufigen Genuß von Spirituosen zu betäuben, und nur wenig ruhige Philosophen geben sich dem Genuß der wilden Schönheit der Sturmnacht hin.

Aber auch in der drückenden Monotonie der sturmfreien Tage bietet die Seereise ausgiebigen Stoff zu Charakterstudien. Die empfindsame, wenn auch schon etwas stark mitgenommene Jungfrau, verscheucht dich durch unabläßige Heine-Citate, eine andere sucht deine Sympathie durch simulirtes Unwohlsein zu gewinnen, weil sie weiß, daß ihr der leidende Zug so gut steht. Der Handelsjude gefällt sich in brüsken Renommagen, er ist einer von der niladmirari-Sorte, er hat schon alles gesehen, alles genossen, aber die reiche Erfahrung scheint ihn nur unausstehlicher gemacht zu haben. Fabelhafte Kritiken werden verübt, von Amerika nach Europa wird das arme amerikanische Land bitter verurtheilt und kaltblütig selbst von solchen geschmäht, die noch nie über New-York und Umgebung hinausgekommen sind. Von Europa nach Amerika geschieht dasselbe mit Deutschland. Dabei wird nicht nur Einzelnes und ein einzelner Kreis, sondern meist das Ganze kurz und bündig heruntergemacht, wohl deshalb, weil es im Engros-Geschäft billiger ist. Eine Erwiderung wäre nutzlos, sofort wird dir etwas aus eigenster Erfahrung mitgetheilt, wogegen es natürlich keine Rechtfertigung giebt.

Drastischer noch und buntscheckiger gestaltet sich das Leben auf dem Zwischendeck, mit echt deutscher Sparsamkeit sind die Passagiere dort mit Allem sparsam, selbst mit dem Wasser. Die Folgen sind fürchterlich, man sieht dort nur die dunkle und widerwärtige, die

Nordseite des Menschenlebens; eine unförmliche Masse von Schmutz, mißfarbigem Kattun und zerrissenen Gewändern wälzt sich des Morgens auf das Verdeck aus jenen Tiefen, von denen Schiller sagt: „Dort unten aber ist's fürchterlich!" Aber auch hier giebt es interessante Gestalten, wenn man in's volle Menschenleben hineingreift: sieh jenen wettergebräunten, langen, dürren Hidalgo, er hat sicherlich lange Jahre im spanischen Amerika verlebt, sein einziges Kleidungsstück scheint ein langes, verschossenes Plaid zu sein, in das er sich mit Grandezza schweigsam wickelt, der dünne Schnurrbart, das eckige Gesicht — kein Zweifel, er ist eine gelungene Copie des hochedlen Ritter von der traurigen Gestalt Don Quixotischen Angedenkens, nur daß er wahrscheinlich Don Mullero benamset ist. An Sanchos ist kein Mangel, die wiederkäuend mit stumpfem Blick über das Meer schauen. Ein anderer, wettergebräunter, sturmverwehter Schiffbrüchiger des Lebens sitzt dort in ruhiger Apathie, ihm hat das Dasein eine lange Geschichte in's Antlitz geschrieben, Narben und Bisse, Tropensonnenschein und Nachtfrost, er kommt aus dem Inkalande Peru's, und hat einen Bruder in Deutschland, den er besuchen will. Doch horch, ein klagender Flötenton erschallt, um den Künstler hat sich bald ein Haufe von Gaffern gesammelt — neben ihm hockt ein uraltes, runzeliges Weib, eine verwitterte Mumie, die noch keine Ruhe gefunden hat — eine bunte Menschensammlung mit absonderlichen Spezialitäten und mancherlei „berechtigten Eigenthümlichkeiten!"

Die Lichter werden angezündet, schattig wird es auf den Meerespfaden; und was dem lauten Tag mit seiner geschwätzigen Offenheit nicht anvertraut werden konnte, muß nun die Nacht geduldig vernehmen. Es giebt mehrere helle Kerzen da unten in der Kajüte, um die verschiedene Falter in der lobenswerthen Absicht flattern, sich die bis dahin noch junggesellligen Flügel zu verbrennen. Es ist tout comme chez nous, auf dem Ozean wie auf dem Festlande dasselbe Spiel; die Natur wird nicht müde, jeden Frühling ihre Domaine wieder neu grünen und blühen zu lassen, und das Menschenherz versucht es immer wieder, nach dem Glück zu reisen. Leider wird die Schiffsfreundschaft bald brüchig, werfen wir lieber noch einen Blick auf das Meer, das solider erscheint. Es ist Nachts anziehender als bei Tage, dunkelblau und milchweiß schimmert es unter dem Reflex der Schiffslichter, weithin zieht sich ein schimmernder Strahlensteif, tausend und aber tausend phosphorische Infusorienlichtlein hüpfen leuchtend auf der durchschnittenen Bahn — man kann kaum müde werden, das anziehende Schauspiel zu betrachten. —

Ueber die Geschwindigkeit, mit der die Dampfschiffe fahren, giebt es unter dem großen Publikum noch öfters irrige Ansichten, sie ist Tag und Nacht dieselbe, ein tüchtiger Wind von vorne verringert sie gewöhnlich nicht, er bläst die Feuer an und macht die Maschine regel-

mäßiger arbeiten. Vergleichsweise theile ich die täglich durchlaufene Distanz auf drei Reisen mit Dampfern des Bremer Lloyd, der hamburg-amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft und der Liverpool-Inman-Linie mit. Die erwähnten Meilen sind Seemeilen, deren ca. 4 auf eine deutsche Meile gehen:

	Bremer Lloyd	Hamburger Ges.	Inman-Linie.
1. Tag	223	227	219
2. „	317	309	313
3. „	312	292	310
4. „	306	300	303
5. „	319	292	288
6. „	318	287	308
7. „	313	304	319
8. „	312	313	318
9. „	306	305	297

Auf der Reise mit dem Hamburger Schiff war das Wetter etwas rauher. In allen drei Fällen wurde am 10ten Tag Land erreicht. Der allgemeine Durchschnitt für günstige Reisen scheint 300 Seemeilen = 75 d. Meilen per Tag zu sein. Der unglückselige Ehrgeiz der Kompagnien und Kapitäne, einander an Schnelligkeit zu überbieten, hat trotz aller Behauptungen des Gegentheils schon manche Opfer gefordert. Zu keiner Zeit denkt man mehr an die vielen Unglücksfälle zur See und fühlt man sich hülfloser, als in dunkler Nacht; dann erscheint die Geschwindigkeit des Schiffes noch größer, in rasendem Tempo geht es in die tiefe Finsterniß des öden Meeres hinein, sollte ein Unglück sich ereignen, so ist Rettung nur ein blinder Zufall. Doch der Morgen kommt und mit ihm weicht der Alp.

Tag um Tag vergeht, ohne einen nennenswerthen Wechsel herbeizuführen, Himmel und Wasser bieten konsequent dieselben Bilder großartiger Einförmigkeit. Die Gesichter verlängern sich, die Unterhaltung stockt, alle Gesprächsthemata sind erschöpft, der Born der Lust an den Seebildern ist versiegt, kein Citat will mehr fangen, müde und einsilbig schleichen die Passagiere einher, das Essen schmeckt kaum noch, die Bücher sind längst bei Seite gelegt. Nur ein kleines unverwüstliches Häuflein von Spielratten setzt ohne Rast und Ruh' das vaterländische „Solo" oder „Schafskopp" im Rauchzimmer fort. Alle Unglücksgeschichten der letzten 10 Jahre, der „Ville de Paris", des „Atlantic" und des „Schiller" sind gründlich erzählt worden; auch diese Aufregung stimulirt nicht mehr. Du setzest dich geduldig in die Kajüte und greifst zur Feder, um einen kurzen Bericht deiner wenig abenteuerlichen Reise an die fernen Lieben in der Heimath abzufassen.

Endlich kommen die ersten Boten des nahenden Landes, ein Leuchtthurm oder ein schimmernder Streifen der mütterlichen Erde.

Eine fieberhafte Unruhe erfaßt Alle, die Koffer werden gepackt, lange bevor es nöthig ist, und selbst in den zweifelhaften Gründen des Zwischendecks erfolgt eine wunderbare Metamorphose. Die Chrysalide, die sich bis dahin ungewaschen und mit struppigem Haar gähnend auf dem Verdeck reckte, entpuppt sich in staunlicher Farbenpracht zum buntfarbigen Schmetterling, der Sonntag-Nachmittags-Ausgehrock verläßt das Verließ der Kiste, und sogar der Glacehandschuh wird versucht. Alles freut sich, dem Gefängniß bald entronnen zu sein, und sogar der verkannte Don Quixote hat wenigstens ein reines wollenes Unterhemde hervorgeholt.

Und doch mag dir, trotz aller Langeweile und neben aller Unannehmlichkeit der Seereise, ein dauernder Gewinn aus ihr erwachsen. Lenau sagte einst, er wollte seine Phantasie in die Schule schicken, in die Urwälder und auf den Ozean. Und er hatte Recht, der Ozean ist eine Hochschule des Genusses für den künstlerischen, für den denkenden Geist. Die trivialen Kleinlichkeiten und Kleinigkeiten, das Eingesperrtsein auf engem Raum, den du dem wilden Thiere ähnlich in ruheloser Wanderung zu messen lernst, bis die Futterglocke schallt — Alles das vergißt sich im späteren Leben leicht, ja, es mag dir sogar ein Lächeln entlocken, denn „ist Noth vorüber, sind die Nöthe süß", — aber nie wirst du das Bild des Großartigen wieder vergessen, das der Ozean dir tief eingeprägt hat. Den beiden schroffsten Gegensätzen, die dir bei öfteren Reisen auf dem Meer begegnen, der starren, unendlichen Ruhe der Wogen, oder der wilden Sturmnacht läßt sich nichts vergleichen, es mag einförmig, ermüdend auf der einen Seite oder schreckhaft und furchtbar auf der andern sich darstellen, aber immer groß, erhaben und bewundernswerth. Der Begriff der Unendlichkeit und Ewigkeit, Worte, die wir in unserem Alltagsleben fast mechanisch nachlallen, wird uns erst auf dem Ozean faßbarer, das kleine Leid des Menschenlebens und seiner Enttäuschungen vergißt sich, und über der bodenlosen Tiefe lernst du das Wort recht begreifen, daß der Gedanke über der Materie stehe. —

II.

Der Hafen New-Yorks und die Emigranten.

Es giebt wenig Häfen der Welt, die sich mit dem großen Bassin messen können, das sich an der Mündung des gewaltigen Hudsonstromes ausbreitet. Alle Schiffe aller Nationen hätten dort Raum zur Genüge. An Schönheit könnten manche Häfen mit ihm konkur-

riren, am erfolgreichsten vielleicht Rio Janeiro, um dessen Hafen die volle Pracht einer zumal für den Nordländer gleichsam berauschenden tropischen Fülle und Ueppigkeit der exotischen Natur ausgegossen ist, an räumlicher Ausdehnung ist er geradezu unübertroffen. Ein reizendes Panorama entfaltet sich dem Einwanderer, der die neue Welt heimsucht, bei'm Eintritt in dieselbe, gleichsam als Ermuthigung und als Trost nach den Beschwerden der Seereise. In unübersehbarem Bogen, von der Insel Staaten Island hinüber zu Long Island schimmern Häuserreihen, Dörfer und Städte ihm entgegen, die sich am linken wie am rechten Arme des Hudson, dort im Staate New-Jersey, hier im Staate New-York, Long Island hinab, entlang ziehen. Zwischen beiden breiten Armen des Flusses liegt ein unübersehbares Häusermeer, die Stadt New-York.

Es ist ein liebliches und tröstliches Bild, das dem Fremden an der Schwelle des großen wirthlichen Hauses von Amerika entgegentritt, reizend im lachenden Sonnenschein und nicht minder bezaubernd zur Nacht, wenn tausende von bunten Lichtern meilenweit um den Hafen in gewaltigen Kreisen oder im Hafen selbst auf den Schiffen schimmern. Alles ist zur Tagzeit dort voll Leben und Bewegung, hunderte von Kähnen, Seglern und Dampfern gleiten stromauf und stromab. Der Pulsschlag des Lebens steht hier nie stille; und von fern vernimmt dein Ohr, wenn du aufmerksam lauschen willst, ein unbeschreibliches dumpfes, unbestimmtes Chaos von Tönen, ein Rauschen, Brausen, Klopfen und Heulen, das einer Weltstadt nie fehlt. Gewaltige Ozeandampfer schwimmen majestätisch vorüber meerwärts, sehnend folgt ihnen manches Auge und manches Herz, das mit ihnen einen Gruß hinübersendet in das alte Land der Väter; andere kommen mit frischer Hoffnung beladen, ein ewiges Kommen und Gehen, ein echtes Lebensbild! Jener hochbordige Raddampfer gleitet nach dem sonnigen Süden hinunter, schon ein wenig geübtes Auge kann an der Bauart seine Bestimmung errathen, und menschenbepackte Fährboote suchen sich heulend einen Weg durch das Labyrinth von Schiffen, von einem Ufer zum andern.

Nach London ist New-York der größte und besuchteste Hafen der Welt. Fast alle Nationalitäten der Erde, wenigstens die civilisirteren, kannst du an den Schiffswerften vertreten finden. Der Chinese und der Türke, der Mohr und der Brasilianer, der Spanier und der Russe treiben sich an den Hafenplätzen umher, und alle Sprachen der Welt werden dort in buntem Gemisch verarbeitet. Die Anlegebrücken sind meist in traurigem Zustande, die neue, eines Welthafens würdige Steinumwallung ist in Arbeit, es wird aber wohl noch Jahre nehmen, ehe sie der Vollendung entgegenreift. Nicht, daß die Amerikaner langsam arbeiteten, im Gegentheil, sie besitzen im Bauen eine „affenartige Geschwindigkeit"; aber der Bau der Hafenanlagen ist ein

Geschäft, ein „job“, und zwar ein gut zahlendes, darum wird es so lange wie möglich ausgedehnt, damit der Goldstrom lange fließen kann.

Ist New-York auch nicht der größte Handelshafen der Erde, so ist es doch der größte Einwanderungshafen. Nur geringe Prozente der gesammten amerikanischen Einwanderung wenden sich nach anderen Häfen, nach Boston, Philadelphia, Baltimore oder New-Orleans. Und ein großer Bruchtheil der Einwanderung bleibt wieder in der Stadt selbst, Wochen und Monate lang, oder auch für immer. New-York ist die große Cloake der Welt, aus allen Ländern strömen dort die Glücksritter zusammen, die oft mit nicht sehr skrupulösem Gewissen eine Reise nach dem vermeintlichen Glück unternehmen, die Abenteurer par excellence, die europamüden Opfer trüber Verhältnisse, die verkannten und verkommenen catilinarischen Existenzen, die Weltschmerz-Erfüllten oder am gebrochenen Herzen Leidenden, die vielen kassirten, Schulden halber oder sonst aus einem Grunde verdufteten preußischen Offiziere, die Spekulanten, die sich kleine Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen ließen, die Diebe und Zuchthäusler, die kein Operationsfeld mehr in Europa fanden, die Wechselfälscher und Hochstapler jeder Farben-Nüancirung, Religion und Nationalität, — und neben ihnen allerdings auch viele ehrliche Männer, die sich in der Welt etwas versuchen wollen, die vor dem preußischen „Militarismus“ Ausreißenden und früher auch die Ritter vom Geist, die sich mit unklaren Völkerbeglückungsphantasien trugen, von idealen Freiheitsbestrebungen schwärmten und der Despotie Europas entlaufen wollten. Die Zahl der letzteren hat sich allerdings erheblich vermindert, denn es giebt in Amerika Stunden, in denen man anfängt, in einem gewissen Sinne für wahr zu halten, was einst Lenau von Amerika in derb realistischer Weise schrieb: „Es ist ganz gleich, in welche Form man den Quarkfladen tritt — es bleibt eben Quark.“ Das praktische Leben hat diese letztgenannten, die deutschen Prinzipienreiter schnöde behandelt, entweder gingen sie unter, oder sie vergaßen die schimmernden Ideale ihrer Jugend, als sie Mais erndten, Kohl pflanzen oder schachern gehen mußten, um die Messer- und Gabel-Frage zu erledigen.

Ein buntscheckiges Gemisch von Elend und tüchtiger Arbeitskraft, von Bildung und Rohheit, von Dummheit und Klugheit, drängt sich alljährlich in New-York durch die Einwanderung zusammen. Das rohste Kontingent stellt natürlich Irland, das schmutzigste, in des Wortes verwegenster Bedeutung, unsere edlen Vettern, die skandinavischen Brüder. Die plattdeutsche Tagelöhnerfamilie leistet Großes darin, sie entsteigt in einer unsagbaren Verfassung der Höhle des Zwischendecks, aber sie wird noch von den biederen Nordlandssöhnen übertroffen. Man kann eine solche wohl an irgend einer Ecke stehen sehen, es ist fast wehmüthig anzuschauen, wie un-

beholfen, ängstlich und kindisch sich die Hünengestalten in dem fremden Element ausnehmen, aber der starrende Schmutz, an dem sie mit nordischer Gewissenhaftigkeit kleben, verscheucht bald das poetische Gefühl des Mitleides mit den Heimathfernen und Freundlosen. So vergehen Träume, in Amerika giebt es viele Enttäuschungen. Auch in den Schweizern irrt man sich, diese Alpensöhne der Freiheit, die doch aus dem freisten, dem einzig freien, Amerika ebenbürtigen Lande Europa's kommen, bei deren Namen einige vage Schulreminiscenzen oder dichterische Erinnerungen in uns aufdämmern vom Alpenglühen, vom Alphornklang, von Gletschern und all' der riesigen Naturpracht, von biederer, edler, treuherziger Sitte und idealem Schwung — ach, sie entpuppen sich in New-York so oft als gemeinste Beutelschneider, als Inhaber verrufener Spelunken und als Besitzer oder Miether solcher Häuser, in denen, wie Heine sagt, das horizontale Handwerk getrieben wird.

Nur die Kajütenpassagiere der ankommmenden Dampfer oder Segelschiffe dürfen frei in Amerika landen, die große Masse der Emigranten oder Immigranten, die Zwischendeckler, werden an der Spitze New-Yorks ausgeschifft. Dort erhebt sich ein nicht gar zu sauberes, rundes Gebäude, der Castle-Garden, in dem die Ankömmlinge den ersten Tag verweilen dürfen, dort werden ihre Namen, ihr Alter, ihr Geschäft und ihr Reiseziel gebucht, dort wird ihnen guter Rath ertheilt, wenn sie ihn annehmen wollen, auch Beschäftigung vermittelt. Ein unverkennbarer Fortschritt zum Bessern hat sich seit dem letzten Jahrzehnte im Emigrantenwesen, in der Aufnahme, Behandlung und Berücksichtigung der Einwandernden geltend gemacht. Die Zeiten sind längst vorbei, da die sogenannten „runners" die ankommenden Schiffe förmlich überfielen, die armen Opfer systematisch ausplünderten und mit List oder durch Anwendung von Gewalt ihrer Habe vollständig beraubten. Strenge Aufsicht wird geübt, und strenge Ahndung erfolgt in solchen Fällen, die der Aufsichtbehörde oder der Polizei bekannt werden. Freilich giebt es noch immer manche Schwindeleien, mancher Betrug wird noch verübt, und mancher biedere „Dutchman" erstaunlich geprellt, gerade so, wie dies in jeder Großstadt, und nicht am wenigsten in der Hauptstadt des deutschen Reiches von den Bauernfängern geübt wird, die den harmlosen Provinzialen bei'm gemüthlichen und interessanten Kümmelblättchen über's Ohr hauen. „Die Dummen werden eben nicht alle" — sagt Professor Bock, hier wie anderswo, und in New-York ist es in der Beziehung auch wieder tout comme chez nous. Der Mangel an Sprachkenntniß ist es ganz besonders, der dort Spitzbübereien befördert; die wenigsten ankommenden Deutschen verstehen das englische Idiom geläufig genug, um sich schützen zu können. Der Irländer ist aus zwei Gründen viel besser dran; erstlich versteht er

englisch, und zweitens hat er selten etwas, das des Stehlens werth wäre.

Die schlimmsten Freunde des Ankömmlings sind gewöhnlich nicht Spitzbuben fremder Nationalität, sondern die eigenen Landsleute. Ein Beispiel statt vieler. Ein nichts Arges ahnender deutscher Landsmann folgte einem solchen Schurken, der, wie er behauptete, aus der Nähe desselben Dorfes stammte, aus dem der Emigrant gebürtig war. In Folge dessen entwickelte sich bei'm Glase Bier eine große Vertraulichkeit; die wichtigste Frage des Plünderers war die, ob sein Freund auch Geld habe und wieviel? — Fünfhundert Thaler. — In welcher Münzsorte? — In amerikanischem Gelde. — Wo eingewechselt? — In Bremen. — Mit bedenklichem Gesicht erwiderte der Freund, es gäbe soviel falsches Geld hier, es wäre doch besser, er ließe das Geld prüfen, und schlug ihm vor, zum deutschen Konsul zu gehen und dort die Bankscheine besichtigen zu lassen. Der uneigennützige Freund wollte ihn selbst dahin bringen. Diese Idee schien meinem Landsmann höchst plausibel, der Aermste ging in die Falle, sein Weib mußte den am Heiligthum des Busens sorgfältig eingenähten Schatz hergeben, und fort gingen Beide. Durch alle möglichen Gassen und Winkelstraßen gelangten sie endlich zu einem Hause, an dem ein Schild mit großen Buchstaben befestigt war: „X. X. Deutscher Konsul." Ein Komptoir schien dort zu sein; ein ernst blickender, gut gekleideter Herr saß an einem Schreibpulte. Die Bitte wurde vorgetragen und bereitwilligst gewährt. Lange und nachdenklich untersuchte der würdige Konsul das Geld, endlich steckte er es wieder in das Beutelchen, gab es zurück und sagte, es sei Alles in Ordnung. Wer war zufriedener als unser Emigrant! Mit vielem Danke trennte er sich von dem deutschen Reichsvertreter; der bereitwillige Freund verabschiedete sich auch bald, nachdem er ihn durch ein Labyrinth von Straßen in seine temporäre Heimath zurückbegleitet hatte. — Es schien wirklich Alles in bester Ordnung zu sein, aber die Mine explodirte am nächsten Tage. Der Emigrant hatte das Beutelchen nicht sogleich weiter untersucht, es geschah am nächsten Tage. Er zählte sein Vermögen nach, und siehe! statt fünfhundert Thaler waren es nur 250; unmöglich! Der Konsul hatte ja vor seinen sichtlichen Augen das Geld gezählt, — und doch war es so; der Langfinger hatte als praktischer Prestidigitateur mit großer Kunstfertigkeit die Hälfte wegeskamotirt. Das Konsulat war natürlich nur eine Farce gewesen, das Schild war sofort wieder entfernt worden, und in dem Gewirr von engen Gassen konnte sich der Deutsche nicht mehr zurecht finden. Der uneigennützige Freund aber war alle geworden. —

Eine andere viel gebrauchte Falle für thörichte Mäuse besteht im Goldeinwechseln. Es wird dem Schlachtopfer vorgeredet, wie

hoch das Gold, das ja in Amerika fluktuirt, jetzt stehe, oder es wird ihm vorgespiegelt, ein unglücklicher Freund müßte sein Gold verkaufen, unter dem Preise — in beiden Fällen könnte er enorm verdienen — und er erhält falsches Geld, gut vergoldete Spielmarken, die er sich als Andenken getrost aufheben kann. Auf einwandernde Deutsche ist auch folgendes Inserat berechnet, das dem beschäftigungslosen und unternehmungslustigen jungen Manne, der noch ein paar hundert Thaler besitzt, sofort in die Augen fällt: „Gesucht: ein thätiger junger Mann für eine Real-Estate-Office (Agentur für Grundstücke und Häuser) 300 Dollars Kaution verlangt." — Dieser Prozeß ist dann sehr einfach: der Nichtsahnende wird mit 15 Dollars Gehalt per Woche engagirt und muß die Kaution baar erlegen. Nach zwei Wochen kommt der neue Agent eines Tages auf's Komptoir und findet seinen Meister und Herrn schnöde verschwunden, der in einem anderen Stadtviertel das Geschäft mit ungeschwächten Fonds fortsetzt, bis ihn die heilige Hermandad abfaßt. Diese Sorte nimmt aber nur baare Kaution, hohnlächelnd weist sie natürlich jede andere ab, denn im Baaren liegt die Pointe des Prellens.

Neben den traurigen und ernsten Bildern menschlicher Verkommenheit und raffinirter Spitzbüberei, wie sie nun von einer Emigrantenstadt unzertrennlich sind, giebt es auch hier und da drollige und heitere Scenen. Ein Neger, der Jahre lang in Pennsylvanien unter Deutschen gedient hatte, traf eine eben angekommene Auswandererfamilie am Bollwerke; der lange blaue Rock des biederen deutschen Tagelöhners, sein langer Stock und seine sonstige vorsündfluthliche Tracht zogen den übrigens pechrabenschwarzen Afrikaner an. Er beschloß, sich einen Jux zu machen, näherte sich der Familiengruppe, die ziemlich ungewiß auf die fremde Gegend starrte, und begann eine Unterhaltung auf deutsch. Entsetzt und erschrocken starrt ihn der Meklenburger an. „Bist Du denn ein Deutscher?" frug er erstaunt, — „Du bist ja aber schwarz!" setzte er betroffen hinzu. „Ja, Vater, erwiderte der schwarze Freund, den der deutsche Ackerknecht gewiß für einen nahen Verwandten Sr. höllischen Majestät hielt, „Siehst Du, ich bin schon dreißig Jahre in diesem Lande, und die Sonne brennt hier furchtbar heiß, wenn Du erst so lange hier bist, siehst Du eben so schwarz aus." — Sprach's und verschwand grinsend, während der Deutsche ihm entsetzt nachschaute, und seine Frau ein lautes Jammergeschrei anstimmte. —

Man ist sich in Amerika endlich darüber klar geworden, welch' ein enormes Kapital von Geld und Arbeitskraft alljährlich über den Ozean schwimmt und das gelobte Land der Freiheit bereichert, man hat einsehen gelernt, welche Vortheile aus der steten Einwanderung sprießen und angefangen, die Ankömmlinge etwas besser wie das Vieh zu behandeln, dem man bei seiner Ankunft alle mögliche Sorgfalt

angedeihen läßt. Das Vieh war bislang theuer, und Menschenleben so billig! Es ist besser geworden, und das Bessere soll man immer freudig begrüßen, damit endlich das Beste erscheint. Für die geistige Erquickung der Emigranten ist ein Emigrantenhaus zusammengebettelt worden, in welchem in deutscher Zunge Gott gepriesen, und der innere Mensch gestärkt wird; auch der äußere darf nach mäßigen Preisen beköstigt werden, und als Gratisbeilage erhält der Glückliche, der sich diesem Institute zuwendet, außer den bekannten löschpapiernen Traktätlein noch den Rath des wohlmeinenden Emigrantenpredigers und seiner Assistenten. Andere Wirthe sind konzessionirt, um Emigranten zu verpflegen, darunter viele Deutsche. Ich bin fest überzeugt, daß diese Maßregel eine nützliche ist, und daß den gröbsten Schwindeleien dadurch vorgebeugt wird, aber es ist mir unmöglich gewesen, anders als mit gemischten Gefühlen von Mitleid und Entsetzen selbst an diesen konzessionirten Fütteranstalten vorbeizugehen, ihre Atmosphäre ist entschieden „muffig", und der Dichter sagt: „und begehre nimmer und nimmer zu schauen" — und ihm folgte ich und wandte mein Auge reinlicheren Bildern zu. Es sind besonders einige bestimmte Straßen, in denen sich das ganze Emigrantenelend von Alters her zusammendrängt.

Höchst ergötzliche Szenen spielen sich auch bei'm Landen der Passagiere unter der Gepäckbesichtigung der Zollhausschnüffler ab. Der echte Deutsche laborirt, als Durchschnittsmensch betrachtet, wenig an Freigebigkeit, trotzdem raucht er gern, und die meisten Einwanderer bringen sich wenigstens einen kleinen Vorrath von Cigarren und Tabak mit, die dann versteuert werden müssen oder nicht, je nachdem die Gewissenhaftigkeit der Beamten durch eine Cigarren-Gratifikation beschwichtigt wird oder nicht. Der Unglückliche, der zu sparsam ist, muß sicher Zoll zahlen. Andere und werthvollere Sachen werden oft eingeschmuggelt, besonders Diamanten, in denen lebhaftes ungesetzliches und kostenloses Importiren versucht wird. Doch hat der organisirte Vertrieb so ziemlich aufgehört; trotz alles noch so sorgfältigen Versteckens findet der Beamte oder bei Damen die Beamtin die Juwelen, worin sie eine seit Jahren geübte Schiffsspionage unterstützt.

III.

Ueber Architektur in New-York.

Von amerikanischer Architectur sprechen zu wollen, ist fast vorwitzig, denn bei Lichte betrachtet ist keine vorhanden. Hüte dich aber, dem Chinesen erklären zu wollen, sein Zopf sei eine Absurdität;

er wird dich besten Falls achselzuckend für einen Barbaren ansehen und gründlich verachten. Ebenso wird dich der Amerikaner, wenn du über seine verschrobene und verrenkte Architektur witzelst, für einen Ausländer halten, der unter dem Einfluß unfreier Luft großgesäugt und emporgewachsen, die Institutionen und den Geist eines freien Volkes nicht begreifen könne, absolut nicht könne. Da haben wir's: das Vermögen ist nicht da! Trotzdem scheint die Natur dem Anglo-Amerikaner Manches versagt zu haben; Skulptur und Architektur sind zwei Künste, die er noch nicht recht begriffen hat, wofür ihm der Sinn fehlt. Auch das Studium fehlt. Platen sagt irgendwo: „Das Talent in jeder Kunst ist selten, den Sinn aber dafür auszubilden, ist so ziemlich Allen vergönnt, nur will er wirklich ausgebildet sein." Daran fehlt es aber, und es fehlt an Vorbildern, an großen Museen; nicht Jeder, der seinen Sinn für Architektur ausbilden möchte, ist in Amerika mit Glücksgütern reichlich genug gesegnet, um im fernen Auslande die Kunst lernen zu können. Der Geist der Schönheit, der vielleicht im Menschen schlummert, will geweckt sein; läßt du ihn einschlafen, verstummt seine Stimme ganz, oder kommt in anderer, der Kunst fernliegender Weise zur Bethätigung.

Und noch ein anderes Moment ist wohl zu beachten. Verglichen mit den meisten europäischen Staaten, die sich im Glanz hundertjähriger Ueberlieferungen sonnen und eine Geschichte ihr eigen nennen, aus der Kunst und Wissenschaft, als Pflanzen betrachtet, den befruchtenden Dünger nehmen, um keimen zu können — verglichen mit allen diesen Ländern ist Amerika immer ein junges Gemeinwesen. Hundert Jahre sind jetzt verflossen, seit es frei dasteht. Dieser Zeitraum hat noch nicht genügt, das ganze weite amerikanische Ländergebiet zu kolonisiren und zu civilisiren. Und erst kommt das tägliche Brot, die Sorge um die Existenz; die Hand, welche den Urwald zu lichten hat und die jungfräuliche Prairie beackert, kümmert sich nicht viel um die Pflege der Blumen, die in müßigen Stunden der Ruhe das Herz des Menschen erfreuen.

So kommt es, daß fast alle Städte Amerika's dasselbe Bild bieten. Du magst Philadelphia oder Baltimore, Chicago oder St. Louis, New-York oder Boston besuchen, der Wechsel wird gering sein. Alle diese Städte sind mit einer Geschwindigkeit gleichsam aus der Erde emporgewachsen, die jeder Parallele mit anderen Gemeinwesen spottet. Es sind schablonenhafte Städte voller Wohnstätten, die den Bedürfnissen des Augenblicks genügten. Und zog der reichere Mann in ein eleganteres Haus, so baute er nicht etwa an Stelle des alten ein neues Prachtgebäude, sondern er überließ es ärmeren Bürgern zum Kauf und siedelte sich in vornehmeren Gegenden an. Das Hängen an der Scholle, das der Deutsche gern mit rührender Sentimalität pflegt, ist dem Amerikaner weniger bekannt. Der Amerikaner

hat eine Heimath, und zwar ein schönes, großes Land, das er sein eigen nennt, aber vom Vaterland ist ihm nur ein bescheidener Begriff geworden. Die Idee des Vaterlands, die der Deutsche so poetisch erfaßt und so vielfach verherrlicht hat, ist ihm eine altfränkische Schrulle: ubi bene, ibi patria! Und er geht so weit, das Wort Vaterland halb und halb im Hohn und Spott gegen die deutsche Idealität und Heimwehkrankheit, die er nicht faßt, anzuwenden.

Der allgemeine Typus der Wohnhäuser der amerikanischen Städte ist die Kaserne, nicht zu soldatischen Zwecken, sondern als Familienhaus. Ganze Straßengevierte bestehen aus genau denselben Häusern, die nur in der Hausnummer ihre Verschiedenheit suchen, dieselbe Größe und Höhe, das nämliche Baumaterial, die gleichen Verzierungen! Nimm aus der Spielschachtel deines Kindes die Häuser und setze sie zusammen: voilà! nach dem Baumaterial unterscheidet man Holzhäuser, die in größeren Städten jetzt verboten werden, Ziegelhäuser und Braunstein (d. h. braune Sandstein)-Gebäude. Letztere sind für die vornehmere Welt berechnet. Setzen wir noch hinzu, daß der Regel nach drei Fenster Front eine Hausnummer bedingen, so ist das Thema über Familienwohnungen nahezu erschöpft. Die Extravaganz eines Hauses mit mehr denn drei Fenstern Straßenfront erlaubt sich nur selten der Reiche, der die europäischen Prachtbauten schon einmal gesehen hat. Solche Häuser sind wie gesagt, rarae aves, denn jedes Grundstück enthält durchschnittlich nur eine auf drei Fenster berechnete Vorderfläche, und darum ist ein Abweichen vom Hergebrachten kostspielig. Am billigsten wohnt in New-York der irländische Squatter, der ohne Miethe und Grundsteuer zu zahlen, auf den Felsen, die noch hier und da unbebaut zwischen verschiedenen Stadttheilen New-Yorks emporstarren, seine hölzerne Hütte erbaut hat, die nicht nur ärmlich und bemitleidenswerth, sondern auch oft geradezu komisch in die Welt schaut, ein räudiger Hund bewacht meistentheils das Eigenthum des freien Bürgers, der auf dem malerischen Felsplateau zum Genuß einer Freiheit berechtigt ist, die unbegrenzt und unbeneidet erscheint. Als Nationalflagge weht ein zerrissenes Hemde im Winde flatternd; zerbrochene Töpfe und verbogene Zinnkannen lagern sich als Dekoration um das liebliche Gemälde häuslichen Stilllebens, das sich allerdings wohl öfters zu einem bewegten gestaltet, denn Bridget ist dem Feuerwasser hold wie die Urbewohner des Landes, die einst die Insel, auf der New-York steht, auf indianisch Manhattan benannten (Ort der Trunkenheit). Manches Familiendrama spielt sich auf diesen Höhen ab, auf die der Mensch mit seiner Qual gedrungen ist, um das Schillersche: „Auf den Bergen ist Freiheit!" Lügen zu strafen, und die Polizei hat nicht gern mit den Insassen zu thun, deren Achtung vor dem Gesetz verschwindend gering ist. Hunderte solcher „shanties", Holzbuden, existiren noch, zwar nicht berechtigt,

aber geduldet. Doch die alles nivellirende Zeit mit ihrem Straßenbau und ihren neuen Häuseranlagen vertreibt die Armuth auch von dort, langsam aber sicher, die Felsen werden gesprengt, und die Hütten weichen, oftmals nicht ohne hartnäckigen Kampf, nicht, um etwa abgebrochen zu werden, sondern nur, um an einer anderen, vom Hauche der Kultur noch weniger beleckten Stelle wieder aufgestellt zu werden. Das Fortbewegen nicht nur kleiner, sondern auch größerer Häuser ist bekanntlich eine amerikanische Spezialität. Ich sah einmal in der neunten Avenue ein Haus mitten auf der Straße stehen, und zwar bewohnt, ein Lockenkopf blickte harmlos aus dem Fenster, es war Abend geworden, die Arbeiter hatten mit dem Fortbewegen nicht zu Ende kommen können und ließen das ziemlich große Gebäude ruhig mitten in der breiten Straße stehen. Die Familie, die es bewohnte, war nicht etwa ausgezogen, sondern schlief und kochte und lebte seelenruhig weiter. —

Von den größeren Gebäuden New-Yorks ist vor allen das Rathhaus zu bemerken, obwohl sich wenig Bemerkenswerthes daran knüpft, ein schon etwas bruchfällig gewordener Bau von zwei Stockwerken, der durch seine erhöhte und auf mehreren Seiten freie Lage sich günstig hervorhebt. Das interessanteste Gebäude New-Yorks ist aber entschieden nicht die „Cityhall" sondern das Gerichtsgebäude hinter derselben. Es ist keinem New-Yorker zu verdenken, wenn er mit gemischten Gefühlen von Bewunderung und patriotischem Dünkel dieses stattliche Haus betrachtet; denn es giebt keine Stadt der Welt, die ein ähnliches Kuriosum aufzuweisen im Stande sein dürfte. Das Haus ist einfach, würdig und solide, es kostet nur ungefähr 12—14 Millionen Dollars, die ganze Leidensgeschichte des letzten Dezenniums der Stadtverwaltung konzentrirt sich in diesem Unicum. Der Bau verschlang unberechenbare Summen, seine Möblirung kostete so viel, daß man nach mäßiger Schätzung an hundert Bürgerhäuser dafür hätte ausstatten können. Noch immer wird an ihm gebaut, und hoffentlich wird auch noch die nächste Generation Gelegenheit haben, sich dabei bereichern zu können.

Um die Cityhall gruppirt sich eine ganze Reihe der hervorragendsten Gebäude, vor allen die neue Post, das Werk eines Deutschen, ein solider Steinbau, der etwas massiv erscheint und leider nicht auf allen Seiten frei genug liegt, um einen günstigen Totaleindruck hervorzurufen. Durch seine kolossalen Dimensionen muß er nothwendig imponiren. Weniger ist dies der Fall mit dem Gebäude der Tribüne, einer der hervorragendsten täglichen Zeitungen, das genau an ein Spielzeug erinnert und auf dünnen Eisenbeinen stehend mit einem Thurm endigt, dessen Zweck unklar erscheint, eine dünne, entsetzlich hagere Karrikatur eines langen und hohen Monstrums von Amerikaner, der, um Aufsehen zu erregen, die Kunde seiner Existenz

in die Welt hinausschreit, eine Stein- und Eisenreklame unserer Humbugzeit (wobei nicht etwa an den Redakteur der New-Yorker Wespen zu denken ist). Einfacher und passender erscheint das Gebäude der deutschen Staatszeitung, das in ungemein günstiger Lage als Spitze eines dreieckig endenden Häusergeviertes sich sehr vortheilhaft ausnimmt.

Die meisten größeren Gebäude New-Yorks tragen ein Aushängeschild an ihrer Stirn. Schöne Architektur oder eine Idee, die durch das Ganze geht, wird man meistens vermissen, es verschlägt dem Besitzer nichts, ob er den Pferdestall in reinster Gothik ausführen läßt, oder ob eine maurische Moschee von Bierkneipen umgeben sich erhebt, nur einen Zweck muß das Gebäude erfüllen: es muß Staat machen und auffallen! Das Letztere à tout prix, es ist die Quintessenz von Allem! Darum versieht man die Gebäude ohne jeden Zweck mit Thürmen, die aller Aesthetik Hohn sprechend, bald als umgestülpte Tassen, bald als Vogelkäfige von dem rohen Geschmack, der noch herrscht, Zeugniß ablegen. Nur wenige Gebäude machen eine Ausnahme, in einem nicht geschmacklosen Hause an der Ecke der 23sten Straße und vierten Avenue, das öfters als Gemäldegallerie benutzt wird, hat man aus bunten, gebrannten Ziegeln einen wenig nachgeahmten Versuch gemacht, eine bessere Richtung einzuschlagen, auch ein Marmorhaus in der fünften Avenue ist solide und würdig gebaut. Das letztere gehört dem bekannten Großindustriellen A. T. Stewart. Das Haus ist hübsch, aber es knüpft sich eine kleine Geschichte daran, und da mir unglücklicherweise bei der Betrachtung des edlen Baues immer die Geschichte einfällt, kommt mir das Haus auch nicht mehr hübsch vor: hier ist die Geschichte.

Es war einmal ein reicher Mann, der ein hübsches Haus haben wollte aus Marmelstein, Gold hatte er genug, darum wollte er auch „show“ machen. Und er rief einen Baumeister und machte einen Kontrakt mit ihm, das Haus aus bestem weißen Marmor für eine stipulirte Summe zu errichten. Der Marmor stand gerade sehr niedrig, er war billig; aber nach wenigen Wochen stieg er enorm, wie das im Lande der Freiheit oft zu geschehen pflegt, vielleicht hatte ein reicher Spekulant ihn in die Höhe geschraubt. Der Baumeister lief zum reichen Manne und bat ihn, den Kontrakt zu ändern, er könne das Haus wohl bauen, aber er würde unter den abgemachten Bedingungen dabei zum Bettler werden. Der reiche Mann bestand auf Erfüllung des Buchstabens. Der arme Baumeister war ein Ehrenmann, er baute das Haus, sein ganzes Vermögen ging drauf, er war ein Bettler geworden. Da, in einem Anfalle wahnsinniger Betrübniß, schoß er sich eine Kugel vor den Kopf. Er hinterließ eine Frau und sieben lebendige Kinder. Der reiche Mann ist aber in das Marmorpalais nicht eingezogen, man sagt, ihm graue davor.

Herr Stewart kann sich übrigens außerdem rühmen, den größten Kaufladen der Welt zu besitzen, es ist ein ganzes Häusergevierte zwischen der neunten und zehnten Straße, das er aus solidem Eisen vierstöckig als gigantische Kaufhalle eingerichtet hat. Ich glaube nicht, daß irgend ein Laden, selbst in London oder Paris, sich an Größe mit diesem Monstergeschäft messen kann. Das Innere ist praktisch, aber nicht gerade besonders prächtig und geschmackvoll eingerichtet, es gleicht besonders in den Nachmittagsstunden einem riesigen Ameisenhaufen. Alles, was ein weibliches Herz erfreuen kann, ist in grandiosen Massen darin aufgespeichert, und die lieblichsten Vertreterinnen der bessern Hälfte des Menschengeschlechtes trippeln dort graziös einher, um ihre Einkäufe zu machen. Arme Väter und Ehemänner! —

Durch prächtige Gebäude zeichnen sich in New-York besonders die Banken aus, die dadurch ihre Solidität und ihren Reichthum ad oculos demonstriren und das Publikum anlocken wollen. Es ist nur Schade, daß selbst der kostspieligste Bau die armen Bankgehülfen, die clerks, nicht verhindern kann, von Zeit zu Zeit eine Spazierfahrt nach Canada zu unternehmen, weil sich kleine Unregelmäßigkeiten ereignet haben. An barocken Bankgebäuden ist kein Mangel; den seltsamsten Kontrast zu seiner Umgebung bildet ein neu errichteter Bankpalast in der Bowery, der den Zweck, „show“ zu machen, auf's Wohlgefälligste erfüllt. Aber die sonderbarsten Gebäude New-Yorks sind ohne Frage die Kirchen. Es giebt nicht nur gothische, normännische, maurische und in allen denkbaren Renaissance- ähnlichen Stylen erbaute Gotteshäuser, sondern auch solche, die alle diese Style in sich vereinigen und als sonderbare Fragezeichen der Architektur dastehen. Sogar bis zu einer achteckigen Kirche im Styl eines Schweizerhauses hat man es gebracht. Die Außenseite ist oft eben so verschroben, wie die Lehre, die drinnen gepredigt wird. Die reichste Kirche und zugleich eine der ältesten, sowie die höchste ist die Dreieinigkeitskirche, von deren Thurm man eine entzückende Aussicht über den östlichen und südlichen Theil der Weltstadt genießt: das Panorama des Hafens läßt sich nicht schöner betrachten, als von diesem Standpunkte aus, und zu den Füßen des Thurmersteigers liegt der Ameisenhaufe der rastlosen Menschen- und Wagenmenge, die sich die Hauptpulsader des Verkehrs, den Broadway, hinauf und hinab drängt.

Wie fast in allen modernen Großstädten giebt es auch in New-York eine alte und eine neue Stadt. Die älteren Stadttheile sind natürlich winklig, unregelmäßig und enge gebaut, sie erinnern an die Zeiten, da man Licht und Luft für unnöthige Extravaganzen hielt, die den Menschen möglichst sparsam zugemessen werden mußten. Platz war wenigstens in New-York reichlich da, keine Festungsmauern beengten die Stadt: trotzdem war die Macht der althergebrachten Tradition so stark, daß man die Wohnungen zusammen-

schachtelte. Die Häuser drängen sich so eigensinnig an einander, daß mir immer die Schafheerde einfällt, die sich zur gemeinsamen Abwehr in einen Knäuel zusammenballt, dessen ipsa moles widerstandsfähig erscheint. Die untere Stadt New-York nimmt von Jahr zu Jahr mehr das Gepräge der City in London an; die Wohnhäuser verschwinden, und Packhäuser mit Komptoirs treten an ihre Stelle; wo am Mittag das Leben mit seinen lautesten Schlägen pulsirte, herrscht in den Abendstunden düstere Stille, die nur der Tritt der Wacht unterbricht.

Ueberhaupt ist die abendliche Physiognomie New-Yorks eine von anderen Weltstädten durchaus verschiedene. Wenige Quartiere ausgenommen, in denen die Venus vulgivaga auf Raub ausgeht, oder wo die deutschen Bierspelunken einladend winken, herrscht des Abends im Allgemeinen ruhige Stille. Der Tag mit seiner Qual war zu anstrengend, er läßt nichts mehr für den Abend übrig; denn in New-York wird energischer, krampfhafter gearbeitet, gerungen und geschafft, als in jeder anderen Stadt, mit der äußersten Anspannung von Muskel und Hirn. Dazu kommt noch die bei Stockamerikanern übliche althergebrachte Enthaltsamkeit von allen Genüssen; der heitere Lebensgenuß, die sorglose Freude an der süßen Gewohnheit des Daseins, der übersprudelnde Champagnerrausch des Genießens mit allen seinen erfinderischen Reizen, ist dem Amerikaner versagt, eine wahre terra incognita für ihn. Der Genuß, wenn er gesucht wird, ist brutal, er entbehrt aller feineren Nüancirungen, ein trostloses Grau — in grau — Gemälde ohne Lichtreflexe und Farbenschattirungen. Ein Leben, wie es Paris und Wien entfalten, ist nicht vorhanden. Vergebens suchst du in der Weltstadt New-York den harmlosen Flaneur, der sich das Studium der Boulevards zur Lebensaufgabe gemacht hat, kein anderer Bummler ist vorhanden, als der geschäftsmäßige, der Dieb, der Bettler, der Spieler und Gauner. Harmlose Bummelei verbietet sich schon durch die Nichtexistenz von Kaffeehäusern, deren es nur einige wenige giebt.

Die neueren Stadttheile New-Yorks unterscheiden sich von den älteren auf den ersten Blick durch die breite, regelmäßige Ordnung der Bauart. Luftig, gesund, reinlich, weit und — einförmig zum Uebermaß reiht sich Straße an Straße, die Längsstraßen bezeichnet man als Avenues, die Querstraßen werden nicht mehr benamset, sondern benummert. Es mag praktisch sein, geistlos ist es gewiß, die Mühe wäre allerdings unverantwortlich groß gewesen, die nöthigen Namen aufzufinden, um so mehr, als Amerika keinen Ueberfluß an großen Namen aufzuweisen hat. Washington, Franklin, Lafayette sind schon da, fast in jeder Stadt — es wäre ein unpatriotisches Gemeinwesen, das nicht wenigstens *einen* Washington-Platz oder -Straße aufzuweisen hätte — die paar großen Staatsmännernamen sind bald er-

schöpft und die Dichter stehen im allgemeinen dem Volke zu fern — und darum ist es ganz gut so wie es ist. Pythagoras und Novalis könnten ihre Freude haben an dem Zunehmen des Sinnes für Mathematik und Musik, der sich in Amerika offenbart; hoffentlich erleben wir noch die Zeit, da der Name überhaupt verschwindet; „was hast an meinem Namen Du?" sagt der Russe Puschkin, „there's nothing in a name", der Amerikaner, dann erst wird die allgemeine Gleichheit, Freiheit und Dummheit Allen ohne Ausnahme ein Gemeingut werden, wenn auch der Zopf des Namens von dem Scheermesser der alles nivellirenden Zeit abgeschnitten wird, und die Menschen, wie jetzt im Zuchthaus, allgemein im sozialistischen Phalanstére der Welt nur durch Nummern bezeichnet werden. Unser Freund Schulze würde dann Sektion XVII. Nr. 14845 heißen, und Leute, für welche die ominöse Zahl Nr. 101 paßte, würde man dann auch wohl ohne Schwierigkeiten ermitteln. Heine hat sie bekanntlich schon gefunden.

So jung die Stadt New-York gewöhnlich erscheint, so giebt es doch noch viele Leute darin, die von den Tagen zu reden wissen, als die Ziegen noch auf der Stätte weideten, die jetzt Hunderttausende bewohnen. Schnell und geil ist die Stadt emporgewachsen, zu schnell, als daß sie viele prangende Blüthen zeigen könnte. Sehenswürdiges drängt sich in einzelnen Straßen zusammen. Die breite vierzehnte Straße ist eine solche, der Kunsttempel der Akademie der Musik, Steinway's Musikhalle, das Theater am Union Square, das geschmacklose Gebäude der Raubgesellschaft Tammany, eines demokratischen Vereins, der sich die möglichste Ausnutzung des Stadtsäckels zur Lebensaufgabe gemacht hat, und zwar mit erstaunlichem Erfolg — alle diese Gebäude zieren die vierzehnte Straße. Die Front des letzteren zeigt einen Indianer im Kriegsschmucke, eine Figur aus dem Stadtwappen, die höchst passend die Motive des Tammanyordens zu versinnbildlichen bestimmt ist. Man braucht nur an die Schilderung der Indianer zu denken, die Dickens einst in weniger höflichen und zartfühlenden als wahren Worten entwarf. Eine andere breitere Straße ist die dreiundzwanzigste, welche Booth's Theater und das Logengebäude der Freimaurer enthält. Nach dem Tode des großen Koulissenreißers Edwin Forrest ist Booth der amerikanische Tragöde κατ' ἐξοχήν, und wehe dem, der seine Größe anzutasten wagt! Booth, der Bruder des Linkolnmörders, ist ein Künstler; aber künstlerische Vertiefung und weniger grelle und manierirte Pointen würden seinem Spiel nicht schaden.

Je weiter wir in die obere Stadt gerathen, desto vornehmer, exklusiver und reinlich-stiller wird es um uns her. Es wimmelt weniger von schönen, als von einförmigen Häusermassen, der Duft der Berliner Wilhelmstraße und des Geheimrathviertels liegt als

schwerer, lebentödtender Mehlthau auf der aristokratischen Welt, die weniger aristokratisch als plutokratisch genannt zu werden verdient. Denn ihre Vorzüge bestehen fast nur im größeren Geldbesitz. Es ist charakteristisch, daß man in Amerika des Menschen Werth nach dem genauen Zollstabe des Geldes abmißt. In Deutschland sagt man: Wie viel Vermögen hat er? oder: Wie hoch schätzen Sie sein Vermögen? — in Amerika: Wie viel ist er werth? Doch auch dies hat sein Gutes. Es schützt vor geistigem Hochmuth und Ueberschätzen des Talentes. Wie viel bist du werth? erschallt die ernste Frage, und du mußt dir seufzend eingestehen, daß du doch ein recht armseliger Tropf, ein miserables Lümpchen bist — du bist wirklich nichts werth. Denn der genialste Gedanke verschafft dir kein Mittagsessen, und die Wissenschaft ist nur existenzwürdig, falls sie einen praktischen Gedanken zu gebären weiß. Also keine Ueberhebung! Gott ist groß, besonders in Gestalt des goldenen Kalbes, um das man scherwenzelt.

Die oberen Stadtheile New-Yorks gewähren, wie schon erwähnt, einen erfreulichen Kontrast zu anderen Stadttheilen durch ihre Stille und Reinlichkeit. Nichts geht über den kühlen Wohlanstand, über die kalte Ruhe dieser Straßen. Nur selten eilt eine feine Equipage einher und unterbricht die Monotonie des feineren Lebens; der Hundeblaff ist verpönt, die vorhandenen Exemplare vom canis sind wohlerzogen, tragen im Winter mit nonchalanter Noblesse ihren Ueberzieher und weichen sich ohne den üblichen Hundegruß des Beschnüffelns höflich aus. An Winterabenden wagt es unterweilen ein mondsüchtiger Kater, zur kalten Nachtlaterne emporzumiauen. Der Unglückliche! Er stammt gewiß aus dem deutschen Pöbelquartier der Ostseite und träumt, viel zu laut für die bestehenden Verhältnisse, von einer Kätzin, an die er in den Tagen seiner Jugend das Herz verlor. Sonst erschallt kein Laut; ich glaube, es wandern auch wenig Gedanken durch die Häuser, die des Namens „Gedanken" würdig wären. Und dazu die Reinlichkeit, und Alles so zweifelsohne! Es ist in New-York, wie in Berlin; in der deutschen Residenz ist ja die Schillersäule zu klein und die wurstumkleidete Siegessäule zu dick; zieht man das Mittel, so gewinnt man hübsche Verhältnisse; ähnlich ist es in New-York; was die Ostseite zu schmutzig ist, gleicht die Westseite durch skrupulöse Reinlichkeit wieder aus, so gelangt man zu einem befriedigenden Endresultate. — Im Sommer ist es in diesen Quartieren vollends einsam, die Herrschaft ist „im Bade" gegangen, und nur die vierschrötigen Bridgetgestalten bevölkern die Oede. Das arme geknechtete Wesen weiß aber seine Ferien zu benutzen, denn auch es ist nicht ohne die Himmelsgabe eines empfindenden Herzens, wie sie überhaupt oft nicht ohne ist; ein Don Juan mit schwarzgefärbtem Schnurrbart leistet ihr Gesellschaft, und man munkelt sogar von manchem heimlichen thé

dansant, der als greller Gegensatz zu der puritanischen Prüderie der Gebieter ganz sans gêne in vollster Verachtung der Etikette lärmend gefeiert wird. —

IV.

Denkmäler, öffentliche Plätze und Gärten in New-York.

Fast jede größere Stadt der Union hat im Munde des Volkes einen manchmal treffenden Beinamen. So heißt New-York Gotham und seine Einwohner Gothamiten, Cincinnati ganz richtig Porkopolis oder die Schweinestadt, Philadelphia die Quäkerstadt und Baltimore die Stadt der Denkmäler. Letztere erfreut sich dieses ehrenden Beinamens aus ziemlich unbekannten Gründen, etwa wie man lucus a non lucendo herleitet, denn ich habe in Baltimore zwar guten „cock-tail“ genossen, aber nur ca. $2^1/_2$ wurmstichige Denkmäler erspäht. Eher verdiente New-York diese Benennung, denn es hat wirklich Statuen aufzuweisen. Der große Eisenbahnkönig Cornelius Vanderbilt hat sich sogar selber eine Statue in New-York errichtet, in gerechter Befürchtung, die Nachwelt könnte ihm diese wohlverdiente Ehrenschuld abzutragen vergessen, denn sie vergißt so manches! Sicher ist sicher, die Thatsache seines Ehrengedenkmals kann ihm nun Keiner mehr wegdisputiren. — Washington ist zweimal in Erz gegossen in New-York zu schauen, am würdigsten ist seine Reiterstatue auf dem Unions Square; nach Westen blickend erhebt er die Hand, als ob er sein Land segnen wolle. Die Stellung mit der erhobenen Hand ist ungesucht und natürlich, viel natürlicher, als die Stellung des Grafen Brandenburg in Berlin, der die Hand bis zu den hohen Reiterstiefeln niederhält, und dem der Berliner Volkswitz die Worte in den Mund legt: „Und geht der Dr . . . so hoch, ich komme doch durch!“ Aber es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen! — Auch der biedere Buchdrucker Franklin hat in New-York ein passendes Denkmal gefunden; leider hat man dem Andenken des alten Quäkers zu viel angebiedert, denn es bleibt ewig wahr, was ein Geschichtsschreiber von ihm sagt: „Er war ein praktisch-kluger Mann ohne Ideale, dem in seinem Thun und Handeln wie in seiner schriftstellerischen Thätigkeit immer etwas von dem Kleinlichen und Sachlichen seines ersten Gewerbes anklebte. In seinem „Kalender des armen Richard“ erscheint er als eine jener Naturen, die da meinen, der Mensch lebe vom Brod allein. Trotz vieler Vorzüge und guter Eigenschaften kann er darum keineswegs als Vertreter dessen gelten, was die menschliche Natur im

Großen bedarf und was sie zu errreichen wohl hoffen mag." — Man sollte diese Worte in das Piedestal eingraben, dann würde der Nutzen des Denkmals noch größer sein. — Auch Linkoln hat sein Denkmal in New-York. Der gute alte Mann hat leider eins jener unaussprechlichen Gesichter, das unwillkürlich an die Darwinsche Theorie von der menschlichen Abstammung erinnert; es ist darum eine undankbare und schwierige Aufgabe, ihn in Stein und Erz abzukonterfeien; Fräulein Vannie Ream hat in malerischer Faltengruppirung seines Mantels das Möglichste gethan und verdient gewiß nicht die hämischen Betrachtungen, die eine skandalsüchtige Presse über sie anstellte, da ihr die Arbeit der Linkolnstatue übertragen ward. Warum sollte eine Vertreterin des schönen Geschlechtes den plastischen Gedanken, nach dem so viele desselben sich sehnen, nicht in Erz ausführen können? —

Eine wirklich bedeutende Sammlung von Skulpturen des Alterthums besitzt New-York in der Sammlung, die ein wohlhabender amerikanisirter Italiener der Stadt vermacht hat. Mit großer Mühe und vielen Kosten hat Herr Cenola einen beträchtlichen Theil seines Lebens damit zugebracht, auf der Insel Cypern Alterthümer zu sammeln. Die Sammlung ist umfassend und fast unübertroffen; leider gehören fast alle Exemplare derselben einer sehr alten Zeit an, einer Epoche, die man als altgriechisch oder vorgriechisch bezeichnet, in der die Idee des Plastisch-Schönen sich in Griechenland noch nicht zur Vollendung entwickelt hatte und noch zu sehr mit dem Stoff rang. Es gehört ein äußerst fein entwickeltes Kunstgefühl dazu, die Schönheiten dieser Sammlung würdigen zu können, und da es zweifelhaft erscheint, ob in der Stadt New-York ein Ueberfluß an Kunstgeschmack existirt, fällt Einem bei der Sammlung unwillkürlich das Wort ein: Cui bono? Doch mag ein späteres Geschlecht im Stande sein, mehr Nutzen aus der sehenswerthen Sammlung zu ziehen.

Die meisten Bildsäulen, die New-York aufzuweisen hat, zieren öffentliche Plätze, die sich von Jahr zu Jahr mehr verschönert haben. Einige sind noch ohne Statuen, ein Mangel, dem gewiß bald abgeholfen werden wird, denn in unserer Zeit grassirt außer anderen Krankheiten auch die Denkmalwuth ziemlich stark. Der Washington-Square, der kein Denkmal Washingtons, nur seinen Namen besitzt, behilft sich unterdessen mit Spatzen-Käfigen und -Häuslein, deren er hunderte aufzuweisen hat. Es geht dem Spatz wie dem gemeinen Arbeiter, beide finden ihr Paradies in Amerika. Der Sperling hat sich akklimatisirt, er fühlt instinktiv, daß er gehätschelt wird, und dies Bewußtsein hat nicht dazu gedient, seine bodenlose Frechheit zu verringern. In der Heimath gilt der Prophet nichts. Am traurigsten erscheint ein großer Platz auf der Ostseite, der sich Tompkin's Square oder im deutschen Munde der weiße Garten benennt, ein ödes, sandiges Quadrat, das hier und da zu Volksaufläufen, wässerigen Reden und Milizrevüen

gemißbraucht wird. Die umwohnende Bevölkerung ist spezifisch deutsch, und darum ist der Platz natürlich vernachlässigt; es lohnt sich nicht, dem eingewanderten Teutonen eine Erholungsstätte zu bieten, die er ohnehin durch lärmendes Wesen entweiht; sogar am Sonntag fühlt er das Bedürfniß nach frischem Bier und frischer Luft, statt in der Stille seines Kämmerleins eine landesübliche Magenstärkung mit geistlichen Uebungen zu verbinden. Der Barbar! — Im Sommer entfalten die umliegenden Straßen, die man auch wohl als Kleindeutschland bezeichnet, ein durchaus naturwüchsiges, minder reinliches als duftgewürztes Gemälde. Nackte Kinder und halbnackte Erzeugerinnen bieten dem Maler ausgiebigen Stoff zu Volksstudien; das schreit und schnattert, und wälzt sich lärmend einher, gerade so frech und lebenskräftig und lustig wie der deutsche Sperling, den man aber gern den englischen nennt, um die Vorliebe für ihn nicht zu ertödten.

Die Perle New-Yorks ist entschieden der Centralpark, der ohngefähr in der Mitte der Insel gelegen ist. Er ist reich an Statuen, viele Nationalitäten haben ihre Lieblingsheroen dort aufgestellt. Der Schotte hat eine hübsche Sandsteingruppe dort, deren Idee einem Gedichte von Burns entnommen ist, sowie eine große Bildsäule Walter Scott's. Der Poet sieht recht gemüthlich aus, ein weiter Schlafrock umhüllt ihn; was er zu salopp ist, wiegt sein Nachbar Shakespeare durch stutzerhafte Eleganz wieder auf, man muß nur immer das Mittel nehmen. Shakespeare ist stehend in der kleidsamen Hoftracht der Königin-Elisabeth-Zeit dargestellt, es ist eine edle, würdige Statue, vielleicht nur etwas zu fein-geleckt und vornehm. Eine andere Bildsäule zeigt den Amerikaner Morse, den Erfinder (?) des elektrischen Telegraphen: derselbe half sein Denkmal selbst mit enthüllen. Seine Rede bei dieser Gelegenheit erinnerte an ein Distichon Platens, der da behauptete, er hätte nie sich selber gelobt, sondern nur den unsterblichen Geist in sich. Bei Herrn Morse ist es nun aber mehr als zweifelhaft, ob er Ueberfluß an unsterblichem Geist besessen hat oder besitzt; seine Erfindung ist gewiß von unendlicher Wichtigkeit, aber durch die Wissenschaft hat er dieselbe, wie die meisten amerikanischen Erfinder, nicht gemacht, eher durch großes mechanisches Talent und unablässiges Probiren, bei dem ihm dann eine praktische Idee durch den Kopf fuhr, die seinen Ruhm begründete. Probiren geht über studiren. Auch die Deutschen haben zwei ihrer Geistesheroen im Park verewigt, beide in sehr bescheidener, fast dürftiger Weise, an höchst bescheidenen, versteckten Orten. Humboldt, den man zur Abwechselung in Amerika Humbolt schreibt, hat es bis zu einem Medaillonbilde auf einer Eingangsbrücke gebracht, und Schiller, dem es bekanntlich im Leben schlecht ging, hat ein ärmliches, einsames Pöstchen am See erhalten. Das ist lebenswahr und darum nach-

ahmenswerth. Ich ging gerade einmal vorüber, als zwei Amerikaner kopfschüttelnd die Büste betrachteten. „Wer ist das?“ frug der Eine. — „Nun“, versetzte der Andere, „siehst du das nicht, das ist Skeiler, der General Skeiler (vielleicht Schuyler) vom Krieg her“. Und sie verschwanden. — Armer Schiller! In Amerika ist dein Lorbeer nicht gewachsen. Doch ob dich der französische Convent als Gillé zum französischen Ehrenbürger ernannte, oder ob dich der Amerikaner für den General Skeiler ansieht, was liegt am Namen, wie wir schon vorhin bemerkten? Dein Name sind deine Werke. Hübsch aber ist es doch, daß der Deutsche seine großen Männer in Amerika ehrt, und zwar so bescheiden, wie es ihm seine Stellung dort vorschreibt. Keine Ueberhebung, nichts vorzeitig, nichts gewaltsam! Die Faust darf der „Dutchman“ ballen, aber nur in der Tasche. — Nun will man noch einem dritten großen Deutschen ein Denkmal in New-York errichten, dem plattdeutschen Apostel und Ritter vom Geist Fritz Reuter. Ich schlüge dazu den weißen Garten vor. Unter die steife Gesellschaft der vornehmen Kollegen im Park gehört der Dichter des Volkes nicht; die Nähe einiger Lagerbiersalons thut ihm keinen Abbruch; als Märtyrer der Enthaltsamkeit ist er ja nicht gestorben. —

Der Stolz des New-Yorkers auf seinen Centralpark ist ein wohlberechtigter; es giebt weit größere Gärten, aber seiner Lage und Ausschmückung nach keinen schöneren. Den Berliner Thiergarten kann man mit ihm nur vergleichen, wenn man sich bis zu der frostigen Höhe des Standpunktes Berliner Philosophie emporgearbeitet hat, die auch die Hasenhaide noch gemüthlich finden kann, wo Familien Kaffee kochen können.

Der Centralpark ist ein regelmäßiges Rechteck, in Schlangenwindungen von Fuß-, Reit- und Fahrwegen durchschnitten, die bald in zierlichen Sandsteinbrücken über der Erde sich kreuzen oder unter derselben in Tunnels. Riesige Felsmassen starren überall hervor und erschweren die Baumanlagen ungemein; doch sind es auch gerade wieder die Felsen, die dem Ganzen ein so pittoreskes Ansehen verleihen. Ohngefähr durch die vordere Mitte führt eine Allee mit prächtigen Rasenanlagen zu beiden Seiten, der Mall, der in eine mit reizenden Sandsteinbouquets und Figuren gezierte Treppe ausmündet, auf einen künstlich vergrößerten und bewässerten kleinen See, auf dem im Sommer zahlreiche Gondeln neben hamburger und australischen Schwänen umherschwimmen, während er im Winter, sobald die Eisdecke stark genug ist, Tausenden von Schlittschuhläufern und -Läuferinnen zum Tummelplatz dient. Im Sommer versammeln dort die Sonnabend-Nachmittags-Gratis-Concerte ein überaus zahlreiches Publikum, im Winter die Eisvergnügungen. Man weiß kaum, welcher Jahreszeit man den Vorzug geben soll, beide entfalten dort ein fröhliches und anziehendes Leben. Der Eintritt und die Benutzung stehen Jedem

frei, dem Straßenjungen wie der Geldnobleſſe, doch wird man ſelten eine Verletzung des Anſtandes gewahren; Bierhäuſer und Trinkſtationen ſind allerdings nicht vorhanden, der deutſche Gewohnheitstrinker muß ſich gedulden, bis er in die Stadt zurückgelangt iſt. Hinter dem See erſtreckt ſich dichteres Gehölz, aufwärts ſteigend gelangt man zu einem Thurm, der am Rande des großen Kroton-Waſſer-Reſervoirs erbaut iſt und weithin die Gegend überſchaut.

Seine größte Blumenpracht entfaltet der Garten jährlich einmal im Frühling, wenn das erſte junge Laub die Bäume bedeckt. Die blühenden Gehölze aller Art, die blutrothen oder ſchneeweißen Dorngebüſche wetteifern mit dem blauen Flieder und vielen gelb ſchimmernden Sträuchern an Farbenpracht, duftige Veilchenbeete wechſeln mit Hyazinthengruppen, und die frühe Roſe bedeckt ganze Beete an den Abhängen. Ein balſamiſcher Duft erfüllt die Abendluft, und im keuſchen Mondſtrahl ſitzen Hunderte von Menſchenkindern auf den zahlreichen Bänken, meiſtens aber, und dies iſt das Merkwürdige, zu Zweien, wahrſcheinlich, weil die Theilung des Naturgenuſſes beſſer bekömmt.

Seine ſchönſte Saiſon hat der Garten aber unſtreitig zur Herbſteszeit, der Frühling iſt in dieſem Theile Amerika's eine zu kurze Freude, er weicht zu ſchnell der üppigen Sommersgluth, die auch den Garten mit ihrem Anhängſel von wirbelnden Staubwolken nicht verſchont. Der Herbſt allein verdient die Krone der Jahreszeiten in New-York, ſelbſt im November noch, im Indianerſommer, iſt er nicht nur genießbar, ſondern oft entzückend. Von den Höhen im Park ſchweift dein Auge weit hinüber nach beiden Ufern, die Luft iſt kryſtallhell, wie ein klarer durchſichtiger Spiegel, und doch nicht ohne den eigenthümlichen Herbſtreiz, jenen feinen Nebelduft, in dem die Ferne verſchwimmt. In tauſend Farben ſteht der ſterbende Wald gefärbt, vom intenſivſten Roth der Schlingpflanzen bis zum verwelkten Grau der Ahornblätter, und darüber ſpannt ſich ein fleckenloſer Himmel, der durch ſeine ätheriſchen Tinten den Namen Aether wohl zu verdienen weiß.

Doch hiermit iſt die Schilderung der Centralparkſchönheiten nicht erſchöpft, man könnte noch von den Spielplätzen ſprechen, auf denen am Sonnabend Nachmittag tauſende von Schülern in Geſellſchaften vereint dem Ballſpiel obliegen, das man mit Gewalt zu einem nationalen machen will, man könnte die kühlen Grotten und die murmelnden Quellen erwähnen, an denen manches ſentimentale Gemüth ſich erfriſchen mag — ich habe ſogar wirklich einen leibhaftigen Dichter dort geſehen, der ganz in meiner Nähe ſeine Empfindungen buchte — doch wenden wir uns zu dem Thierleben des Parks, das nicht nur in wolligen Schafheerden, Ziegengeſpannen und Reiteſeln beſteht, ſondern auch in zahlloſen Singvögeln, die man dort angeſiedelt hat.

Auch eine zoologische Abtheilung giebt es im Centralpark, von der selbst die Höflichkeit des Sängers wenig Rühmenswerthes zu sagen weiß. In engen oder doch räumlich ganz unzureichenden Käfigen steckt Tiger und Büffel, wie man sie wohl früher in wandernden Menagerien erblickte; Bodinus würde sich von dieser Karrikatur eines zoologischen Gartens entsetzt abwenden; die Thiere werden massenweise in nicht sehr langer Zeit zu Tode gemartert, durch Mangel an Licht, Luft und Bewegung. Ein pestilenzialischer Geruch entströmt den Verließen; man soll übrigens im Sinne haben, diesen Verhältnissen ein Ende zu machen. Das sogenannte Arnesal, das Gebäude, an und in welchem sich das zoologische Museum befindet, enthält außerdem noch eine ganze Reihe bunt zusammengewürfelter Curiositäten, auch eine Sammlung von Gypsabgüssen und Modellen, Arbeiten des berühmten amerikanischen Bildhauers Powers, der, abweichend von der Tradition des Sprichwortes, nur in seinem engeren Heimathland geehrt wird. Auch über ihn schweigt des Sängers Höflichkeit.

Diese Achillesferse abgerechnet bleibt der Centralpark eine reizende Schöpfung, im rastlosen Gewoge des New-Yorker Lebens ein liebliches Idyll, das durch seine reiche Abwechselung von Fels und Wasser, Rasenflächen, Blumenbeeten und Gehölzen, Fernsichten und zahlreichen Gartenhäuschen wohl dazu geeignet erscheint, eine Oase in der Wüste der Großstadt zu repräsentiren, in der sich Jung und Alt, Vornehm und Gering von dem einförmigen und ermüdenden Kampf um's Dasein zu erholen vermag. Hunderte von stolzen Equipagen rollen am Nachmittage dort einher, tausende von Fußgängern beleben die Steige, und auch dem, der die Einsamkeit sucht, bieten sich in den nördlichen Theilen des Gartens verlassene, lauschige Eckchen genug, in denen „still verborgen unglückselige Liebe sich ausweinen" mag. Ein Heer von Gartenwächtern besorgt die Aufsicht, die strikt gehandhabt wird. Wem es daran gelegen ist, überall auch in fernen Ländern Thätigkeit deutscher Arbeit aufzuspüren, den möge der Gedanke trösten, daß der Entwurf des Ganzen von einem deutschen Landschafts- und Garten-Künstler herrührt. Dieses verschweigt man aber in amerikanischen Kreisen gern, die mehr oder weniger noch an einem kindischen Fremdenhaß laboriren, den die Zeit erst ausgleichen wird. —

V.

Amalgamiren und Nationalisiren.

Die verschiedenen Nationalitäten, die in New-York und auch sonst in den Vereinigten Staaten von Amerika friedlich neben einander den Kulturkampf ausfechten, zu dem Europa's neuste Bismarck-Aera Blut und Eisen massenhaft verwendet, sind im Prozeß der Auflösung und Verschmelzung, in einer Uebergangsperiode begriffen. Aber wie alle großen Ereignisse der Geschichte, vollzieht sich dieses merkwürdige Schauspiel langsam, den Personen selber unbewußt, in physischer wie in geistiger Beziehung. Die Einen geben ihre berechtigten Eigenthümlichkeiten früher auf, die Anderen später, manche schon in der zweiten Generation, je nachdem der frische Nachschub aus den alten Vaterländern die erlöschenden Flammen der Vätersitte, der Tradition, der Sprache und vieler angeerbter und anerzogener Vorurtheile und Sonderbarkeiten mit neuem Brennstoff flackernden Lebens erfüllt oder nicht. Die Zeit hämmert und feilt noch an den Gesichtszügen und der Außenform des neuen Durchschnittsmenschen, der eines Tages aus dem Schmelzofen, ein Produkt der verschiedensten Volksmetalle, i. e. Eigenthümlichkeiten, hervorgehen wird. Dazu wirken auch Luft und Clima, Speise und Trank in nicht unbedeutendem Maße mit. Sieh den Mann an, der zwanzig Jahre im Süden verlebt hat! Der Mangel an animalischen Speisesubstanzen, wie der Einfluß der Sonne durch schnelle Verdunstung auf seine Haut sind von eigenthümlichem Eindruck gewesen, er ist halb verändert worden. Verbringe den gleichen Zeitraum im nördlichen Amerika, und falls dein Körper wie dein Geist einer Aenderung, resp. Modifizirung noch fähig sind, werden deine Angehörigen den Wechsel wohl bemerken. In den meisten Fällen erzeugt das amerikanische Land lange, sehnige, fettlose Individuen, die im äußern Habitus wie im Tragen der Gliedmaßen eine gewisse Uebereinstimmung bekunden. Auch sprachlich unterzieht sich jeder Einwanderer, vor Allen der Deutsche, einer Veränderung, die ihm erst dann gründlich auffällt, wenn er sich wieder unter rein-deutschen Stammesangehörigen befindet.

Der Kosmopolitismus ist in unserem Jahrhundert noch eine wohltönende Phrase. Uebertrage ihn in die Wirklichkeit, und du hast nichts wie ein glänzendes Elend, ein übertünchtes Grab, einen Rock, der die Blöße des Leibes kümmerlich verhüllt oder schlottrig, wie ein fremdes, dir nicht gehörendes Gewand deine Glieder umhängt. Kosmopolitismus des Geistes, wie die deutsche Literatur ihn dieses Jahrhundert hindurch angebahnt und zu verwirklichen begonnen hat, ist nur in einem beschränkten Grade bis jetzt möglich gewesen, es ist ein Aneignen und Assimiliren fremder Ausdrucksweise, Formen und

Gefühle; je inniger, tiefer, erschöpfender dein Kosmopolitismus sein will, desto mehr entfernt er sich wieder von dem, was er sucht. Wir haben die alt-klassische, spanische, italienische, französische, englische Literatur verdaut, die Nationalgesänge der Litthauer, wie die Volkslieder der Malayen, die Lyrik der Chinesen und die Spruchweisheit der Perser, Araber und Indier in uns aufgenommen und damit unsere Anschauungen, unsern Vorrath an Formgewandtheit, unsere poetischen Bilder, unsere Sprache und unsere Gedanken, unseren geistigen Horizont auf's löblichste erweitert, verschönert, mit frischem Leben erfüllt, aber den Kosmopolitismus in's Leben übertragen zu wollen, ist Wenigen gelungen. Das Jahrhundert ist unserem Ideal noch nicht reif. Mehr wie je ist in unserer Zeit das Bestreben sichtbar, nach dem sich die Nationen in große Massen eng zusammenschließen, um eben ihre Nationalität zu bewahren, um sie überwältigend auf andere Völker einwirken zu lassen, um nicht kosmopolitisch zu werden. Im Aeußeren, in den Formen des Umgangs, in Handel und Verkehr entwickelt sich allerdings ein lebhafter Kosmopolitismus; aber der praktische Kosmopolit, der etwa nach dem Schillerschen Wort: „Wir Menschen sind ja alle Brüder!" leben will, der die ganze Erde als seine Heimath ansieht, betrügt sich selber mit frommen Wünschen und steht schließlich als allgemeiner Fremdling da. Der ideale Gedanke eines großen Universalvaterlandes und einer Universalverbrüderung der Menschen, der in dem wohlwollenden Gehirn mancher Philanthropen von Fach spukt, und der von den Arbeiterassoziationen, der Kommüne und der rothen Republik als das Ei ausgebrütet wird, aus dem der Mustermensch der freien Zukunft hervorspringen soll, ist und bleibt noch lange eine Chimäre, ein unreifer Volksbeglückungsplan, eine wurmstichige Frucht, die schon bei leisem Schütteln herniederfällt. Es ist schwer, aus dem Menschenherzen die enge, beschränkte Idee des kleinen persönlichen Vaterlandes zu reißen; das Blüthenthal, das dir deine Existenz gab, bleibt ein Blüthenthal für das Herz, mochten seine Blumen auch spärlich gesäet sein; und auf den Alpenhöhen der reinsten Vernunft und des höchsten Verstandes ist es meistens miserabel kalt; man darf daneben nie das Gefühl zu stiefmütterlich behandeln, das Gefühl will auch seine Befriedigung und fordert nicht immer die abstrakte Wahrheitsgöttin, die vielleicht marmorschön, aber kalt wie der Stein ist. Du magst dein halbes Leben in England oder Rußland verbringen, du wirst damit noch kein Engländer oder Russe, du wirst schließlich ein heimathloses Subjekt, das zwischen Heimath und Vaterland schwankt und endlich in beiden fremd bleibt und wird.

Dieser Fluch ruht auf aller Auswanderung. Jedes Individuum, das dem alten Heimathlande den Rücken kehrt und sich unter Fremden eine neue Heimath gründen will, ist ihm verfallen, so lange nicht andere Individuen desselben Stammes sich mit ihm vereinen und eine

so kompakte Masse bilden, daß sie allen entnationalisirenden Einflüssen siegreich widersteht. Ein großes Nationalitätssammelsurium befindet sich in den Vereinigten Staaten von Amerika, das größte Raritätenkabinet von Sprachen, Sitten, Neigungen, die mit einander auskommen und sich gegenseitig ertragen müssen. Die nachfolgenden Generationen haben es schon besser, Amerika ist ihnen schon mehr als Heimath, es wird ihr Vaterland. Es ist ganz schön gesagt: Ich kehre jetzt der alten Welt den Rücken, ich werde Kosmopolit, ich gründe mir eine neue Heimstätte! Aber in diesem Falle geht das Gründen langsam. Woher käme es denn, daß die verschiedenen Nationalitäten sich so lange wie irgend möglich fest aneinander schließen und eine entschiedene Tendenz zeigen, sich zusammenzuballen, bis sie endlich doch langsam zerbröckeln? Kein Volk möchte gern seine Gewohnheiten, Sprache und Eigenthümlichkeiten aufgeben, es wehrt sich gegen den nationalen Tod so lange wie möglich.

Der größte Kosmopolit ist unter allen Völkern entschieden der Deutsche. Und das hat seine historischen Gründe ebenso gut, wie es in der Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes begründet liegt. Die numerische Stärke des Deutschthums in Amerika wird meistens überschätzt; genau ist sie gar nicht zu ermitteln, denn wer weiß, ob der betreffende einzelne Deutsche schon entnationalisirt ist oder nicht? Der Name giebt keinen sicheren Anhalt, der Census ebenfalls nicht, denn im Census sind nur die Eingewanderten als Fremde aufgeführt, ihre Kinder nicht mehr, wie das auch billig ist. Nun sind aber viele Kinder noch entschieden deutsch und durchaus nicht amerikanisch. Der Deutsche ist durch alle Staaten der Union verbreitet, ähnlich wie der Jude durch alle Erdtheile, aber im Süden und Nordosten tritt er nur sporadisch auf. In New-Orleans und Tennessee giebt es deutsche Kolonien, in den Carolina's einige aus dem vorigen Jahrhundert, die ihre Sprache schon verloren haben und nicht mehr mitzählen. Texas ist dann wieder ein großer Sammelpunkt der Deutschen, in allen anderen Südstaaten beziffern sie sich nach wenigen Tausenden. Ebenso ist es im Nordosten, Boston und die größeren Fabrikstädte enthalten mehrere tausend Deutsche, auf dem Lande sind sie äußerst spärlich zu finden. Im Osten sind New-York und Umgebung, der angrenzende Theil des Staates New-Jersey und Pennsylvanien mit Deutschen dicht besetzt. Doch enthält New-York und Umgegend nicht mehr als eine Viertelmillion Deutsche. Wie viele, besonders in Pennsylvanien, noch den Namen Deutsche verdienen, ist ungewiß. Die Ansiedlungen der Deutschen im Schoharie-Thal, am Mohawk, bei Rhinebeck und Newburgh (Neuburg), die aus dem vorigen Jahrhundert stammen, sind total entgermanisirt worden. An den Quellflüssen des Susquehannah fand ich in einem großen Dorfe auf dem geräumigen Friedhofe durchgehends deutsche Namen,

doch die Enkel und Urenkel der Todten konnten sie auf deutsch nicht mehr lesen! Neue Colonien Deutscher finden sich im Staat New-York an vielen Orten, in Buffalo, Rochester und allen größeren Städten. Wie lange werden sie ihre Nationalität behaupten? Weit günstiger scheint sich das deutsche Element im Westen zu entfalten, auch auf dem Lande giebt es dort große Deutschländer, und Milwaukee, St. Louis, Chikago und andere Städte enthalten so große Prozenttheile Deutscher, daß man zweifelhaft werden kann, ob sie Alle sich amerikanisiren werden, ohne den künftigen Generationen ihr Gepräge aufzudrücken. Aber überall drängen sich die Deutschen dicht zusammen, unbewußt und fast instinktmäßig, um sich gegen fremde Einflüsse zu schützen. Von Natur denkt der Deutsche ebenso wenig an Kosmopolitismus wie der Franzose, er will vielmehr seine Nationalität überall hin ausdehnen, nicht sie aufgeben; daß er sie trotzdem überall Jahrhunderte lang aufgegeben hat, beruht auf besonderen Gründen. Im Mittelalter, zu den Zeiten germanischer Macht und Blüthe, war der Deutsche auch Kosmopolit, aber er war Hammer, nicht Ambos. Jetzt findet ein Umschwung statt, der Deutsche will nicht mehr Ambos sein, und die deutsche Auswanderung tritt in eine neue Phase.

Denn bis dahin hatte der Deutsche kein Vaterland. Deutschland war ein geographischer Begriff, es barg eine Fülle von Vaterländern in sich, aber es war kein Vaterland. Der Lippe-Schaumburg-Bückeburger schämte sich, dem Fremden zu gestehen, was sein engeres Vaterland sei, das Vaterland des Schleiz-Greiz-Lobenstein-Ebersdorfers konnte der Fremde nicht aussprechen, er lachte darüber, der Deutsche mit seinen komischen Vaterländern im Duodezformat verfiel dem Fluch der Lächerlichkeit. Le ridicule tue, sagt der Franzose. Das gemeinsame Band der Sprache war bei den Gebildeten vorhanden, aber bei dem ungebildeten Tagelöhner kaum, und grade aus ihnen bestand der größere Prozentsatz der Auswandernden; der Schwabe verstand den plattdeutschen Arbeiter aus dem Lande Hadeln kaum, beide konnten deutsche Volksdialekte sprechen, Hochdeutsch stand ihnen fremder, ihre Kinder lernten es gar nicht mehr. Dazu kamen die historischen Erinnerungen aus dem amerikanischen Freiheitskriege. Wenig große entscheidende Schlachten waren in dem langen Zeitraum von 1776 bis 1783 geschlagen worden, aber der kleine Krieg ist schlimmer als der große, er erbittert mehr, er regt die Leidenschaften mehr auf; es waren Jahre unerhörter Drangsal für das neuentstehende, dünnbevölkerte, arme amerikanische Gemeinwesen. Die Namen der Deutschen: Steuben, Kalb, Weißenfels, Mühlenberg, Herkheimer vergaß man über den englischen Söldnern, den Hessen. Die Deutschen wurden in den Augen der Amerikaner alle zu Hessen; ein Volk, das sich sklavisch verkaufen ließ, konnte keine Achtung

fordern, man begann den brutalen Soldknecht des Tyrannen, den Hessen oder Deutschen, gründlich zu hassen und zu verachten. Jahre vergingen, der Haß blieb, er existirt heute noch. Die neuen Ankömmlinge hatten nichts Gewinnendes; schmutzig und verwahrlost, im tiefsten Elend, dabei ohne Selbstachtung und freien männlichen Stolz, demüthig, mit krummem Rücken, und verächtlicher Verbeugungen voll, landeten sie, die qualmende, mit übelriechendem Tabak aus der Pfalz gefüllte Pfeife im Munde, ein vielessendes, rohes Geschlecht mit barbarischen Lauten — das war der „Dutchman", so lebt er heute noch im Volksmund. Seine Tugenden und schätzenswerthen Eigenschaften kannte man noch nicht, seine Fehler, üblen Angewohnheiten und Lächerlichkeiten waren offen, Jedem sichtbar. Oeffentliches Interesse zeigte der Deutsche nicht, was wußte der Tagelöhner von politischem Leben!

Erst das Jahr 1848 und die nächstfolgenden brachten einen bedeutenden Umschwung hervor. Der gebildete Deutsche aus den besten Kreisen zog in das Westland der Freiheit, politischer Träume voll, selbstbewußter, das Herz glühend von Volksbeglückungsideen. Wohl zerrann ihm unter den Händen die aufgebauschte Phraseologie der Sturmzeit, seine Ideale verblaßten, aber sein Streben ging nicht ganz verloren, es büßte an Träumereien ein, gewann aber bald an praktischer Erfahrung. Sein Einfluß machte sich bald überall geltend, sein tüchtiges Streben konnte nicht ganz ohne Anerkennung bleiben, die Deutschen Amerika's erwachten aus dem Winterschlafe des Vegetirens. Das Jahr 1866 schuf zuerst eine Grundlage für die gesicherte Weiterentwickelung der deutschen Nation in Europa, das Jahr 1870 krönte das Gebäude. Deutschland erhob sich zu einer Weltmacht. Früher war selbst der gebildete Deutsche im Auslande nur dann geachtet und geehrt, wenn seine spezielle Persönlichkeit sich als Mensch Achtung zu verschaffen wußte, als Deutscher genoß er kein Ansehen.

Auch dies wird jetzt anders; die große Masse läßt sich von den geschichtlichen Thatsachen, von der ungeahnten Kraft des deutschen Riesen imponiren, der gebildetere, einsichtsvollere Amerikaner fängt an, den deutschen Geist zu schätzen, mehr noch als die Faust. Einzelne haben das allerdings immer schon gethan, die große Masse nicht. Durch den letzten deutsch-französischen Krieg kam die Antipathie der Amerikaner gegen die Deutschen klar zum Ausbruch. Die deutsche Nation wird erst jetzt wieder eine Nation im wahren Sinne des Wortes. Der moralische Halt, den die Deutschen im Auslande dadurch gewinnen, läßt sich nicht zu hoch anschlagen. Eine bessere Zeit bricht für die deutschen Ausländer an, wenige Jahrzehnte noch, und ihre Stellung ist eine total veränderte. Die Palimpseste vergangener Zeit werden wieder abgewaschen; selbst solche Renegaten, die sich früher ihres Deutschthums schämten, beginnen sich jetzt ihrer Scham zu

schämen, und tauchen wieder als Deutsche empor, sie können plötzlich alle wieder Deutsch sprechen. Das moralische Bewußtsein, dessen Werth und Bedeutung von dem oberflächlichen Forscher oft ignorirt wird, wird den verloren gegangenen Nationalstolz wieder aufleben lassen. Nicht unsere jetzige, die kommende Generation wird die Früchte pflücken, sie wird in einem andern Geiste heranwachsen.

Der Deutschamerikaner, sagt Friedrich Kapp in seiner Geschichte der deutschen Einwanderung im Staate New-York, ist nur ein Uebergang, der in der zweiten Generation verschwindet. — Er war es bisher, aber das letzte Wort darüber ist noch nicht gesprochen, die Zukunft wird es lehren. Der Deutschamerikaner, der früher kein mächtiges, festvereintes, geachtetes Vaterland besaß, mußte aus Mangel an moralischer Wirkung, an Vaterlandsstolz und Rückhalt aus Deutschland, untergehen. Ob die nächsten Generationen ebenso untergehen werden, ist fraglich. Denn wer in dem letztvergangenen Dezennium die Fortschritte beobachtet hat, die deutsche Sprache und deutsches Ansehen in Amerika gewonnen haben, dem muß es zweifelhaft erscheinen, ob der Deutsch-Amerikanismus nicht einst, in ferner Zeit allerdings, seine nationalen Eigenthümlichkeiten siegreich, wenn nicht überall, so doch in vielen Staaten, zur Geltung bringen wird. Das deutsche Kirchenthum hat in Amerika allerdings wenig Fortschritte, vielleicht Rückschritte aufzuweisen, und in früheren Zeiten war es oft so ziemlich der einzige Sammelpunkt deutscher Bestrebungen. Aber dafür sind andere, lebenskräftigere Mächte in die Arena getreten. Die deutschen Zeitungen zählen nunmehr nach hunderten; ihr Einfluß ist, besonders in Amerika, als dem Lande der Zeitungsleser, nicht gering anzuschlagen und wächst täglich. Die Thatsachen reden; die Existenz aller dieser Blätter ist der sicherste Beweis des riesigen Aufschwunges der deutschen Sache. Die deutschen Vereine zählen nach tausenden; Gesang-, Turner-, Schützenvereine, literarische und dramatische Assoziationen, Kranken- und Unterstützungs-Gesellschaften — wer kann sie alle nennen! — Bei dem großen Friedensfeste, das am 10. April 1871 als Dankfest für die glorreiche Beendigung des deutsch-französischen Krieges und zugleich als das Fest nationaler Wiedergeburt von den Deutschen gefeiert wurde, paradirte eine Prozession von 40,000 Deutschen durch die Straßen der Stadt New-York. Alle Stände, alle Beschäftigungen waren glänzend vertreten; ein allgemeines Erstaunen bemächtigte sich der amerikanischen und irländischen Bevölkerung. Bei der letzten Mayorswahl in New-York erhielt der deutsche Candidat, obwohl durchaus lange nicht alle deutschen Stimmen auf ihn sich vereint hatten, immerhin noch die bedeutende Zahl von 26,000 Stimmen. Aber weitaus den wichtigsten Beitrag zur Geschichte des Wachsthums der deutschen Macht in Amerika geben die Schulen.

Im Jahre 1865 gab es in der Stadt New-York kaum 10 deutsche Privatschulen, im Jahre 1875 drei bis vier Mal so viele. Nunmehr hat sich auch die deutsche Sprache in den öffentlichen Schulen der Stadt fest angesiedelt, und man wird sie nie wieder ganz daraus vertreiben können, wenn auch momentane Störungen und Rückschläge zu erwarten sein dürften. Nach einer Reihe von Jahren erst wird der Einfluß dieses Sieges der deutschen Sache sich fühlbar machen; die nächsten Generationen deutscher Kinder werden das Erbgut ihrer Väter, ihre Sprache, nie mehr ganz untergehen lassen. Weit günstigeren Aufschwung noch als im Staat New-York nimmt die deutsche Sprache im Westen, hunderte von Städten haben dort in ihren Schulen die deutsche Sprache als gleichberechtigten Unterrichtszweig eingeführt, von denen man nur St. Louis, Milwaukee, Detroit, Cincinnati, Cleveland, Toledo, Louisville, St. Paul, Chikago, Davenport, Indianapolis zu nennen braucht. Ein großer Theil des Kampfes für das Deutschthum wird in diesen Schulen ausgefochten werden, und der Kapp'sche Ausdruck: „Wer deutsch sein will, der bleibe entweder zu Hause oder kehre in Heimath zurück," ist nach Zahlen und Thatsachen nicht mehr so ganz richtig. Die Auswanderung braucht in Amerika selbst für den Einzelnen nicht mehr nationaler Tod zu sein. —

VI.

Die Deutschamerikaner.

Der Deutschamerikaner unterzieht sich allen möglichen Geschäften und treibt alle denkbaren Gewerbe. Doch hat er ganz besondere Spezialfächer, in denen er die meisten Konkurrenten mit der Zeit durch Fleiß und geduldiges Ausharren aus dem Felde schlägt. Als Barbier, Cigarrenmacher und Tabacks-Kleinhändler, als Schneider, Bier- und Weinwirth gewinnt er den entschiedensten Vorrang vor Vertretern anderer Nationalitäten. Den Schnaps-Kleinhandel besorgt oft der Irländer, den Bier- und Weinverkauf der Deutschamerikaner, und wenn man bedenkt, daß zum Exempel in New-York auf hundert Einwohner eine Kneipe irgend welchen Genres kommt, so kann man auf die Unzahl der deutschamerikanischen Bier- und Weinwirthe schließen. Der Deutsche nennt eine nahezu zweitausendjährige Geschichte sein eigen, er hat Gewaltiges erlebt und erduldet, aber immer ist er, in allen Zonen und unter allen Verhältnissen, der Schilderung des Tacitus in Bezug auf das Trinken treu geblieben, noch heute wie im Jahre 0 liebt er das Geistige, als stimulus des Gedankens

als Sorgenbrecher, unter jedem denkbaren Vorwand und unter jeglicher Entschuldigung.

Eine Skizze des Deutschamerikanerthums geht darum am passendsten vom Bier aus, nicht als ob es gar keine geistigen Bestrebungen hätte, sondern weil das Bier in erster Linie steht, der Geist nur in der zweiten. Im Wein liegt Wahrheit, vielleicht im Bier auch, wenn es gut ist. Da das letztere aber selten der Fall ist, bekommt der Deutschamerikaner wenig Wahrheit zu hören. Wenn er aber wahr sein will, so gesteht er, daß er die vielen Vereine, zu denen er „belangt", eigentlich doch nur des Bieres wegen geschaffen hat. Jedes Land hat seine eigenthümlichen Krankheitsformen und -Erscheinungen, Deutschamerika leidet unter der Vereinswuth, die sich schlimmer als jede andere Epidemie über alle Staaten erstreckt hat, in denen er haust. Jeder Deutsche in Amerika gehört durchschnittlich mindestens zwei Vereinen an.

Da sind zuerst die Gesangvereine, deren es so viele in allen von Deutschen bewohnten Städten giebt, daß man schon die abenteuerlichsten Namen hat erfinden müssen, um die Kinder alle zu taufen. Wer einen solchen Verein gründen will, sieht erst das Lexikon nach, am besten ein mythologisches, um einen neuen Namen aufzustöbern. Alle großen Musiker deutscher Abkunft haben herhalten müssen, auch einige Dichter und gar viele Sangesbrüder der altklassischen Zeit. Der wichtigste Tag in der Existenz eines solchen Vereins ist immer der Stiftungstag, der jährlich mindestens einmal, unter Umständen auch öfters, wiederkehrt und mit Vorfest, Nachfest und der bekannten „allerletzten" Feier schon eine hübsche Oase in der Wüste darstellt. Ja, die Noth des Lebens ist bei den Deutschamerikanern groß, beinahe ebenso groß, als der Durst, der an diesen Stiftungstagen ausbricht, die Kinder werden bei diesen Geburtsfeiern immer gründlich genäßt, was nicht ausschließt, daß auch mancher Mitfeiernde sich naß benimmt. Es giebt aber auch echte „Potsdamer" unter diesen Vereinen, Menschen, die im gewöhnlichen Leben nicht viel bedeuten, die eigentlich nur zu Vereinszwecken überhaupt geschaffen sind, deren ganzes Leben im Vereinswesen aufgeht.

Der größte, solideste und aristokratischste Gesangverein New-Yorks ist der Liederkranz (anglo-amerikanisch: Leiderkräns), der über 800 Mitglieder zählt, ein hübsches Vereinslokal sein eigen nennt und auch musikalisch nicht ohne Streben ist. Zwar wirft man dem Verein Ungemüthlichkeit vor, steifes, vornehm-arrogantes Wesen und Mangel an frischem Leben; insofern das letztere aber in gesanglicher Beziehung in die Erscheinung tritt, ist dieser Mangel nicht fühlbar. Der Liederkranz leistet im Gesanglichen entschieden mit das Beste, das Deutschamerika produzirt, er zeigt eine Weiterentwickelung, ein Streben, ein Schimmer der Kunst verklärt seine Bemühungen, der

alle anderen Ausstellungen vergessen macht. Der Liederkranz ist nahezu der einzige Verein, bei dem der Gesang nicht nur als Mittel zum Zweck erscheint, der seines Namens sich bewußt ist und das deutsche Lied, oder vielmehr seinen Gesang, kultivirt. Er singt auch mit gemischtem Chor; und wenn sein Dirigent auch öfters menschliche Schwäche verräth und dem Gambrinus oder anderen Götzen zu reichlich opfert, so arbeitet er dafür auch wieder im Schweiße seines Angesichts. Von unzufriedenen Liederkränzlern ward der Arion gegründet, den seine Mitglieder chronisch Arion nennen; derselbe will in jeder Hinsicht ein Rival des Liederkranzes sein, er steht ihm an gesanglichen Leistungen gleich, da er manche frische Stimmen zählt und einen tüchtigen Musiker seinen Gesangsmeister nennt. Die Rivalit t zwischen beiden Vereinen ist groß, und da sich ein großer Theil des deutschamerikanischen Lebens, wie billig, um solche Dinge dreht, auch sehr wichtig. Weil der Liederkranz jeden Winter einen prächtigen Maskenball abhält, thut es der Arion nicht, um nch t nachzuahmen; weil der Liederkranz ein ziemlich schuldenloses Vereinslokal besitzt, hat der Arion eine nicht schuldenfreie Halle; weil der Liederkranz im Genuß des Hopfengebräues nur mäßig ist (?), stürzt sich der Arion mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit in die Fluth des Bieres; weil der Liederkranz keine Karnevalsnarrensitzungen abhält, verübt der Arion solche, die sich oft durch Deutlichkeit ebensowohl, als durch feinen Witz auszeichnen — und so könnte man dieses Thema weiter spinnen, bis die Knöpfe an der Hose der Geduld reißen. — Andere Vereine sind noch die Sängerrunde, bei der eigentlich nur der chronische Präsident merkwürdig ist, der Beethovenverein, bei dem nichts merkwürdig ist, der Teutonia-, Mozart-, Schiller-, Heineverein und andere, deren Aufzählung Gedächtnißschmerzen machen würde. Am nettesten ist der Name der „Melomanen", das ist doch noch Wahnsinn, es ist aber Methode darin, es ist melischer Wahnsinn. Wie niedlich!

Wollte man den Zweck dieser Vereine näher beleuchten, so brauchte man nur zu sagen: es sind Vergnügungsgesellschaften, der Zweck ist ein geselliger; der Gesang ist in den meisten Fällen nur die nach außen hin vorgehängte Maske, die Entschuldigung für spätes Ausbleiben gegen die bessere Hälfte, damit die Kaudelschen Gard*i*nenpredigten nicht zu deutlich wiederkehren. Die bei besonderen Gele*g*enheiten nothwendigen Reden sind alle nach einem Rezept stylisirt, man nehme ohngefähr folgende Phrasen: Deutsches Lied — welterobernde Macht — Pflege des Gesanges — gesellige Gemüthlichkeit — deutsche Eigenthümlichkeit ꝛc. ꝛc., mische sie tüchtig durcheinander und gebe sie den Patienten in Absätzen ein; sie sind in noch höherem Grade wie die Worte des Papstes unfehlbar. Sehr lockend ist es, wenn der Verein viele Aemter zu vergeben hat: Prä-

sident und Vicepräsidenten, Sekretäre, Schatzmeister, exekutiver Ausschuß, Vergnügungskommittees und dergleichen, das zieht an, im Laufe der Jahre kann dann jedes Mitglied wenigstens ein Amt bekleidet und seinen Ehrgeiz gesättigt haben. Bei den Sitzungen wird oft mit einer Ernsthaftigkeit und Gründlichkeit debattirt, als ob das Wohl der Menschheit davon abhinge, es ist zwar nur der Sturm im Glase Wasser, aber er bewegt die Wesen doch, die im Gefäße leben. — Fast einzig und allein Musik in der besten Bedeutung, und ohne Bier betreibt der Oratorienverein, der unter der kunstsinnigen Leitung desselben Dirigenten, der die gesanglichen Uebungen des Arion leitet, wirklich Vorzügliches leistet. Die meisten bedeutenderen musikalischen Bestrebungen, nicht nur New-Yorks, sondern ganz Amerikas, stützen sich auf Deutschamerikaner; die bekannte tüchtige Kapelle des Amerikaners Thomas besteht durchgehends aus Deutschamerikanern, ebenso überwiegen die Deutschamerikaner in der philharmonischen Gesellschaft. Natürlich bilden die New-Yorker Musikanten auch einen besonderen Verein, den Aschenbrödel, der durchaus deutschamerikanisch ist und ein Vereinsgebäude besitzt.

Die deutschamerikanischen Logen sind durchaus nicht so exklusiv, wie die Logen in Deutschland; es wird so ziemlich Jeder aufgenommen, der zahlen will und kann, in Deutschland erhielten anrüchige Charaktere, früher wenigstens, keinen Eintritt oder wurden auch ausgestoßen; in Amerika ist solch' moralisches Bedenken nicht vorhanden; die größten Gurgelabschneider und fashionablen Spitzbuben bekleiden Logenämter und Ehrenämter. Die ideale Auffassung der Loge ist recht hübsch, die Theorie ist human und würdig; aber die Praxis steht damit in grellem Widerspruch. Wie viele der höchst ehrenwerthen deutschamerikanischen Barbiere, Schneider und Cigarrenmacher verstehen wohl den Zweck der Loge? Es fehlt ihnen vor Allem schon an der nöthigen Bildung, sie sind eine todte Masse in der Hand einiger begabterer Männer, die an der Spitze stehen. Das Geheimnißvolle lockt noch immer die Dummen an; nähme man das Geheimniß fort, würden die Logen bald aufhören müssen zu arbeiten. So vollständig blinde Werkzeuge sind die Logen Amerikas in den Händen einiger Macher, daß dieselben sie schon oft gemißbraucht haben, um einen terroristischen Einfluß auf Nichtlogenglieder auszuüben. Man munkelt sogar von Mordthaten, die ihre intellektuellen Urheber in der Loge hatten. Wenigstens ist vor Jahren das räthselhafte Verschwinden eines gewissen Morgan, der sich die unnöthige Mühe geben wollte, die Logengeheimnisse zu veröffentlichen und das Treiben wie den Zweck der Logen zu geißeln, nie aufgeklärt worden. Die logenähnlichen Gesellschaften der Odd-Fellows (sonderbaren Gesellen) und Druiden dehnen sich nicht nur über ganz Amerika, auch über Europa aus, ihre Mitglieder zählen nach Zehntausenden und

finden auch im Deutschamerikanerthum rege Betheiligung; ähnlich sind auch die „Rothmänner" und „Harugari-Vereine". Während bei den Gesangvereinen der Nutzen vielleicht noch den Schaden überwiegt, sind die deutschamerikanischen Logen mehr schädlich als vortheilhaft. Die Welt wird auch wohl ohne Logengeheimkultus fortfahren, am echten Tempel Salomonis zu bauen.

Eine dritte Vereinsklasse bilden die militärischen Milizorganisationen. Sie sind vom Staate angeordnet, müssen daher auch wohl einen Zweck haben. Dem Publikum gewähren sie unbedingt Erheiterung; und den Nutzen humoristischen Stoffes wird im farblosen Lande der Freiheit gewiß Niemand wegläugnen wollen. Die deutschen Regimenter zeichnen sich durch kraftvolle Gestalten aus, ihre Uniformirung ist buntscheckig und erinnert durchaus an das selige Reichsheer. Die Phantasieuniformen sind allen Völkern und allen Zeiten entlehnt, es giebt Zouaven und Pickelhauben, spitze und stumpfe Frackschöße; eine blendende Farbenpracht schmückt sie fast ohne Ausnahme. Ihre Uebungen sind höchst interessant, besonders Aufsehen erregen und verdienen die deutschen Reiter; neben dem kleinen Pferde steht das große, und neben dem langen, hageren Reiter auf trübseliger Rosinante trabt der dicke Bierwirth, dessen rundes Bäuchlein wohlgemuth auf dem ungeschlachten Arbeitsgaul ausruht. Die Evolutionen sind besonders scherzhaft und würden einem preußischen Wachtmeister Thränen des Mitleids entlocken. Je nachdem die Kriegskasse des Obersten bestellt ist, zeigt sich das Regiment vollzählig oder nicht; ein splendider, reicher „Colonel" kann in kurzer Zeit ein stattliches Regiment zusammenbringen, wie der vor einigen Jahren ermordete Börsenjobber Fisk zeigte, den man zum Obersten des neunten Regiments erwählt hatte; so lange er die Heldenschaar kommandirte, gab es glänzende Uniformen, an Erfrischungen war kein Mangel, das Musikkorps war das vollzähligste, kurz, das Regiment hatte seine Blüthezeit. Die Höhe des Grades, den sie einnehmen, ist bei diesen Milizen gewöhnlich der Gradmesser ihres Vermögens und ihrer Freigebigkeit. Mein Flickschuster in New-York hatte es bis zum Lieutenant gebracht, und seine Ehehälfte schmunzelte gerührt und sichtlich erfreut, wenn ich mir ein Paar neue Sohlen machen ließ uud sie Frau Lieutenant titulirte; der vermögliche Bierwirth über der Straße war Hauptmann, und ein reicher Schneider hatte sich bis zum Major heraufgenäht. Trifft man ein Mitglied dieses würdigen Offizierskorps in irgend welchem Verein, so braucht man es nur mit Ostentation Herr Oberst oder Herr Major anzureden, um herablassender Freundlichkeit sicher zu sein, die sich gewöhnlich dadurch kundgiebt, daß der Geschmeichelte die Gesellschaft am Schenktisch regalirt. Auch in fremde Länder zogen diese tapferen Landsoldaten früher oft, am liebsten in's alte deutsche Vaterland, um Unter den Linden ihre goldblinkende Uniform

zu zeigen und mit vornehmer Grandezza der Hauptwache abzuwinken, wenn sie diensteifrig vor dem fremden General herausrufen wollte. Dieses letzteren harmlosen Späßchens wegen hat der Gouverneur des Staates sich solche Kunstreisen in Milizuniform verbeten, Milizoffiziere dürfen nur unter besonderer Bewilligung dem erstaunten Auslande ihren Geschmack zeigen.

An die Milizregimenter reihen sich die Schützengesellschaften, die nur einmal des Jahres, gewöhnlich im Herbst einen Ausmarsch halten, bei dem 24 Musiker und 12 Schützen paradiren, als Schlußfigur zeigt sich ein unvermeidlicher Neger, der die Schützenscheibe trägt. An dem kleindeutschen, kleinstädtischen wie kleinstaatlichen Leben der alten Heimath hängt der Deutschamerikaner mit wunderbarer Zähigkeit. Die Prozessionswuth theilt er mit dem Irländer, die Lust am Gepränge hat er aber in Amerika größtentheils neu gelernt. Eine geräuschlosere, aber tüchtigere Thätigkeit entfaltet der frisch-fromm-frei-fröhliche Turner in Amerika. So gut wie in Deutschland gedeiht das Turnen in Amerika nicht, es fehlt am sorglosen, fröhlichen Geiste zu sehr, im Hetzen und Rennen des amerikanischen Lebens erstickt die harmlose Turnerlust. Doch pflegt man in New-York wie in manchen westlichen Städten das Turnen, und auch geistige Bestrebungen sind mit den körperlichen Uebungen vereint. Das Turnen ist gewiß recht gesund für den Körper; es gab aber in Deutschland eine Zeit, da man anfing, es mit solcher Leidenschaft zu treiben, daß alles Andere darüber vergessen ward und brach liegen mußte: Nichts zuviel! war der Wahlspruch des alten Weisen, den auch die Turner nicht vergessen sollten. Es hat in früheren Jahrhunderten auch große Männer ohne Turnen gegeben. Das Höchste im Leben ist es noch nicht, es ist recht nützlich und zuträglich, aber das geistige Turnen ist für das Ganze eines Volkswohles noch vortheilhafter. Je mehr sich die Turnvereine neben ihren körperlichen Uebungen auch geistiger Bestrebungen rühmen können, desto höhere Zwecke werden sie verfolgen und desto mehr werden sie erreichen. Der New-Yorker Turnverein versucht sich auch in theatralischen Leistungen, er veranstaltet oft Vorlesungen und hält auch eine Schule, in welcher Kinder nach den Lehrstunden der öffentlichen Anstalten im Deutschen, Zeichnen und anderen Fächern unterrichtet werden.

Das Ausland bewundert am amerikanischen Leben manche Erscheinungen, die der Bewunderung unwerth sind, vergißt aber wieder andere, die nachahmenswürdig erscheinen. Fabelhafte Berichte aus Amerika und riesige Enten wimmeln beständig in den deutschen Blättern umher, die an einer absonderlichen Sorte von Spezialberichterstattern leiden mögen und oft den Wunsch für den Gedanken, irgend ein Projekt für die Thatsache nehmen. Aufs Höchste erstaunt war ich, als ich in der Leipziger Illustrirten Zeitung das genaue Abbild

des tausend Fuß hohen Thurmes sah, der zur Feier des hundertjährigen Bestehens amerikanischer Freiheit und der Weltausstellung in Philadelphia errichtet werden sollte; mit bewundernswerther Kaltblütigkeit schilderte man ihn als schon im Bau begriffen. Nicht minder überrascht war ich, als ich in der Gartenlaube von einer pneumatischen Eisenbahn auf dem Broadway las, durch welche, als die erste in der Welt, nicht nur Packete, sondern auch Personen befördert würden. Irgend ein großer Mann*) hatte neulich das amerikanische Volk bis über die Milchstraße erhoben, weil es ein Volk von Rednern sei. Ja, und es sei Gott geklagt, ein Volk mit nie versiegenden Redeströmen — sie sind aber auch danach. Die freie Rede ist in Amerika sehr im Schwange, in einem republikanischen Gemeinwesen gebietet sie sich schon ganz von selbst, aber der Inhalt, das Mark! Da fehlt es betrübend. Man lese nur einige Dutzend congreßlicher gräßlicher Redeergüsse, und man wird von der Bewunderung der Amerikaner als Redner kurirt werden; die meisten enthalten eine Fülle von Worten, von gleißenden Phrasen, ein Heer von kleinen Geistern, aber keinen Geist; das ethische Element fehlt mit wenigen rühmlichen Ausnahmen; eine solche Ausnahme war der Angloamerikaner Sumner, und ist der Deutschamerikaner Karl Schurz. Von der gerühmten amerikanischen Vielrednerei haben auch die Deutschamerikaner, wenigstens im Osten, ein redliches Theil abbekommen. Lange, wässrige, schablonenhafte Reden werden bei allen möglichen Gelegenheiten von Stapel gelassen; wehe dem Unglücklichen, der dazu verurtheilt ist, sie anzuhören! Sein Geschmack, wenn er von diesem seltenen Phönix noch etwas besitzt, muß darunter leiden.

An solcher Seichtheit leiden überhaupt viele der geistigen Bestrebungen der Deutschamerikaner. Nicht daß es an tüchtigen Kräften durchaus mangelte; aber die Mittelmäßigkeit herrscht zu sehr und beherrscht auch diese Vereine. Eine fürchterliche Sorte Menschen unter den Deutschamerikanern sind die Prominenten; der deutschamerikanische Prominente drängt sich überall ostentiös vor, er nimmt eine gravitätische, patronisirende Miene an, um seine eigene Hohlheit darunter zu verbergen; eine ernste, reservirte Haltung kennzeichnet ihn, entstehende Pausen füllt er durch breite Reden aus, er ist aufdringlich, langlebig, unvertilgbar, dummgeschwätzig, ein wahres Ungeziefer; gewöhnlich ist er Repräsentant irgend eines Vereines. Emanuel war früher ein simpler Handelsjüde, aber er sah die Richtung des Zeitstromes ein, er ging unter die Vereine; nach paar Jahren war ich höchst erstaunt, ihn neben einem höchst respectabeln, vor Alter kindisch gewordenen Buchhändler und einer bankerotten Schneiderseele als Prominenten wiederzusehen, der würdevoll die Versammlung

*) Kossuth.

„adressirte". Die meisten der Gesellschaften werden von diesen Prominenten beherrscht, selbst die literarischen und Fortbildungsvereine; neben ihnen kann eine andere, bessere Kraft selten aufkommen. Die „mutual-admiration-association", die gegenseitige Bewunderungsgesellschaft ist entschieden die umfassendste und verbreitetste unter den deutschamerikanischen Vereinen. Es existiren mehrere solcher Geheimbünde, die es verstanden haben, sich das Ackerfeld einzutheilen und in jeder Sektion einen oder zwei so lange anzupreisen, bis die Welt es geduldig glaubte. Keine Reklame nützt mehr, als die durch Collegen. Das hat auch der Gegenseitige Bewunderungs-Club unter den Aerzten richtig aufgefaßt und handelt darnach. Bildungsvereine mit freien Vorträgen sind gewiß eine ganz gute Sache; aber diese Vorträge müssen wirklichem Studium entsprießen. Ich wälze zwölf Reisebeschreibungen und kompilire aus ihnen eine Vorlesung über die Waffen der Fidji-Insulaner. Warum nicht? Es wird höchst gelehrt aussehen. Aber nur was aus dem Herzen kommt, geht zu Herzen. Amerika krankt an Vortragswuth und Zeitungslektüre, die Anglo-amerikaner noch mehr als die Deutschamerikaner; aber auch die letzteren leiden jetzt daran. Ein Vortrag hat nur als eine bedeutende Leistung Existenzberechtigung; diese Vorträge, die dem Vortragenden selber noch nicht in succum et sanguinem übergegangen sind, die er selber noch nicht verdaut hat, die sind a sad failure, ein kläglicher Mißgriff, und statt anzuregen, thun sie oft gerade das Gegentheil, sie sind geradezu auf ein ungebildetes Publikum berechnet, der Gebildete schleicht seufzend fort.

Am fürchterlichsten wüthet die Redekrankheit in den politischen Vereinen; in ihnen zeigen sich die Deutschamerikaner immer noch uneinig und gespalten. Eine kompakte Masse, eine große deutsche Partei wäre nöthig, zwar könnte dieselbe durch ihre Stimmenmasse die Volkswahl noch nicht bestimmen, aber sie könnte oft nach der einen oder der andern Seite hin die Wagschale steigen oder sinken machen und ein höchst bedeutender Faktor bei den Wahlen werden. Statt dessen ist eine vollständige Zersplitterung da; alle Parteischattirungen zählen viele Deutschamerikaner unter sich, und so geht der Einfluß des Deutschamerikaners als eines solchen häufig gänzlich verloren. Doch auch hierin hat sich in den letzten Jahren ein Umschwung zum Bessern gezeigt; eine größere Vereinigung und Conzentrirung der deutschen Stimmen ist wenigstens angebahnt und angestrebt worden. Wie fast auf allem deutschamerikanischen Streben liegt auch auf diesem noch der Mehlthau der Gleichgültigkeit. Ein großer Bruchtheil der Deutschamerikaner stimmt überhaupt gar nicht, er hält es unter seiner Würde, sich mit dem politischen Leben abzugeben, da er sieht, wie den Meisten, die sich damit beschäftigen, die Hände unversehens schmutzig geworden sind. Ueber Mißzustände, an denen man

keinen Mangel hat, räsonnirt er eifrig, er ballt vielleicht die Faust in der Tasche vor sittlicher Entrüstung, aber er thut nichts, um dem Uebel abzuhelfen. Dadurch verscherzt er natürlich selbst das Recht der sittlichen Entrüstung. Während der Ultramontanismus und die irländische Partei dadurch auf's wirksamste arbeitet, daß sie jeden Anhänger und jeden ihrer Landsleute heranzieht und in kompakter Masse zur Wahlurne schreitet, sind die Deutschamerikaner unter sich uneins, zersplaten oder gleichgültig. Die Entwicklung der einzelnen Individualität wird vielleicht dadurch befördert, durch verschiedene geistige Mittelpunkte zeigt sich die Vielseitigkeit des deutschen Geistes, aber die Wirksamkeit im politischen Leben wird abgeschwächt, und der politische Einfluß des Deutschamerikaners oft dadurch paralysirt. Das politische Leben im alten Vaterland ist noch zu jung, der Deutschamerikaner leidet in Folge dessen noch häufig an politischer Unreife.

Diese Gleichgültigkeit des Deutschamerikaners, verbunden mit einer gewissen engherzigen Sparsamkeit, zeigt sich bei allen gemeinnützigen Bestrebungen. Die Geschichte des deutschamerikanischen Hospitals zu New-York ist eine Leidensgeschichte, eine schmachvolle Illustration zu deutschamerikanischem Geiz und deutschamerikanischem Mangel an Gemeingeist. Das Hospital war ein allgemeiner Wunsch, ein allgemeines Bedürfniß, von allen Deutschamerikanern aller Parteien gleichmäßig als solches anerkannt und verlangt. Trotzdem vergingen lange Jahre, ehe das Kommittee durch unabläßige Sammlungen, Aufrufe, Ausstellungen und Bazars soviel Geld zusammenbringen konnte, um nur den Grundstein zu einem mäßig großen Gebäude zu legen, welches aus Mangel an Mitteln zu einem Viertheil seiner ursprünglich geplanten Proportionen zusammengeschrumpft ist. Jetzt entfaltet das Hospital schon seit Jahren eine segensreiche Wirksamkeit; ein Legat aus Deutschland war es, welches dem Unternehmen wenigstens einigermaßen auf die Beine half; aber immer noch muß es von Zeit zu Zeit betteln gehen, um seine Existenz würdig behaupten zu können. Das deutsche Hospital von New-York ist geradezu eine Schmach für den Deutschamerikaner und seine Bestrebungen. Alle möglichen kirchlichen Selten und Nationalitäten haben für ihre Hospitäler und Anstalten glänzende Häuser, die Franzosen, Juden, Presbyterianer und Quäker, aber die Deutschamerikaner müssen immer noch weiter betteln, um ein mäßig großes Gebäude in guter Einrichtung zu erhalten. Besonders der Geiz des Plattdütschen in New-York ist beinahe sprichwörtlich geworden, seine Tasche ist sehr zugeknöpft, er ißt und trinkt nur das billigste und schlechteste. Durch solche Sparsamkeit wird er reich, oft jedoch nur, damit seine Kinder, auf die schon andere Einflüsse einwirken, das mühsam Zusammengescharrte bald verthun.

So sehr sich die Deutschamerikaner verletzt zeigen, wenn man

von ihren geistigen Bestrebungen sagt, sie ständen unter dem Gefrierpunkt, oder es wären überhaupt keine vorhanden, so sehr wahr ist es, daß sie weniger im Vereins-, als im Schul- und Erziehungswesen noch Vieles zu thun haben. Die Idee einer deutschen Universität in Amerika hat schon in manchen Köpfen gespukt, aber wozu eine Universität? Wer sollte sie besuchen? Es fehlt durchaus an der Vorbildung. Noch nicht einmal zu einem konfessionslosen einzigen Gymnasium hat man es gebracht, trotz alles Räsonnirens und alles Reichthums — und es giebt viele reiche Deutschamerikaner — und trotz aller Indignation, die sie darüber empfinden, wenn man sie auf ihre Mängel aufmerksam macht. Der wohlhabendere Deutschamerikaner schickt seine Kinder oft nach Deutschland, da er ihnen etwas mehr als die schablonenhafte amerikanische Collegebildung geben will, hunderte von deutschamerikanischen Kindern studiren in Deutschland — das ABC der Wissenschaft. Wenn das nicht ein Armuthszeugniß für Deutsch-Amerikas geistige Bestrebungen ist, so giebt es keins mehr. Viele Eltern, und mit Recht, schrecken davor zurück, ihre Kinder in zartem Alter über's Meer zu schicken und sie den Einflüssen des Elternhauses zu entziehen, sie allen Einflüssen ihrer Heimath entfremdet wiederzusehen — und trotz alledem giebt es keine deutschamerikanische Erziehungsanstalt, im ganzen großen Amerika, die sich einem deutschen Gymnasium ebenbürtig an die Seite stellen könnte. Die Katholiken haben recht gute Anstalten, die orthodoxen Lutheraner der Missuri-Synode eine solche zu Fort Wayne im Staate Indiana, die Tüchtiges leistet — aber das sind Confessionsschulen, mit deren religiösen Tendenzen und Einflüssen nicht jeder Vater einverstanden sein dürfte. Für ein zu begründendes Lehrerseminar hat die Propaganda begonnen, es wird aber wohl noch manches Dezennium vergehen, ehe es in Wirksamkeit tritt; denn „chi va piano va sano".

Es giebt recht tüchtige Privatschulen in Amerika; eine der besten deutsch-amerikanischen Anstalten ist die Heidenfeld'sche in New-York, die über 300 Zöglinge enthält. Die Frage liegt nahe: kann eine solche Anstalt nicht eine Realschule oder ein Gymnasium ersetzen? Und die Antwort lautet: Gewiß könnte sie es, wenn die Eltern es wollten. Es ward in dieser Schule und ebenso in manchen anderen ähnlichen öfters der Versuch gemacht, höhere Klassen einzuführen. Aber der Versuch scheiterte, es war kein Bedürfniß da. Die Zöglinge verlassen die Schule meistens, ehe sie den vollen Cursus derselben absolvirt haben. Die Schlußfolgerung ist einfach diese: der Durchschnitt der Deutschamerikaner hat keine höhere Bildung und glaubt daher auch nicht, daß eine solche für seine Kinder nöthig sei. Der Vater sagt: ich habe gar nichts gelernt, aber Geld verdient, und das ist die Hauptsache. Gehe hin, mein Sohn, und thue des-

gleichen! — Amerika hat wenigstens insofern nicht ganz unbefriedigende Volksschulen, als ein Jeder dort schreiben, lesen und rechnen lernen kann, und zwar ohne jede Kosten, und das ist lobenswerth, aber eine höhere Bildung ist sparsam gesäet. Der Deutschamerikaner bemüht sich nicht einmal darum. Wo bleiben da die geistigen Bestrebungen? Und gerade die höhere Bildung thäte Noth, es fehlt in Amerika die Ethik, das ethische Gefühl, das unbewußt ein Volk erhebt und vor geistiger Verwilderung schützt. In meiner Jugend lachte ich oft über das stets wiederkehrende Motto der klassischen Groschen-Bibliothek: Bildung macht frei! Aber es bleibt schließlich doch wahr; nicht jene lückenhafte Politur einer Bildung thut Noth, die aus den Zeitungen, aus Vorträgen und dem Conversationslexikon zusammengestoppelt ist, sondern eine auf tüchtiger, klassischer Grundlage erworbene Bildung.

Es giebt in Amerika unter den Deutschamerikanern aber auch eine Partei, die keine klassische Bildung verlangt, die Goethe für keinen Dichter hält und als Aristokraten verachtet, die kein Vaterland ihr eigen nennt, die für Menschenrechte, Frauenrechte und Emanzipation Aller schwärmt. Das ist der extremste linke Flügel der Fortschrittspartei, die Sippe der Radikalen. Dicht hinter ihnen, vielleicht auch schon in ihnen, beginnt die freie Liebe, die hirntolle Idee: „Vermögen und Kapital sind Diebstahl", und endlich das Petroleum, Umsturz alles Bestehenden, allgemeiner Blödsinn und Untergang dessen, was die Menschheit bis dahin in vieltausendjährigem Kulturkampf erworben hat. Es giebt mehrere Preßorgane dieser Partei, unter denen ich nur den in Boston erscheinenden „Pionier" hervorheben will. Der Redakteur dieses radikalsten Blattes, dem es sowohl an Bildung, wie an Witz mangelt, glaubt, er sitze in einer Cloake und spritzt den Unrath wohlgefällig nach allen Seiten hin aus; das nennt er Wahrheit. Besonders giftig ist er auf Bismarck und das deutsche Reich, seinen Kaiser und die Soldaten; diese Namen schon wirken auf ihn, wie das rothe Tuch auf den Puterhahn. Die Partei, die er vertritt, ist zur Ehre des Deutschamerikanerthums weder moralisch, noch numerisch stark. Die männlichen Mitglieder sind meistens solche, deren Männlichkeit etwas in die Brüche gegangen ist, die unter Männern kein Ansehen mehr genießen, desto mehr aber bei den Frauen; die Damen, die diesem Bunde angehören, hören sich gar zu gern jährlich wenigstens einmal reden; die Namen und Biographien berühmter Frauen wissen sie durch lange Uebung auswendig, Semiramis ist immer die Erste, da sie von den biblischen Frauengestalten nichts wissen wollen. Was der wahre Vortheil des weiblichen Geschlechtes ist, bleibt ihnen oft verborgen, die echte Weiblichkeit geht ihnen selbst zu oft und zu bald verloren, sie stolpern

über die Steine, da sie nach den Sternen sehen, und noch dazu sind es absonderliche Sternbilder, die sie verehren.

Vor mehreren Jahren hatte die radikale deutschamerikanische Partei einen berühmten Geist aus Deutschland citirt, den Verfasser von „Kraft und Stoff". Es ging ihnen aber mit dem großen Geist wie dem Goethe'schen Zauberlehrling, sie waren froh, wie sie ihn los waren. Dr. Büchner stellte seine eigene Partei, das ganze Deutschamerikanerthum, und sich selbst am meisten bloß. Seine Vorträge waren ganz interessant, wenn auch etwas monoton, und sehr, sehr populär — man könnte sie auch seicht nennen; seine Geldgier war außerdem schamlos und rücksichtslos. Seine Reiseberichte an die Gartenlaube waren geradezu kindisch, Stylübungen eines Sekundaners, und laborirten an der möglichsten Oberflächlichkeit; er verstand weder Anglo-Amerika noch Deutsch-Amerika. Dr. Büchner ist seitdem von der Bildfläche der Welt verschwunden und in das große Nichts übergegangen, dessen Apostel er war, es ging ihm wie Napoleon III., beide starben zu spät für ihren Ruhm. An unwahren Ansichten über Amerika laborirt übrigens Deutschland heute noch, in ähnlicher Weise, wie dem Anglo-Amerikaner deutsche Zustände böhmische Dörfer sind. In den gelesensten deutschen Zeitungen finden sich haarsträubende Schnitzer, unter drei Namen sind oft zwei falsch; der Hoosac-Tunnel, einer der größten der Welt, figurirt als Hoorsac-Tunnel, Kansas und Arkansas werden ganz munter verwechselt, und General Sigl gilt für einen großen Mann; analog ist die anglo-amerikanische Unkenntniß Deutschlands. Auf einer Schulkarte fand ich die fünf größten deutschen Städte angegeben: Berlin, Hamburg, Bremen, München und Belgard; ein „Professor" frug mich, ob die Insel Rügen nicht hart an der russischen Grenzküste liege, und jüngsthin erzählte ein amerikanisches Blatt, die Deutschen hätten dem Professor Hermann aus Leipzig ein Nationaldenkmal im teutoburger Wald errichtet. Die amerikanischen Zeitungen sind im Ganzen aber reichhaltiger, als die deutschen, vielleicht etwas weniger gründlich, aber interessanter. Auch die deutschamerikanischen Zeitungen verdienen das wegwerfende Urtheil Büchner's nicht, auf das übrigens weniger als nichts zu geben ist. Die deutsche Illinois-Staatszeitung kann im Allgemeinen getrost mit jedem deutschen Blatt konkurriren, und die New-Yorker Staatszeitung hat sich in den letzten Jahren bedeutend gehoben und enthält oft eine reiche Fülle spannenden Lesestoffes. Auch das New-Yorker belletristische Journal ist als wöchentliche Zeitung beachtenswerth. Ein besserer Geist weht im Allgemeinen durch Deutsch-Amerika, manches Schlechte ist im Vergehen und manches Gute im Erstehen.

Wir haben im Vorhergehenden nur einen kleinen Theil der deutschamerikanischen Vereine genannt, es giebt noch viele unge-

nannte, da sind Kranken- und Unterstützungs-Vereine, die zahlreichen Hildise-Bundesgenossenschaften, der Bund Hand-in-Hand, Sorgenfrei, Hilfinnoth, Sterbekassenvereine, der Verein der Fetten (200 Pfund Minimalgewicht), der Bund der Wasservögel, Schulvereine, Frauenvereine, Kegelklubs, Debattirvereine, Antitemperenzvereine, christliche Jünglingsvereine, der Verein Wolfsschlucht, der plattdütsche Schwabenverein, Fritz Reuter-Vereine, der Verein Krakehlia, der Bierfischverein und noch tausende mehr mit witzigen oder doch witzig sein sollenden Namen, mit ernsten und unernsten Zwecken. Das auf die Spitze und in's Extreme getriebene Vereinswesen der Deutsch-Amerikaner hat hoffentlich seine Blüthezeit gehabt und neigt sich der Abnahme zu; in Amerika hat es einen Zweck erfüllt, eine wichtige Mission, die nicht übersehen werden darf: es hat bis jetzt dazu beigetragen, die deutschen Eigenthümlichkeiten und die deutsche Sprache zu retten und zu konserviren, — leider oft unter der Glasglocke und übergossen mit jenem spiritus, der auch ein Geist, aber kein nutrimentum spiritus ist. Die deutschamerikanischen Kinder sind bis jetzt leider meistens Zwittergestalten, sie können weder deutsch noch englisch, die Angloamerikaner sehen sie nicht für voll an, und die deutsche Sprache martern sie unerhört. Aber je mehr der Sinn für das Deutsche in Amerika wächst, je mehr die Deutschamerikaner geistigen Bestrebungen sich hingeben, statt nur dem Erwerbe nachzujagen, desto eher werden sie die Geburtswehen überstehen und die Mißstände des Uebergangsstadiums überwinden. Es ist unwahrscheinlich, daß ein Volk, das unter trüben und unwürdigen Verhältnissen noch so viel von seiner Nationalität treu bewahrt hat, jetzt untergehe, da die Morgenröthe einer bessern Zeit für den deutschen Ausländer angebrochen ist. Die augenblicklich schlechten industriellen und wirthschaftlichen Verhältnisse Amerika's, die den Strom der Einwanderung momentan haben versiegen machen, haben eine äußerst gute Einwirkung auf den Deutschamerikaner und das ganze amerikanische Volk; sie lehren es, daß Besitz und Reichthum allein noch nicht das Höchste sind, daß es noch etwas Besseres und Höheres zu erstreben giebt, als leibliche Speise allein.

VII.

Die Afrikaner in New-York und den Vereinigten Staaten.

Die verschiedenen Völker, welche die Stadt New-York bevölkern, drängen sich nicht nur nach Nationalitäten in gewissen Straßen und Stadtvierteln zusammen, sie betreiben auch im Durchschnitt genommen

besondere Spezialitäten der Geschäfte. Der Afrikaner bevölkert im Allgemeinen, insofern er als selbstständiger freier Arbeiter auftritt, bestimmte Reviere, denen er jenen besonderen haut-goût-Geruch verleiht, der ihm eigen ist, und der einigermaßen an die Menagerie erinnert. Der Name: Neger gilt ihm als Schimpfwort, ebenso der nicht salonfähige Ausdruck: „darkey", der von seiner dunklen Hautfarbe entlehnt ist, der Ausdruck: „farbiger Mann" ist ihm gegenüber am Platze. Ein großer Bruchtheil der Afrikaner im Norden genießt die theuer für ihn erkaufte Freiheit im dienenden Verhältniß, als freiwilliger Sklave des reichen Weißen, als Kutscher und Bedienter, und fühlt sich durchaus wohl dabei. Das Gründerthum der Metropolis hält sich oft so viele farbige Bedienung, so besonders in den Sommerpaläsen, daß die Aeußerung richtig wird: Er hält eine Pension oder ein Kosthaus für Farbige. Die meisten Hotels, Restaurationen nnd größeren Küchen sind von farbigen Aufwärtern und Köchen erfüllt, bei denen man alle Farbenabstufungen des Teints vom tiefsten Dunkel bis zum hellsten Bräunlich-gelb studiren kann. Der Neger des Nordens uod Westens ist im Allgemeinen harmlos, gutmüthig und launig, doch existirt er im Norden in geringer Zahl; im Süden dürfte sich das Urtheil wesentlich anders gestalten. Dort ist er außerdem arbeitsscheu, faullenzerisch, diebisch, und wo er die Oberhand zu gewinnen glaubt, polterhaft-frech. Er excellirt in thierischen Verbrechen: Nothzucht betreibt er mit Vorliebe und unter den grauenhaftesten Details, das afrikanische Thiernaturell steckt tiefer in ihm, als man glaubt, und wird erst nach manchem langen Jahrzehnt mühevollster Arbeit auszurotten oder auf Ausnahmefälle zu beschränken sein. Selbst im harmlosen Spiel, bei der Belustigung, kommt die kindische Affennatur gern hervor. Der Deutsche prügelt sich im Streit und bei'm Auflauf, der Italiener gebraucht das Stilet, der Franzose gestikulirt, schreit und läuft davon, der Irländer beißt die Nase oder das Ohr ab oder drückt mit dem Daumen das Auge aus, der Amerikaner bedient sich des Revolvers, der Engländer bort dich nieder, der Neger gebraucht das Rasirmesser. Bei Negerstreitigkeiten, falls sie nicht harmlos im Sande verlaufen, spielt stets das Rasirmesser eine Hauptrolle und schlägt grauenvolle, meist tödtliche Wunden. Auch im friedlichen Zustande schwingt der schwarze Menschenbruder das Rasirmesser höchst geschickt als Barbier, im Süden versieht er dies Geschäft fast ohne Concurrenz, im Norden verdrängt ihn der Deutsche. Der weibliche Theil der schwarzen Bevölkerung leidet im Alter gern an Extremen; die heruntergekommene schwarze Frau ist entsetzlich mager, die Haut schlottert um ihre Knochen; die besser situirte, die sehr oft als Wäscherin uud Küchenmagd fungirt, zeichnet sich durch ein entsetzliches Embonpoint aus. Jüngere sind oft von älteren schwer zu unterscheiden, rüstige Körperfülle ziert sie oft, wahr-

haft schöne Gesichter sind selten, doch existiren auch solche, die mit junonischem Wuchs ein klassisches Profil verbinden. Heirathen zwischen Negern und Weißen sind äußerst ungewöhnlich, wenigstens im Norden; der letzte Mayor der Stadt New-York weigerte sich einmal, eine Verbindung zwischen einer Negerin und einem Weißen zu schließen. Die Kinder der Farbigen sind äußerst drollig, weniger menschenähnlich, als meerschweinchenhaft. Der gemeine Neger im Sonntagsstaat ist oft ein unschätzbarer Anblick, er karrikirt den weißen Dandy gern und mit Erfolg, die Negresse gebraucht schreiende Farben mit Vorliebe.

Als Religion zieht der Neger den Methodismus vor, bei dem sich sein lebhaftes, reizbares Naturell ohne lästige Fesseln gehen lassen kann. Die Gnade kommt bei ihm auch äußerlich höchst wirksam zum Durchbruch, er zittert und stöhnt, gurgelt, schreit und schwitzt, springt wie elektrisirt empor, seufzt in allen Tonarten um den heiligen Geist und begleitet sein Ringen mit den fürchterlichsten Grimassen. Der gebildete Deutsche, der einmal in seinem Leben solcher Andachtsübung beigewohnt hat, vergißt sie nie wieder, sie übertrifft die Morgenstunden an der Börse, die ebenfalls mit wüstem Geschrei und wahnsinnigen Gestikulationen in Scene gehen; hier ist es das Gold, das den Menschen zu hirnverrücktem Beginnen antreibt, dort der heilige Geist und die Gnade Gottes. Ich habe in den Methodistenkirchen, besonders der Neger, stets an Leibweh gelitten, ich glaubte manchmal, mich wieder in der Irrenanstalt zu N. zu befinden, doch muß ich gestehen, daß die Irren sich dort noch bedeutend vernünftiger betrugen, als die schwarzen Methodisten. O Lord! wird besonders in allen Tönen gewinselt, geächzt, gezetert, geschrieen, gebrüllt, geheult, oder auch Glory! Dabei rollen die Augen unheimlich wild umher, das Antlitz verzerrt sich, dicker Schweiß perlt auf der Stirne, simulirte und wirkliche Ohnmachten wechseln miteinander ab, bis endlich der Paroxysmus der Gottbegeisterung seinen höchsten Grad erreicht hat. Sonst hat es natürlich weiter keinen Zweck. Aus diesen Scenen auf Tiefe der christlichen Erkenntniß, Reinheit der Moral und des christlichen Lebens oder überhaupt auf irgend eine thatsächliche Bekräftigung und Bethätigung des im Schweiße des Angesichtes herbeigebetenen Gnadengeistes schließen zu wollen, wäre ein verfehlter Gedanke. Es ist ein moralisches Schwitzbad, bei dem der Körper stärker affizirt wird als der Geist, eine Formalität, die bei dem kindlichen Negergemüth in's Kindische umgeschlagen ist, und die sich in's Fratzenhafte verirrt hat. Der Neger karrikirt die Gebräuche der höher stehenden Race überall auch im religiösen Leben unbewußt.

Es giebt vielleicht solche alten, rührend frommen Negergestalten mit bergeversetzendem Glauben, wie Frau Harriet Beecher-Stowe sie in ihrem Tendenzroman „Onkel Tom's Hütte" mit grellen Farben gezeichnet hat, gerade so gut wie es weiße Mäuse giebt, im Allge-

meinen hat aber der Neger trotz aller Anstrengungen vom Geist des Christenthums herzlich wenig erfaßt, es fehlt ihm dazu nicht an Gemüth, wohl aber an Hirn und Denkvermögen, die eine jahrhundertlange Sklaverei natürlich wenig hat entwickeln können. Die Geschichte des Christenthums unter der farbigen Race ist ein neuer Beweis dafür, daß die christliche Religion bei uncivilisirten Völkern wohl Einlaß finden kann, aber nur als äußerlicher Formelkram von ihnen gewürdigt und verstanden wird. Bis jetzt ist der Neger unter den Weißen immer noch das alberne Kind, er lebt sorglos in den Tag hinein und erfüllet das Biblische: „Sorget nicht für den kommenden Tag" buchstäblich. Die Eröffnung von Sparbanken für Farbige ist sicherlich als ein äußerst praktischer Schritt zu bezeichnen, wenn die Farbigen lernen, den Nutzen solcher Institute einzusehen. Bis jetzt ist der sparende Neger eine Seltenheit; doch da die Geschichte des freien Schwarzen erst ein Dezennium alt ist, mögen spätere Generationen sich anders entwickeln. Auf dem großen Versuchsfelde der Vereinigten Staaten ist der freie Neger jetzt ein Fragezeichen, dessen Beantwortung eine andere Zeit übernehmen muß, qui vivra verra, der befruchtende, erwärmende und neues Leben begründende Sonnenschein des Freiheitsgeistes wird einem interessanten Experiment, einem Stadium der Feuerprobe, unterworfen; ist sein Gold echt oder nur eine ideale Phrase, die in der rauhen Wirklichkeit nicht Stich hält, ein Metall, das im Freien oxydirt? Aus der Ferne betrachtet sich dieser Kampf gegen anerzogene und angeborene Niedrigkeit ganz gut, das objektive Urtheil ist billig, aber die weiße Bevölkerung des Südens, die mit dem Neger vereint auf der Scholle lebt, hat eine schlimme Zeit durchzumachen, es fehlt auf beiden Seiten nicht an Unrecht, Gewalt und lauten Klagen, ja, es ertönen sogar Stimmen solcher Neger, die sich nach den Fleischtöpfen Egyptens zurücksehnen; denn die Behandlung des Negers als verkäufliche Waare, so wenig sie als Ganzes menschenwürdig sein mochte, war in vielen Fällen gewiß human, wälzte von dem Sklaven die Sorge um die Existenz, eine Last, die der Freigewordene noch schwer empfindet, und ließ ihn vom Kampf um's Dasein noch nichts ahnen. Aber das Hirtenalter der Patriarchen ist nun doch einmal in die Rumpelkammer der überwundenen Standpunkte geworfen und ein Anachronismus geworden, den man nur noch dem Poeten gern erlaubt.

Die frische Luft verging der Welt,
Das goldne Alter laut beklagt,
Denn eisern herrscht die Zeit im Feld!
(Thomas Buchanan Read.)

Vielleicht löst die Geschichte die schwebende Negerfrage auf andere Weise; die niedrigere Race, im Kampf mit der geistig höher stehenden, geht in der Berührung mit der Civilisation unter, was sich nicht erheben kann,

versinkt, was sich nicht zu assimiliren vermag, stirbt aus! Die Indianer und Fidji-Insulaner, um ein analoges Beispiel anzuführen, erliegen den Pocken, Masern und der Syphilis, und die statistischen Berichte aus dem nordamerikanischen Süden weisen eine erschreckliche Sterblichkeit der Aethiopier nach, an Fruchtbarkeit fehlt es nicht, aber ein erstaunlicher Prozentsatz der piccaninnies (Negerkinder) wächst nie heran, an vielen Orten ist eine Abnahme der schwarzen Bevölkerung, nicht durch Wechsel des Wohnorts, sondern durch rapide Sterblichkeit konstatirt. Am wohlsten befindet sich der Neger unter solchen klimatischen Verhältnissen, die dem Weißen die Existenz erschweren, wenn nicht ganz verbieten. Auf den sogenannten „lowlands", dem Alluvialboden, der die ganze Küste der Vereinigten Staaten sich entlang zieht und ebenso den mexikanischen Golf umfaßt und wegen seiner endemischen Krankheiten, der Dysenterie, des gelben Fiebers und des Sumpffiebers unter den Einwohnern kaukasischer Race berüchtigt ist, fühlt sich der Aethiopier wohl. Jahr um Jahr vollzieht sich dort eine langsame Verschiebung der Neger aus den höheren Distrikten, die schon an dem Vorlande der Alleghanies Theil nehmen, und eine Conzentrirung in jenen Ländern, deren Klima ihm offenbar besser behagt. Total unfähig zur Bildung ist übrigens der Neger durchaus nicht, das haben schon hunderte von Beispielen deutlich gezeigt, es giebt unter ihren Predigern, Senatoren und Repräsentanten Männer, denen man Begabung nicht absprechen kann. Mit dem Deutschen können sie sich überall gut vertragen, im Durchschnitt ist der Deutsche gefühlsreicher als der Anglo-Amerikaner, das findet der Neger instinktiv heraus. Es giebt sogar in Pennsylvanien und anderswo Neger genug, welche auch auffallendes Sprachtalent bekunden und das Deutsche ziemlich fertig sprechen. In Baltimore und New-York habe ich wandernde Negertruppen gefunden, die deutsche Lieder in den Bierschenken sangen, und auf einer Farm in Südvirginien klang eigenthümlich genug im mondscheinbeleuchteten Garten aus Negermund das wohl bekannte Eichendorff'sche Lied „In einem kühlen Grunde", das mit dem Banjo begleitet wurde. Violine und Viola, Guitarre, Mandoline und Banjo sind Lieblingsinstrumente der Schwarzen, besonders das letztere, dessen eigenthümlich surrender Ton am besten zu den grotesken Negerfarcen paßt. Der Neger hat entschieden Gemüth und Phantasie, er ist durchaus musikalisch. Als Schauspieler ist er der unübertroffene Darsteller von Possen im Genre der niedrigen Komik; in fast allen größeren Städten der Union giebt es Neger-Minstrelbanden, die durch ihre karrikirten Sprünge, Gesten und gemeinkomischen Attitüden zwerchfellerschütternd auf den großen Haufen einwirken. Es giebt Töne und Gesichtsverrenkungen, die nur dem Neger eigenthümlich, ja möglich sind, wie es denn auch weiße Possenreißer genug giebt, die wieder den Neger travestiren.

Wie wenig übrigens das Christenthum in das Fleisch und Blut des Negers übergegangen ist, beweist die Thatsache, daß Aberglaube, und zwar in seiner rohsten Gestalt, selbst Fetischanbetung unter den Negern immer noch existirt. Nicht nur, daß die Neger sich gern wahrsagen und die Zukunft prophezeien lassen, das thun sogar die Deutschen auch, denn ein Blick in das New-Yorker tägliche Pfennig-, vulgo Käseblatt überzeugt uns von der Existenz von einem Dutzend Magierinnen, Hellseherinnen, Astrologen und Zukunftspropheten, aber der Neger, besonders im Süden, betet auch noch hier und da Schlangen und Ungeheuer an. Dieser Cultus wird natürlich geheim, unter dem Deckmantel der Nacht verübt, ist zugleich mit Orgien und fleischlichen Opfern der Aphrodite verbunden und enthält wenig Religion, selbst in ihrer bescheidendsten Auffassung, er ist nur eine Gelegenheit für ein Bacchanal. Aehnliche Feste werden auch noch in New-York abgehalten. Durch einen Zufall ward ich ein Augenzeuge eines solchen.

Es war ohngefähr Mitternacht, als ich mit einem Chilenen aus dem Prescott-Haus am Broadway kam, wo wir in fröhlicher Gesellschaft eine Bowle geleert hatten. Wir wandten uns links; an der Ecke der nächsten Straße fand ich einen Polizisten, den ich als einen Deutschen in seiner Amtsfunktion auf der Ostseite früher kennen gelernt hatte. Er frug uns, ob wir ein sonderbares Schauspiel mit ansehen wollten, einen nächtlichen Negertanz. Wir willigten ein. Er führte uns in eine Quergasse, die auf einen kleinen Hof führte, auf dem Hinterhäuser standen. Aus der Kellerwohnung drang Lichtschein, gedämpfte Musik, Gemurmel und Gejohle erscholl. Wir traten nach kurzer Verabredung und einer Geld-Vergütung des Wirthes in ein kleines Kämmerchen hinter dem Schenktisch, in dem leere Fässer und Whisky-Flaschen lagen. Durch ein Fenster, das von dort aus auf einen niedrig-gewölbten Kellersaal führte, konnten wir den Schauplatz der schauerlichen Scene genau beobachten. Flackernde, düster brennende Lampen beleuchteten ein seltsames Bild. Es war eine warme Julinacht; ohngefähr vierzig schwarze Männer und Weiber bewegten sich in trunkener Ausgelassenheit in dem Raum hin und her, alle vollständig adamitisch gekleidet, selbst ohne das übliche Feigenblatt oder seinen Stellvertreter. Im Hintergrunde war eine Art Podium aufgeschlagen, rothe und schwarze Lappen, mit kabbalistischen Zeichen versehen, hingen dort in einer gewissen Ordnung, ebendort saß die Musik, die aus einem Banjo, einem Tamtam und einer Guitarre bestand. „Ein religiöses Zauberfest!“ flüsterte uns der Wirth, ein Farbiger, zu, der mit dem Polizisten bekannt zu sein schien. Ein Zauberfest war es allerdings, die religiöse Seite habe ich indessen nicht entdecken können; es erinnerte an die alte Beschreibung von syrischen Priapusfesten. Das Fest hatte entschieden seinen Höhepunkt erreicht, es war ein rasendes Durcheinander von

stierenden weißen Augen und Wollköpfen, ein Gejuble und Gejohle thierischer Lust, eine Schaustellung menschlicher Verkommenheit und schamloser Begierde, wie ich sie selbst annähernd nie wieder gesehen habe. Männer und Weiber hielten sich fest und brünstig umklammert, in den wahnsinnigsten, possenhaftesten und kühnsten Stellungen wirbelten sie tanzend durcheinander, hier und da kollerte ein berauschtes Paar auf die Seitenbank, dazu die gellende, surrende Musik, eine pestilenzialische Ausdünstung von Fusel und Neger-Patschouli in dem drückend heißen Raum, dessen Fenster verschlossen und verhängt waren, eine Gruppe tanzender Satane, ein Pandämonium — wenige Minuten genügten uns, halb betäubt suchten wir unsern Heimweg. Wir haben diesen Anblick nie vergessen, und mein Freund versicherte mir später, er habe noch nach Jahren im Traum diese Höllenscene vor sich gesehen.

Aber neben diesen verworfenen Klassen des Negerthums giebt es auch anständige, höchst respektable bis zu den hochfeinen. Mir gegenüber hatte ich einmal Gelegenheit, einen arbeitenden Neger lange zu beobachten. Der Mann war ein Anstreicher, ein grauhaariger, stiller, fleißiger Mann, der vom Morgen bis zum Abend unermüdlich seiner Arbeit oblag. Alte fleißige, höchst ordentliche Neger habe ich überall oft und gern beobachtet; und ich muß gestehen, sie erweckten jedesmal meine Sympathie. Es liegt auf ihrem Gesicht eine gewisse unwillkürliche Scheu ausgeprägt, ein Zug der Passivität, des Leidens und der Resignation; trotz aller pompösen Redensarten werden sie oft genug noch als Parias der Gesellschaft betrachtet und behandelt. Und unsere humane Zeit hat ein gewisses tendre für die Parias. Möglich ist es ja auch, daß mancher Neger, der uns jetzt in den Straßen von New-York aufstößt, vor Jahren noch als Waare in einer südlichen Plantage behandelt wurde, daß er gegeißelt und gemartert ward, daß die Bluthunde ihn auf der Flucht ereilten und zerfleischten — Fabeln sind solche Geschichten nicht, wenn sie auch gerade nicht alle Tage sich ereignet haben, und Einiges aus „Onkel Tom's Hütte" mag wirklich existirt haben und geschehen sein. Die alte Abolitionisten- oder Anti-Sklaverei-Partei hat Hunderte von empörenden Illustrationen zur Sklavenwirthschaft aus authentischen Quellen gesammelt, aus denen man nur zu schöpfen braucht. Und das ist gewiß, daß der entmenschende Zustand des Sklaventhums manchen Individuen einen Stempel aufgeprägt hat, den unsere Zeit nicht mehr verwischen wird. Ihre Kinder aber wissen wenig mehr davon, ihnen wird bald eine Sage werden, was früherer Zeit unauslöschlich eingeschrieben war. — Der feinere Neger hat seine geselligen Vereinigungen, seine Clubhäuser in den größeren Städten, auch in New-York, er geht modisch elegant, aber nicht auffällig gekleidet, nur die Hautfarbe unterscheidet ihn. Instinktiv hält er sich von den Weißen zurück. Es giebt auch

einzelne reiche Neger; vor zwei Jahren starb in New-York ein alter Neger, der nahezu eine halbe Million Dollars und zwei leidlich hübsche Töchter hinterließ, denen es an Bewerbern nicht gefehlt haben wird.

Ganz anders sind die Durchschnittsverhältnisse im Süden. Dort hat der Haß zu tiefe Wurzeln, er überwintert, grüner wie die Cypressen der wärmeren Zone. Es giebt viele Orte, in denen der Neger jetzt dominirt und den Weißen es schwer fühlen läßt, was früher an ihm verbrochen ward. Stimmberechtigung hat der Neger natürlich überall, leider aber oft nicht einmal einen Namen, nur Vornamen, Jimmy oder Cäsar, Moses oder Washington, aus der Geschichte aller Zeiten entlehnt; an drolligen Scenen fehlt es bei den Wahlen natürlich nicht, auch nicht an ernsten, traurigen Bildern. Die Lösung der Sklavenfrage hat bis jetzt über 2000 Millionen Dollars und ein Meer von Blut gekostet; but the pen is mightier than the sword, oder auf deutsch, der Geist ist mächtiger als die Materie, er wird das Problem lösen. Lange schon vor dem Krieg war der Abgrund, vor dem das amerikanische Volk stand, einsichtsvollen Geistern wohlbekannt, interessant ist in dieser Hinsicht Longfellow's vor dem Kriege geschriebene Warnung:

Merkt auf, was warnend meine Stimme spricht!
Der Mann, der einst den Löwen niederschlug
In Juda, als er arm und blind das Licht
Des Himmels nicht mehr sah und seufzend trug
In Kerkerbanden, seiner Stärke bar,
Viel Haß und Hohn der Philistäerschaar:

Legt' seine Hände an die Säulenpracht
Des Tempels, schüttelt' sie in grimmer Wuth,
Und sieh! der Pfeiler barst und sank und kracht',
Begrabend ihn in seiner Dränger Blut;
So sank der Kinder Spott, der blinde Sklav',
Doch jäher Tod viel tausend Feinde traf.

Ein blinder Simson ist in diesem Land,
Der Stärke bar, in Eisen eingezwängt,
Der einst in Wuth aufheben mag die Hand
Und des Gemeinwohls feste Pfeiler sprengt,
Daß unsrer Freiheit stolze Säulenpracht
Zu Staub und Trümmer fällt in einer Nacht!

VIII.

Die Romanen in New-York und den Vereinigten Staaten.

Italienische Auswanderer erscheinen in Amerika nicht regelmäßig, sondern in Pausen, und dann gewöhnlich in unerwarteten Massen auf einmal. Im Winter 1873 erschienen plötzlich an zweitausend; es war eine strenge Kälte, und die armen Kinder des Südens mögen arg gefroren haben; vielleicht täuschte sie der Breitegrad; New-York liegt dem Grade nach zwischen Rom und Neapel, die klimatischen Verhältnisse sind aber ganz abnorme. Der Winter ist lang und eisig und zeichnet sich besonders durch tagelange Schneestürme aus, die an Schilderungen aus Rußlands Steppen erinnern; ein Frühling existirt fast nicht, in Amerika wendet sich Siegfried, das Jahr, nach flüchtiger Umarmung der Frühlings-Brunhild sofort zur Sommer-Chriemhild; und dieser Sommer ist erdrückend heiß, auch Nachts, er erreicht fast die Durchschnitts-Temperatur Havanna's! Der Herbst ist dagegen lang und köstlich, er entschädigt wenigstens einigermaßen für das Ungemach des rapiden Temperaturwechsels. Die erwähnten Italiener mögen sich oft genug nach ihrer sonnigen Heimath zurückgesehnt haben, hungernd und frierend standen sie in ihren verschossenen braunen Sammetjacken an den Straßenecken, Opfer der Spekulationswuth betrüglicher Agenten, die ihnen schöne Dinge von reicher, lohnender Arbeit in Amerika vorgespiegelt haben mögen, während doch gerade das Gegentheil der Fall war. Die Musikleistungen, mit denen damals die Stadt überfluthet wurde, grenzten an's Fabelhafte, Tag und Nacht ertönten die Drehorgeln, selbst kleine, ja kleinste Kinder, possirliche, bemitleidenswerthe schwarzäugige Geschöpfchen von fünf Jahren ließen die Geigen wimmern, bis endlich die Polizeiverwaltung ein Einsehen hatte und dem Unfug wenigstens etwas wehrte. In der übel berüchtigten Mordgasse, der Baxterstraße, gab es ganze Häuser mit Italienern besetzt, deren oft an zwanzig in einem Zimmer bivouakirten. Es gab dort auch Musikkonservatorien eigenthümlichster Art. Unternehmende und vermögende Patrone mietheten sich Dutzende von Kindern, übten sie auf allen möglichen Streich-, Blas- und Dreh-Instrumenten ein und ließen sie damit auf Erwerb und auf die arme Menschheit los. Das meist aus Mitleid oder aus Verzweiflung — um sie los zu werden — ihnen gespendete Geld steckte der Patron in die Tasche, er wurde fett dabei, während die armen kleinen Opfer des berühmten spekulativen Handelsgeistes schmählich verkamen. Endlich, wie gesagt, wurde dem Skandal wenigstens etwas gesteuert, doch sollen solche Musik-Preßanstalten immer noch floriren. Das Stilet spielte in jenen

Tagen eine bedeutende Rolle, mehrere Mördchen geschahen, bis man endlich eine gründlichere Desinfection vornahm, einige Missethäter zum Arbeitshaus verurtheilte, andere nach der Emigranteninsel Ward's-Island transportirte und für den Rest italienisch-englische Schulen organisirte, die weniger dem geistigen Bedürfniß genügen, als den praktischen Nutzen der Möglichkeit einer Verständigung mit den Italiano's anbahnen sollten. Noch lange aber spukte in der Presse als willkommener Stoff für den heißhungrigen Reporter der italienische Bravo mit der bekannten Seume'schen Nutzanwendung: „Seht, wir Wilden sind doch beßre Menschen!" —

Der gewöhnliche Durchschnittsitaliener verliert sich schon in der zweiten Generation spurlos in der Völkerwoge und amerikanisirt sich. Anders ist es in Südamerika, dort, besonders in den La Plata-Staaten und Uruguay, tritt der Italiener massenhafter auf; das Clima behagt ihm besser und die nah-verwandte spanische Sprache, die dort keineswegs im rein-kastilianischen Dialekte verübt wird, ist der italienischen so nahe stehend, daß sich aus beiden im Laufe der Zeit eine Volkssprache entwickeln mag. Der feinere, gebildetere und den besseren Ständen angehörige Italiener findet in New-York in ganz bestimmten Branchen sein Fortkommen. Es giebt dort höchst achtbare italienische Engros-Firmen, die Seide, Sammt und Spitzen importiren, auch Detail-Händler, die Delikatessen feil halten. Aber relativ die meisten sind Künstler, Bildhauer, Musiker und Maler. Unter den Musikern halten sich viele als vielbegehrte und gutbezahlte Clavierlehrer oder Gesangsprofessoren über Wasser, oder als Sänger an den Theatern, oder auch als Kirchensänger in den katholischen Gotteshäusern. Alle diese Kunstjünger finden sich gern makkaroniessend in bestimmten italienischen Restaurants ein, ihre Unterhaltung ist lebhaft und interessereich, als Entremet zwischen den Oliven und Makkaronis geben sie einige Triller zum Besten oder eine köstliche Coloraturarie, ihr Gott ist Verdi; die deutsche Musik wird achtungsvoll gemißachtet, sie ist ihnen zu barbarisch — tief, mit respektvoller Scheu wird aber schon Wagner hier und da gepriesen, besonders seit dessen Opern anfingen in Italien Furore zu machen. Im Ganzen ist der bessere Italiener eine werthvolle Acquisition für Amerika, auf ihm ruht kein Haß, und seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine Eleganz im Auftreten und seine gute Lebensart machen ihn überall beliebt. Der ärmere Arbeiter, der von der Stadtverwaltung bei öffentlichen Bauten, für das Straßenkehren und ähnliche Verrichtungen, besonders auch in Pennsylvanien bei den Bergwerken, verwendet wird, hat viel von dem Irländer zu leiden, der bisher diese Erwerbszweige als Monopol betrachtete und oft zur Selbsthülfe schritt, um den fremden Eindringling abzuschrecken. An Tumulten und großartigen Raufereien

hat es nicht gefehlt; doch die Zeit wird diese Schmerzen sänftigen. Seitdem dem italienischen Jungen die Erwerbsquelle der Straßenmusik so ziemlich abgeschnitten ist, hat er sich auf das Stiefelwichsen verlegt. Auch in dieser Branche wird er übel angesehen, denn er drückt die Preise herab und macht dem Stande keine Ehre, er ist bescheiden und zuvorkommend, während der richtige boot black (Schuhputzerjunge) mit frecher Insolenz dich mustert, wenn du deinen Stiefeln shine (Glanz) geben lassen willst, und schon vorher berechnet, ob du ein Kunde erster Klasse bist oder nicht, ein Zehn-Centner, oder ein lumpiger Fünf-Centner, oder gar nassauern willst, was aber nur wenigen gelingen dürfte. Denn im Lande der Freiheit respektirt die selbstbewußte Jugend weder deinen modischen Rock noch dein Alter. —

Der Franzose wohnt in New-York mit Vorliebe in gewissen Gegenden der Westseite, auch in Hoboken und den umliegenden Ortschaften ist er in größerer Zahl anzutreffen. Als Spezialität fällt ihm das Luxusartikelgeschäft zu, der Handel mit Federn und Blumen, mit französischem Wein, der gewöhnlich claret heißt, das Zuckerbäckergeschäft und besonders der Handel in allen Fächern für Wäsche, Kleider und Putz. Große Unbehülflichkeit im Englischen zeichnet ihn vor allen Einwanderern aus, die Stadt hat in ihren Abendschulen auch englisch-französische Klassen eingerichtet, in denen die englische Sprache schonungslos gemartert wird. Trotz der unläugbaren Thatsache, daß der Amerikaner den Franzosen weit höher schätzt, als irgend eine andere Nationalität, fühlt sich der Franzose selten in Amerika heimisch, er verläßt es wieder, sobald er Geld genug gemacht hat, um im schönen Frankreich seine Tage zu beschließen; er wird nicht einmal Bürger und bekümmert sich wenig um nationale Angelegenheiten. Der Amerikaner zeichnet den Franzosen gern aus, obwohl er ihn nicht versteht; die französische Sprache und ihre Literatur schätzt er, wenn er auch nur wenig von ihr begriffen hat. Der Unterricht im Französischen wurde früher in allen feineren und höheren Schulen betrieben, wenn auch wenig gründlich, man kam gewöhnlich über die ersten grammatischen Anfangsgründe nicht heraus, jetzt hat auch dies sehr nachgelassen, man treibt mehr deutsch. Daher kann man wohl behaupten, man hat in Amerika die französische Sitte nicht erfaßt, wohl aber die Unsitte. Man bewundert an ihnen die feine Politur, den äußeren Schliff, die gesellschaftliche Liebenswürdigkeit, man verehrt all' die geschmackvollen Kunstgegenstände aus Paris, die Broncewaaren und die tausend niedlichen Sächelchen, welche die französische Luxusindustrie hervorbringt. Die französische Mode oder vielmehr die pariser Mode beherrscht die feinen Cirkel Amerika's. Aber eben dort sucht man auch die französische Frivolität nachzuahmen, den Ehebruch und manche

anderen Laster, die sich, weil sie zu reinlich und zweifelsohne sind, näherer Spezialisirung entziehen. Während des deutsch-französischen Krieges war Amerika vorwiegend französisch gesinnt, es hoffte, eine empfindliche Züchtigung der frechen Deutschen zu erleben und kann noch heute die gänzliche Niederwerfung Frankreichs kaum verstehen. Besonders nach dem Tage von Sedan, als Frankreich die Republik einführte, wandte sich die allgemeine Stimmung der Amerikaner gegen das despotische Deutschland, das eine freie Republik schonungslos zu bekriegen und zu besiegen wagte.

Auch an Halbfranzosen ist in Amerika kein Mangel, an jenen französirten Elsässern, die mit ihrem Franzosenthum gern kokettiren und es aufspreizen. Seit den letzten Jahren ist aber auch mit ihnen ein bemerkenswerther Umschwung eingetreten; die Geschichte mit der trauernden Alsatia ist veraltet und zieht nicht mehr, und die Franzosen Meyer und Lehman mit ihrem aufgebauschten Deutschenhaß sind in die Schlupfwinkel zurückgekrochen, aus denen sie nie hätten auferstehen sollen.

Bedeutender als in New-York ist das französische Element in New-Orleans und San Francisco. Der französische Canadier entnationalisirt sich, er zeichnet sich nur durch ein Mischjargon der Sprache noch aus und durch auffallende Unbildung; nach wenigen Generationen wird er als Franzose ausgestorben sein, wenngleich manche seiner Eigenthümlichkeiten lange noch fortwirken werden. Bei'm Colonisiren haben es die Franzosen noch nie zu einem Erfolge gebracht, wie überhaupt die romanische Race. Der Franzose verstand überall zu herrschen, aber selbst den Urwald zu lichten und die feindliche Natur zu bezwingen, dazu fehlte es ihm an Arbeitsenergie und Geduld, Eigenschaften, die nur den Engländer und den Deutschen zur Gründung von lebensfähigen Colonien befähigten.

In den fashionablen Cirkeln spukten früher einige französische Vicomtes herum, die neben einigen hochadligen polnischen Grafen durch die neunzackige Krone des Wappens und hinreißende Liebenswürdigkeit die Upper-tens bezauberten. Der amerikanische Krämer rechnete es sich zur Ehre an, den Herrn Vicomte einzuladen, ihn zu fêtiren, ihm Geld zu leihen und ihm endlich sein größtes Juwel, seine Tochter, zu geben. Doch trübe Erfahrungen haben seitdem den ehrgeizigen Shoddyhelden, den Emporkömmling, der zu gern einen distinguished foreigner, einen berühmten Fremden, zum Schwiegersohn gehabt hätte, gewitzigt. Die Herren Vicomtes waren gewöhnlich solche, deren Güter nicht in Frankreich, sondern im Monde lagen, ja man munkelt sogar von einem Lovelace Nr. 2, der nicht nur viele Herzen brach, sondern auch 5, sage fünf Ehen in verschiedenen feinen Häusern verschiedener Städte einging. —

Eine räthselhafte Geschichte passirte vor Jahren in den durch

ihre Naturschönheit ausgezeichneten Catskillbergen, die nahe New-York am Hudsonufer liegen. Man fand dort im Walde umherirrend, in reichsten Kleidern und juwelengeschmückt, eine Französin, anscheinend eine junge, verheirathete Frau — im tiefsten Elend des Wahnsinns. Der Fall ist nie aufgeklärt worden. Die Unglückliche sitzt heute noch nach langen Jahren unverändert, ein bleiches, stummes Bild des Mitleidens, in der nahen Irrenanstalt. Jeder Versuch, den Schleier zu lüften, der über diesem mysteriösen Vorfall hing, mißglückte, kein Aufruf in englischen oder französischen Zeitungen hatte Erfolg; man bewahrt in der Anstalt heute noch einige ihrer mit Chiffren versehenen Pretiosen auf, um eine Erkennung zu ermöglichen, aber es ist Alles umsonst gewesen, und bald wird sich das Grab über eine düstere Geschichte, über ein stummes, nie gelöstes Räthsel geschlossen haben.

New-York leidet fast jeden Winter an einer mißglückten italienischen Oper, in der invalide Tenöre und geknickte Primadonnen einen letzten Anlauf nehmen, weniger um Ruhm, als um „Greenbacks" (amerikanisches Papiergeld) einzuheimsen. So lange man die italienische Oper oder überhaupt ein Theaterunternehmen dort im üblichen star-Prinzip versucht, werden sie besten Falls nicht über den Versuch hinauskommen. Das star-Prinzip besteht darin, einige glänzende oder doch glänzend gewesene Namen für die ersten Rollen zu engagiren, die Besetzung des Uebrigen aber Gott und dem Schicksal anheimzustellen. In den „Hugenotten" wirkte Pauline Lucca als star mit und spielte entzückend, ihr Spiel war besser als ihr etwas forcirter Gesang, aber der große Volksauflauf bestand aus sieben Personen, wohlgezählt, für eine große Bühne denn doch etwas „zu stark"! — Besser florirt das Unternehmen der französischen Opera bouffe; Offenbach, dessen magnetische Kraft in Europa schon etwas nachgelassen hat, findet in New-York noch immer sein begeistertes Publikum. Das Evangelium des Fleisches, das er predigt, wird von der jeunesse dorée jubelnd begrüßt, den feineren Genuß versteht man kaum, aber den grobsinnlichen Kitzel, die Musik des Bacchanals und der Orgie, die packt! Les contrastes se touchent. Kirchengesang und Offenbach sind beliebt. Der sogenannte französische Ball, der alljährlich einmal gefeiert wird und hart an die Grenze des Erlaubten streift, ist in den besseren Kreisen doch etwas anrüchig geworden, der Cancan wurde zu frech aufgeführt, nur ein zweifelhafteres Publikum, weniger aus der ganzen, als aus der halben Welt, vergißt sich jetzt noch dort. —

Eine eigenthümliche Rolle unter den Romanen spielt der Cubaner in New-York; er ist sicher hochadlig, ein Tropfen blauen Blutes fließt in seinen Adern, aber das sonnige Heimathsland hat ihn vermögenslos hierher ausgespieen, und nun, o schnödes Geschick! ver-

kauft er Cigarren. Er unterzieht sich in duldendem Heroismus der Resignation diesem plebejischen Geschäft — aber gehe in seinen Laden und sieh selber, mit welcher aristokratischen Nonchalance er seine Kunden bedient! Du mußt es für eine große Ehre schätzen, wenn er dir überhaupt eine Havannah verkauft; vieles Reden ist nicht seine Sache, in nobler Würde steht er da; vorwurfsvoll und verächtlich schaut er auf dich, wenn du es wagst, seine Sorte nicht himmlisch zu finden, und mit dem Gefühl, gründlich gedemüthigt zu sein, mußt du seine Butike verlassen. — Zwischen Spaniern und Cubanern existirt vorläufig noch ein grimmiger Haß, das heiße Blut beider hat sich in New-York schon in verschiedenen Duellen abgekühlt. Die Regierung wie das Volk Amerika's benimmt sich zweifelhaft gegen Beide, während die Regierung gegen Spanien freundliche Gesinnungen betheuert, sympathisirt das Volk mit den Cubanern im Allgemeinen, aber beide, die Freundschaftsbezeigungen der Regierung wie die Volksstimme der öffentlichen Meinung, kommen über einige hohle Deklamationen nicht hinaus. Das Interesse für Cuba schwindet, die große Masse will Abwechselung, und die fehlt, seit acht Jahren herrscht dasselbe Elend in Cuba, das stumpft ab. Man möchte die Insel gern annektiren, aber man fürchtet sich, nicht vor dem Spanier, aber vor den großartigen Kosten und Betrügereien, die dann sicherlich Dezennien lang dort verübt werden würden. Es geht mit der öffentlichen Moral wie mit der Kunst — beide lassen sich nicht dekretiren, sie müssen von innen herauswachsen, sie lassen sich nicht anpoliren, und darum fehlt es an beiden so sehr in Amerika. Ja, wenn man sie kaufen könnte! Aber dafür ist gesorgt. Was bliebe sonst den Armen und Gebildeten? — Im Ganzen fühlt sich der Romane doch in der großen amerikanischen Handelsmetropole wenig zu Hause. Das Geschäft war die einzige Rücksicht, um die er den Mangel an leichtem Leben, an Lust und Genießen vergessen konnte; je schlechter das Geschäft geht, um so weniger wird es ihm dort behagen. Er paßt nicht in die Krämerkreise, die nach dem Tagwerk einsam zu Hause sitzen oder in den Kirchen Trübsal blasen. Der Romane wird in den Vereinigten Staaten stets nur eine untergeordnete Rolle spielen. Das Franzosenthum Louisiana's und des nahen Canada wie das Spanierthum von Florida, Texas, New-Mexiko und Californien geht rasch unter und hinterläßt als Spuren früherer Existenz nur einige Namen, die in ihrer Englisirung mit Mühe den romanischen Ursprung verrathen. Im modernen Kulturkampf steht der Romane nur noch im zweiten Gliede; die Zeit der Conquistadoren ist lange vorbei. Und selbst der Glanz jener Zeit verblaßt gar sehr, wenn man ihn mit der Lupe kritischer Forschung betrachtet.

IX.

Aus dem amerikanischen Leben. Reichthum, Schule und Kirche.

Die drei reichsten Männer New-Yorks sind Astor, Vanderbilt und Stewart. Der Erstere war ein Deutscher, seine Kinder sind aber total entgermanisirt worden, wie es so vielen Deutschen ergangen ist, die in Amerika zu Reichthum gelangten. Astors Reichthum ist enorm, leider können seine Kinder die Schätze wenig genießen, einer ist im Irrsinn gestorben, ein anderer ist geistig so unbegabt, daß er von seinen Millionen keinen Genuß hat. Ist das Ironie des Schicksals oder Gerechtigkeit? — Der Astor'sche Reichthum ist im Vergleich mit dem seiner erwähnten Concurrenten der solideste, er besteht zumeist in Grundstücken, die früher fast werthlos, im Laufe der Jahre einen enormen Werth erlangt haben. Das gefeiertste Denkmal des Astor'schen Namens in New-York ist die Bibliothek, deren Treppenaufgang und prachtvolle zwei Säle mit umlaufenden Büchergallerien einen imponirenden Eindruck machen. Weniger imponirend ist die Zahl der Besucher, sie beläuft sich auf durchschnittlich sechzig bis siebzig, unter denen meistens Fremde oder professionelle Büchertiger, Herren von der Presse, zu finden sind, die für die unausbleiblichen Biographien, für statistische und geographische Artikel ihre unwissenden Seelen mit eilfertig zusammengelesener Weisheit anfüllen. Bücher werden aus der Bibliothek nicht verliehen, der Bibliophile muß ihren Honig in loco verdauen. Die Ordnung ist natürlich bewundernswerth, besonders reich ist die deutsche Literatur vertreten, Schiller steht harmlos neben einem Kochbuch, und nicht einmal bei dem Rumohr'schen, dessen Name hart an die Classicität streift; die werthlosesten deutschen Schmöker aus den lange vergangenen Jahrzehnten, als noch die Leberreime auf dem trüben Schlammgewässer der deutschen Literatur kindlich und kindisch einherschwammen, sind mit einer lobenswerthen Naivetät und göttlichen Unwissenheit hier aufgehäuft worden. Dabei ist einer der Oberbibliothekare ein Deutscher, ein Bruder unsriges aus Mähren, wahrscheinlich auch ein prominenter. Somit erscheint der Nutzen der Anstalt fragwürdig, weit praktischer ist die benachbarte kaufmännische „Mercantile Library", die über 10,000 deutsche Bücher zählt und bei einem Tribut von fünf Dollars jährlich, an Jeden ihre Bücher zu wochenlanger Benutzung ausleiht.

Von den andern beiden New-Yorker Nabobs ist vor Allem zu berichten, daß sie selbst-gemacht, „self made men", sind. Das ist lobenswerth und vielleicht nachahmungswürdig, beide haben von der Pike an emporgedient, wie ja auch der alte Astor. Die selbstgemachten

Menschen gehören mit zu dem Charakteristikum Amerika's, man kann sie wohl als eine Klasse Menschen betrachten. Für Viele, ja für die Meisten sind es die Ideale unserer Zeit. Und darum muß man von vornherein bekennen, daß es oft recht jämmerliche Ideale sind, nur solche nach dem bekannten Franklin'schen Typus, denen das tägliche Brod die Hauptsache ist, die von einer geistigen Speise nur sehr beschränkte Anschauungen genießen. Kein Staatsmann, kein Held, kein Künstler und Gelehrter oder Dichter, kein Wohlthäter der Menschheit ist mehr das Ideal der modernen Jugend Amerika's — und auch anderswo —, um mit Hamerling zu reden: „Ein hohes Ziel nur giebt es: das ist die Million!" — Die „self made men" mögen brave Bürger sein, achtbare Familienväter, ehrsame Geschäftsmenschen — aber es klebt ihnen daneben immer etwas von der Noth an, die sie durchlebt und erfahren haben, von der Kleinlichkeit des Gewerbes, von gänzlichem Mangel an Frohsinn, Poesie und Lebensfreudigkeit. Der Kreis ihrer Anschauungen ist eng begrenzt, sie selber sind mit seltenen Ausnahmen engherzige, starre, feste Charaktere voll unbeugsamer Willenskraft, — und daneben ohne jeden versöhnenden Hauch der Menschenliebe, in ihren Anschauungen absprechend und gewaltsam, schonungslos und unnachsichtig, die Herolde einer extremen Richtung im Materialismus, dessen auf die Spitze getriebene Ideallosigkeit Alles im Leben erraffen und erhaschen mag, selbst den schönsten Schmetterling, aber nicht ohne ihm seinen Farbenschmelz erbarmungslos abgestreift zu haben. —

Vanderbilt wie Stewart kamen als arme Glücksabenteurer nach Amerika, jetzt ist der erstere der Eisenbahnkönig, der über mehrere Centner der werthvollsten Bahnpapiere Herr ist und mehrere Bahnen nahezu sein Eigenthum nennt, der letztere der König des Tuch-, Seiden- und Teppich-Handels, der Jahre gehabt haben soll, in denen er fünf Millionen Dollars per annum als Nettogewinnst in sein großes Portemonnaie steckte. Was beide für die Menschheit gethan haben, ist freilich nicht so großartig; Vanderbilt erkauft sich hier und da durch einige tausend Thaler den Himmel, indem er es den Kirchen zuwendet, Stewart drückt seine armen Handlungsgehülfen, die zu unerhört geringem Lohn bei ihm arbeiten müssen und die er mit unnachsichtiger Strenge behandelt — und warum auch nicht? — für einen weggejagten Commis kann er sofort zehn andere bekommen — doch halt! Er hat zum Wohl der Menschheit ein Asyl für Arbeiterinnen gegründet, in welchem dieselben für geringes Kostgeld Aufnahme finden; vielleicht ist es aber doch so eingerichtet, daß der Krösus nicht zu sehr unter seiner Mildherzigkeit leidet. Ebenfalls zum Besten der leidenden Menschheit hat er jetzt auf dem benachtbarten Long-Island eine Arbeiterstadt gegründet, die er Stewartsville nennt, um unsterblich zu werden. In alten Zeiten

gab es Städtezerstörer (Poliorketes), jetzt Städtegründer. Doch das ist ja in Deutschland auch nichts Neues mehr, nicht einmal in Berlin, nur daß sie dort nicht unsterblich werden, sondern bald wieder aussterben.

Trotz alledem sind diese schwer wiegenden reichen Leute, an die sich noch viele ähnlichen Kalibers anreihen ließen, der Stolz Amerka's. Der Nationalstolz der Amerikaner ist geradezu grenzenlos; was die Deutschen Jahrhunderte lang zu wenig davon gehabt haben, besitzen die Amerikaner in zu hohem Grade. In Allem behaupten sie das Größte zu haben, den größten Strom, die größten Ländermassen, den größten Krieg, die größten Erfinder, die größte Freiheit, die größten Hotels, die größten Spitzbuben — und so renommiren sie noch lange weiter. Ich fürchte aber, es wird der Tag kommen, da ihnen selber vor ihrer Gottähnlichkeit bange werden wird; es ist schon Manchem so ergangen. Wozu nützt das Negiren des Zusammenhangs mit einer älteren Cultur? Es ist nichts mehr und nichts weniger, als eine Lüge, und zwar eine Nationallüge. Manchem mag dies inhaltlose ruhmredige Gebahren als gleichgültig erscheinen; es ist aber das Prinzip der Heuchelei, der Unwahrheit und des Selbstbetruges, auf dem ein großer Theil des amerikanischen Gemeinwesens auferbaut ist, eine langsam fressende Krankheit, die keine gesunden Früchte auf dem Baum des Lebens hervorbringen kann.

Nicht am geringsten leiden unter diesem Heuchelsystem die öffentlichen Schulen. Wir wollen zuerst ihre Lichtseite betrachten, um nachher den Schatten auf das Bild fallen zu lassen. Die amerikanischen Volksschulen besitzen große, oft palastähnliche Gebäude, die mit allem Comfort der Neuzeit, mit guter Ventilation, Luftheizung, und der Gesundheit wohlthätigen Sitzen und Tischen ausgerüstet sind. Jedes Kind wird unentgeltlich dort unterrichtet, und zwar im Lesen, Schreiben, Rechnen, der Geographie und Geschichte, in den Naturwissenschaften, der Grammatik und noch vielen andern Gegenständen; jedes Kind erhält die nothwendigen Schulbücher dort umsonst. In der Person wird kein Unterschied gemacht, das Kind des gemeinen Arbeiters sitzt neben dem des reichen Kaufmannes; denn die Freiheit bedingt keinen Unterschied des Standes. Das öffentliche Schulhaus enthält, falls die Schule eine vollständige ist, drei Stockwerke. Im untersten ist das Departement der ABC-Schützen, die Primary-Abtheilung, im zweiten liegt das weibliche, im dritten das männliche Bildungsinstitut. Jedes Stockwerk enthält einen zur Aufnahme aller Schüler, resp. Schülerinnen geeigneten Saal, von dem aus sich nach allen Seiten hin Thüren in die Klassenzimmer öffnen. Mit dem Schlage der neunten Morgenstunde drückt der Direktor auf die Klingeln, die in die Klassenzimmer münden. Nach dem lustigen Klange eines Marsches auf dem Piano

erfolgt der Eintritt der Klassen, in möglichst geräuschlosem Gänsemarsche; Alle stehen, eine Handbewegung des Direktors, und die versammelten drei bis fünfhundert Kinder sitzen a tempo nieder. Gebet, das Vaterunser, Vorlesen eines Bibelabschnittes, Gesang, kurze allgemeine Mittheilungen des Direktors — und wieder verschwindet jede Klasse lautlos, in langer Reihe, die Kleinsten vorauf, in die Studirzimmer. Der Unterricht dauert bis 12 Uhr und von 1—3, fünf Wochentage hindurch, Sonnabend und Sonntag sind frei. Jährlich zweimal erfolgt eine Inspektion durch die Schulbehörde und eine Examination, welcher eine genauere Prüfung des Direktors vorangeht oder folgt. Nach dem Resultate der Prüfung erfolgt die Versetzung in die höhere Klasse, jede hat ihr bestimmt normirtes Klassenziel. —

Soviel erfährt ungefähr das Ausland, und es applaudirt; auf den Weltausstellungen prämiirt man die Modelle der amerikanischen Schulhäuser, und warum auch nicht? Sie verdienen eine Prämie, aber nicht der Geist, der in ihnen waltet, noch das, was sie erreichen. Deutschland verwendet nicht ein Viertel der Summe, die Amerika verschwendet, auf seine Schulanstalten; und doch übertreffen die deutschen Schulen bei weitem die amerikanischen, wenn nicht an Wissen, so doch an der Art und Weise, wie die Schüler es wissen. In Amerika sind die Schulen Lehr- und Lerninstitute, in Deutschland sind sie das auch, zugleich aber auch Erziehungsinstitute. Hic haeret aqua.

Es ist ein unbarmherziger Schematismus, der durch das amerikanische Schulwesen geht, die starre Form der Satzung, des mechanischen Commando's, der Buchstabengeist, aber kein erlösender Geist, der damit aussöhnt. Die Individualität des Schülers wird nicht berücksichtigt, Alles wird mit dem gleichen Maß gemessen, kein Entwickeln der Persönlichkeit wird erlaubt, jeder Keim dazu erstickt. Es ist die Tendenz des Nivellirens ohne Ende, der Gleichheitsidee in höchster Potenz, die sich im Extrem zur Fratze verzerrt. Und dabei die Unwahrheit, die aus jeder Falte guckt, die dem weichen und biegsamen Kindescharakter von vornherein eingeimpft wird, um ihn nie wieder ganz zu verlassen, der Geist der Lüge und des Scheins. Der jüdische Knabe muß mit dem christlichen zusammen das Gebet des Herrn laut hermurmeln, das seine Religion verachtet, der katholische Junge die Bibelstelle sich vorlesen lassen, die ihm vielleicht verboten ist. Eine Strafe, die wirklich den Namen einer solchen verdiente, giebt es für den trägen, für den nichtsnutzigen und boshaften Schüler nicht, im Nothfall wird er ausgestoßen, und damit fällt die Strafe nicht auf den, der sie verdient hat, sondern auf die Eltern. Es ist nicht erlaubt, ein Kind zu züchtigen, auf keine Weise; Zuwiderhandeln wird oft mit sofortiger Entlassung des Lehrers geahndet. Durch Ueberredung soll das Kind geleitet und belehrt werden. Die

Theorie klingt sehr verlockend, die Praxis ist himmelschreiend. Denn die Ueberredung kostet nicht nur Geduld und Selbstüberwindung — die muß ein Lehrer immer und überall sich aneignen, denn sein Beruf ist in jedem Lande ein saurer — sie gräbt nicht nur den müden Zug auf die Stirn des Lehrenden, an dem man in Amerika den Schulmeister, und besonders die Lehrerin, bald erkennt, sie erfordert vor Allem Zeit, eine lange, kostbare Zeit, oft eine Stunde per Tag, oft noch mehr, entzieht sie dem Unterricht. Bei den Erwachsenen wird in Amerika der Versuch gemacht, sie alle als gleichberechtigt, gleich würdig, reif für freie Selbstkontrole und Selbstbeherrschung, geschickt für alle Erfordernisse eines freien Bürgers, zu behandeln; und bei den Kindern, sie als den Erwachsenen gleichberechtigt anzusehen. Das Problem ist der Lösung werth — schade, daß es so viel des edelsten Schweißes nutzlos aufopfert! Und eins erzieht es: Verstellung, Schein und Heuchelei, bei dem Kinde in der Schule, bei'm Manne im Leben.

Unter den erwähnten Verhältnissen betrachtet das Kind die Schule im günstigsten Falle als ein nothwendiges Uebel, das man ertragen muß, weil die Mode, die Sitte, das allgemeine Beispiel es fordern, der Lehrer sieht sie als eine Versorgungsanstalt, als ein Brotgeschäft an. Die Uhr wird des Morgens aufgezogen und wickelt sich dann mechanisch ab. Bei beiden giebt es keine Spur von Lust und Liebe, kein Fünkchen auch der bescheidensten Begeisterung, kein Interesse. Wieder fällt mir ein Wort Hamerling's ein:

„Doch an des Herzens Stelle klafft eine Lücke schaurig hohl,
Waare dort ist Alles" —

ja, auch die Wissenschaft. Der Vater schickt seine Kinder in die Schule, er bezahlt ja seine Steuern dafür, direkt oder indirekt, und dafür kann man etwas verlangen, der Lehrer ist ein Automat, ein Miethling, der einige Stunden des Tages hindurch die Qual ertragen muß, den kleinen Patienten das Buchstabiren, Schreiben, Lesen und Rechnen einzutrichtern. Je stiller sie sitzen, desto mehr werden sie bei der schulräthlichen Inspektion gelobt, je mehr sie lernen, desto eher und leichter können sie Geld verdienen. Wissenschaft ist die tüchtige Kuh, die uns mit Butter versorgt; die Idee von der hohen, der himmlischen Göttin ist eine alte Fabel, die in die Rumpelkammer antiken Moders zu verweisen ist. Und so lange das reiche Land verschwenderisch seine Schätze hergab, und das Geld überall auf der Straße lag, war nichts im praktischen Leben da, um das Gegentheil zu beweisen; aber es wird auch noch anders kommen; je mehr sich die amerikanischen Länder bevölkern, desto schwieriger wird es werden, mühelos dem Gelderwerb obzuliegen, desto mehr wird sich der Mangel

an Gefühl rächen; schon jetzt, seit mehreren Jahren, klopft die Noth an die Thür; nur sie wird den Amerikaner die Ethik lehren, die ihm noch so bitterlich fehlt.

Unwahrheit und Schein sind die Kainszeichen auf der amerikanischen Stirn, das Realistische verdrängt bei ihnen das Humanistische, der Verstand läßt das Gefühl unberücksichtigt. Die amerikanische Jugend wird nicht erzogen, sie wird nur unterrichtet. Kenntnisse allein veredeln durch ihre Massenhaftigkeit das Herz noch nicht, nicht auf das Wieviel kommt es an, sondern auf das Wie. Die Zuchtlosigkeit Jung-Amerikas überschreitet alles Maß. Daß alte blinde Leute, die nicht im Stande waren, sich zu wehren, von einer Rotte Jungen, die sich heimlich hinter einen Ziegelhaufen oder eine Thür postirt hatten, mit Steinen bombardirt wurden, habe ich öfters als einmal bemerkt, eine Rohheit des Gemüthes, die selbst in der Verbrecherstadt New-York frappirt. —

Die Fürsorge der Stadt für Schulen ist groß; auch des Abends giebt es, die fünf Wintermonate hindurch, unentgeltliche Abendschulen, in denen solche Erwachsene, die den Unterricht in ihrer Jugend vernachlässigt haben, das Versäumte wenigstens etwas nachholen können, oder in denen halbwüchsige Kinder, über zwölf Jahre alt, die den Tag über in den Fabriken frohnen müssen, sich Bildung erwerben können; ferner haben die deutschen, französischen, italienischen, böhmischen Emigranten Klassen, in denen sie in der englischen Sprache unterrichtet werden. Man sieht dort oft grauhaarige Männer auf den Schulbänken sitzen, die mit möglichstem Eifer ihre Zungen an das fremde und schwierige Idiom zu gewöhnen versuchen. Das System der Besetzung der Lehrerstellen ist eigenthümlich. Die Stadt ist in 24 Wards (Distrikte) eingetheilt; in jedem Bezirke werden fünf Schulvorsteher (Trustees) vom Erziehungsrathe ernannt. Diese haben die Lehrer zu ernennen; der Superintendent des Schulrathes und seine Assistenten prüfen sie, nach absolvirter Prüfung werden sie vom Schulrathe (board of education) bestätigt. Trotzdem passiren durch Protektionen mancherlei Geschichtchen, besonders, da meistentheils Frauenzimmer angestellt werden, die auch noch größere Knaben zu unterrichten haben, unter den Lehrerinnen. Oefters werden liebreizende junge Dämchen zu Schulstellen empfohlen, die vom Unterrichten kaum eine Ahnung haben. In der zehnten Ward hatte ich einmal Gelegenheit, eine solche zu beobachten; sie war dem Direktor ein Dorn im Auge, denn sie verstand nichts, und in ihrer Klasse ging es unerhört und unordentlich her, aber der Herr Schulvorstand, der sie protegirte, war anderer Meinung, er erschien jeden Abend als schmachtender Seladon und überzeugte sich höchstpersönlich von den Fortschritten seiner Schutzbefohlenen. Der Direktor wagte nicht offen aufzutreten, er hatte vielleicht selbst einen wunden Punkt, den er nicht erörtert wissen wollte. So blieb alles

in schönster Unordnung. In einer anderen Schule hatte eine Lehrerin, eine üppige, fesselnde Erscheinung, ziemlich erwachsene Knaben zu lehren; die Schüler betrachteten ihre geistige Mutter aber nicht mit kindlichen, sondern mit lüsternen Augen; eines Abends, als die Klasse entlassen wurde, und nur noch wenige der Größten, die sich verabredet hatten, zugegen waren, löschte einer dieser unternehmenden Don Juans in spe wie zufällig das Gaslicht aus, zwei andere benutzten die Gelegenheit, um ihre theure Lehrerin heißliebend an sich zu drücken und zu umarmen; vor Schlimmerem bewahrte sie ihr gellender Hülferuf; doch eine Strafe gab es nicht, die Jungen waren verschwunden, und sie hatte in der Dunkelheit die Attentäter kaum erkannt, wollte sich vielleicht auch nicht bloßstellen. An Szenen in diesem Genre fehlt es nicht, an geheimen Verhältnissen zwischen Lehrerin und Schülern, und daneben an so groben Verletzungen des Anstandes und der Sittlichkeit, daß sich die Feder sträubt, es zu berichten, und alles das, weil es keine Strafe giebt, und weil man das System der Frauenrechte möglichst weit durchführt.

Im Alterthum gab es eine Republik, in der das Alter möglichst geehrt ward, die spartanische Pietät gegen die Greise ist mustergültig. Aber in der amerikanischen Republik ist das Gegentheil der Fall; das Wort Pietät existirt im amerikanischen Lexikon nicht; es giebt piety, die landläufige Frömmigkeit, mehr wie zu viel, in allen Schattirungen, aber keine Pietät. Die Kinder kennen, wenigstens in New-York, durchschnittlich ein solches Gefühl gegen ihre Eltern nicht, auf dem Lande steht es etwas besser. Vater und Mutter sprechen die Sprache ihres alten Vaterlandes, italienisch vielleicht oder deutsch, die lieben Kinder sprechen sie nicht, sie geben sich auch keine Mühe, sie zu lernen, und der arme gequälte Vater muß sein Englisch mühsam zusammenstoppeln und radebrechen, um von seinen eigenen Kindern verstanden zu werden, die ihn gar oft wegen seiner Sprachunbeholfenheit verhöhnen. „I don't care for the old damned Dutchman" (Ich kümmere mich nicht um den alten verdammten Dutschman), sagte einmal ein Junge, als ihn der Lehrer mit der väterlichen Strafe drohte. So geht es weiter im Leben, bei den Kindern Hohn und Spott, bei den Erwachsenen gänzliches Nichtkennen oder gar Thätlichkeiten gegen ihre Eltern. Vatermord ist in Amerika nicht selten. Der empörendste Fall dieser Art ereignete sich vor einigen Jahren in New-York, eine cause célèbre im schlimmsten Sinne.

Ein Amerikaner, Namens Walworth, als Schriftsteller auch in weiteren Kreisen bekannt, und ein geschätzter Mitarbeiter an verschiedenen Journalen, lebte von seiner Familie getrennt in New-York, wo er im Sturtevant-Haus, einem wohlbekannten Hotel am Broadway, Quartier genommen hatte. Er war verheirathet, aber in seiner

Wahl nicht glücklich gewesen. Seine Frau war nebst ihrer ganzen Familie streng kirchlich gesinnt, ihr Vater war ein höchst angesehener Mann, Kanzler an irgend einem College gewesen, ihr Bruder war Bischof. Mit dieser strenggläubigen Anverwandtschaft konnte sich der Schriftsteller, der einer freisinnigeren Richtung huldigte und aufgeklärter dachte, nicht wohl befreunden. Mit den Jahren stieg die Spannung und erweiterte sich die Lücke; die Erziehung der Kinder lag ganz in den Händen der Mutter, resp. der Frommen, die sie beeinflußten. Walworth soll seine Frau wiederholentlich schlecht behandelt haben, und schied sich endlich, nicht formell, aber in Wirklichkeit von ihr, sie blieb mit den Kindern in einem Landstädtchen, er lebte meistens in New-York und vergaß sich so weit, daß er sogar, wie es ihm besonders vorgeworfen und im späteren Prozeß scharf accentuirt wurde, mit Freigeistern, ja mit Deutschen umging und — quel horreur! — Lagerbier trank! Ein trauriges und düsteres Familiengemälde entrollt sich vor unsern Blicken in den Briefen, die später den Geschworenen vorgelegt wurden und auf harte geistige Kämpfe zwischen dem Schriftsteller und seiner Familie schließen lassen, Qualen und bittere Leiden, die den Mann fast bis zum Wahnsinn trieben. Endlich erfolgte die Katastrophe. Der unterdeß herangewachsene 19jährige Sohn, in pfäffischem Geiste mit allen Vorurtheilen erzogen, ein echter Typus Jung-Amerikas, — ob aus eigener Entschließung, oder von der frommen Sippe angehetzt, bleibt zweifelhaft — dringt des Morgens früh bei seinem Vater ein, ein kurzer Wortwechsel erfolgt, und der Sohn streckt den Vater mit vier Revolverschüssen nieder, um sich gleich darauf dem Gericht auszuliefern. Er schien auch später seine That nicht zu bereuen und blieb im Verhör kaltblütig und cynisch bis zum Uebermaß. Die Geschworenen fanden ihn des Mordes im zweiten Grade schuldig, und der Richter verurtheilte ihn zu zwanzigjährigem Zuchthaus. — Bei einem anderen Falle, in dem ein wohlangesehener, reicher Kaufmann Nachts überfallen und mit einem stumpfen Handbeil aufs Gräßlichste ermordet wurde, fand sich kein Thäter; doch ein großer Theil der Volksstimme bezichtigte den Sohn, dem das reiche Erbe anheimfiel. Dies sind keineswegs Ungeheuerlichkeiten, die so gar selten wären; in den jüngst verflossenen Jahren ereigneten sich ähnliche Geschichten häufiger, wenn gleich sie auch nicht immer mit geplantem und wohl durchgeführtem Morde endigten. Die Erziehung zur Freiheit fordert ihre Opfer, oder vielmehr das unglückliche Prinzip, die Kinder straflos nach ihren Launen emporwachsen zu lassen. Die Idee herrscht in Amerika vor, es sei einem freien Lande und einem freien Bürger unangemessen, sein Kind durch Anwendung brutaler Gewalt zu züchtigen. Es ist auch nicht das Prinzip, (das nicht so ganz unrichtig ist), welches gemeinschädlich wirkt, es ist das Bewußtsein des Kindes

in Schule und Elternhaus: „Komme, was da wolle, schlagen darf mich Niemand, der Lehrer wird abgesetzt, und den Vater, ja den erschieße ich, wenn er es wagt, seine Hand an mich zu legen.“ Nicht alle Eltern und Lehrer besitzen jene ideale Charakterstärke und Willenskraft, die dem Kinde unwillkürlich und unbedingt Gehorsam abfordert und Achtung einflößt, bei weitem nicht alle, ja, die meisten nicht. Amerika leidet an idealen Voraussetzungen, so wenig es sonst an Idealen leidet. Die Republik fordert lauter geistig freie Menschen, um den höchsten Anforderungen an sie zu genügen, um dem Gesetz Achtung zu verschaffen, es setzt sie voraus; denn das Gesetz der Republik ist nicht die hohe Mauer, die das Ueberspringen unmöglich macht, es ist nur der weiße Faden, der die Grenze anzeigt; du kannst ihn leicht überspringen, wenn du kein sittliches Gebot lebhaft in dir fühlst.

Am wunderlichsten zeigt sich das Gewährenlassen der Amerikaner gegen die liebe Jugend am größten nationalen Festtage, dem Tage der Unabhängigkeitserklärung, dem glorreichen vierten Juli. Der Tag wird so unpassend wie möglich, so kindisch wie denkbar begangen, so daß seine Feier ein wahrer Gemeinschaden geworden ist, ein Tag, an dem sich die gebildetere Bevölkerung entsetzt aus dem Weichbilde der Stadt in ein ruhigeres Element flüchtet. Es ist keine harmlose Fröhlichkeit, die an diesem Tage herrscht, kein allgemeiner Frohsinn und heiteres Sich-gehen-lassen, es ist die knabenhafte Lust am Knalleffekt, die kindische Vorliebe für Rauch, Donner und Feuer, die in dem Bestreben gipfelt: sich zu zeigen, das krankhafte Begehren der Ostentation, des Schaugepränges, das die geistige Unreife des Freiheitsvolkes auf's jämmerlichste illustrirt. Die Feier des Tages besteht im Abfeuern von Schwärmern, Pistolen, Kanönchen, Raketen und Feuerwerkskörpern aller Art, vom harmlosen Feuer „cracker“ an bis zum nervenerschütternden und oft lebensgefährlichen Feuer „torpedo“. Vom frühesten Morgen an — und schon Tage lang vorher zur Uebung — beginnt in der Stadt das friedliche Bombardement, das doch nie ganz friedlich verläuft. Sämmtliche Jugend der Stadt, vom reichen Kaufmannssohn bis zum ärmsten Schuhputzerjungen, schwelgt in Flammen- und Rauchgenüssen, die kleineren mit geringeren Spektakelwerkzeugen versehen, die größeren mit geräuschvollen Feuerteufeln, mit allen alten Pistolen, Flinten und Böllern bewaffnet. Tag und Nacht knallt es und explodirt es um dich her. Wehe dem schüchternen Spießbürger oder dem bänglichen Hämorrhoidarius, der an diesem Tage achtlos durch die Straßen wandeln will! Die Raketen schwirren ihm an der Nase vorbei, und zwischen seinen Füßen zischt eine verrätherische Feuerschlange auf! An possirlichen Auftritten fehlt es nicht, leider aber auch nicht an ernsten. Der Tag fordert nach statistischen Ausweisen in der Stadt New-York allein regelmäßig mehr denn hundert

Opfer; die verbrannten Nasen und versengten Kleider mögen sich noch wieder erholen, aber die durch das unvermuthete Platzen alter, rostiger Flinten- und Pistolenläufe zerschmetterten Hände und die zerstörten Augen werden nicht wieder wachsen. Harmlose Zuschauer, die aus den Fenstern sahen, wurden — und das hat sich nicht einmal, sondern Dutzende von Malen ereignet — getödtet, es ist, als ob der Feind die Stadt umzingelt hielte. Dem ganzen Schauspiel ist das Gepräge des Kindischen und Rohen aufgedrückt, es ist ein Tag, an dem die Bubenhaftigkeit und verwilderte Erziehungslosigkeit der Landesbewohner in ein grelles Licht tritt. Millionen von Thalern werden verpufft, und dabei verhungerten im Winter 1873 neun Menschen, in den Straßen New-Yorks umherirrend, in einer Woche! Und das Geld möchte man noch verschmerzen, aber nicht die unwürdige Feier eines Nationalfesttages, die der Zuchtlosigkeit und dem Sinn für den „show" Thür und Thor öffnet.

Vier Nationalfesttage haben sich in Amerika im Lauf der Zeit gebildet. Der älteste und verehrteste ist der vierte Juli, dann folgt der Danksagungstag, der gewöhnlich im November durch unmäßiges Essen gefeiert wird — fast in keiner Familie, die es irgend erschwingen kann, fehlt an diesem Tage der gebratene Truthahn auf der Tafel, und man kann dem Amerikaner, der sonst an sonderbarer Einförmigkeit des Essens leidet, wohl einmal im Jahre eine kleine Extravaganz zu Gute halten; der gewöhnliche Durchschnittsamerikaner kennt nur „roastbeef, beefsteak und mutton" in aller möglichen Combination der Abwechselung, zum Frühstück vielleicht noch ham und eggs, (Schinken und Eier), einige warme Kuchenarten (pies), giftig grüne und scharfe Gurken (pickles) — und die Speisekarte ist fertig. Kalbfleisch wird selten gegessen, es ist unreifes Fleisch, sagt der Amerikaner ganz richtig, und gegen rohen Schinken, rohes Beefsteak und geräucherte Sachen hat man eine Aversion, die mehr auf Unkenntniß, als auf natürlichem Widerwillen beruht. Jede Art Wurst ist verpönt und wird höchstens von solchen genehmigt, die sich mehr an deutsche Sitten anschließen und unter Deutschen leben; die einzig geduldete Wurst ist die sogenannte Bologneser Fleischwurst, von Trüffel-, Cervelat- und Leberwurst hat man keine Ahnung, ebenso wenig wie von Gänsebrust, Gänseleberpasteten und vielen anderen Delikatessen europäischer Civilisation. Man sagt aber nicht umsonst: Der Mensch ist, was er ißt. Die Einförmigkeit und der Mangel an Abwechslung in den Speisen wirkt entschieden auf das ganze äußere und innere Gepräge der Amerikaner, auf die Einseitigkeit der amerikanischen Ansichten ein.

Die Gewohnheit ist mächtig, der Gefangene gewöhnt sich sogar an seinen Kerker, so der Amerikaner an seine ewig gleiche Speise, an seinen Fremdenhaß, an sein rastlos aufreibendes Geschäftsleben, an sein Jesulein und seine nationalen Penaten. Der Geburtstag

eines derselben, Washington's, ist der dritte Feiertag. Undankbarkeit gegen seine großen Männer kann man dem Amerikaner gerade nicht vorwerfen, kein Land ehrt seine Heroen so wie Amerika. Das Lob dieses weniger großen als guten Mannes ist so stereotyp und wird von dem Amerikaner so sehr mit der Muttermilch eingesogen, daß man ebensogut als Washington tadeln, in Amerika versuchen könnte, den Nutzen der Sonne zu bestreiten. Der kleinste Junge lernt schon in der Schule alle möglichen Phrasen von Washington's Größe auswendig, alle Lesebücher strotzen von wirklichen und fabelhaften Anekdoten aus seinem Leben, so daß sich selbst der nach Negation begierigste Kritikus endlich dem allgemeinen Strome fügt und in das Hosianna einer Nation miteinstimmt, die eigentlich noch keine Nation ist. Der vierte Nationalfeiertag ist erst seit dem großen Rebellenkriege aufgekommen, es ist der Gräberschmückungstag, mit dem man auch das Frühlingsfest verbinden kann, wenn man sonst keine Sympathien mit den Opfern jenes langen Abschlachte-Krieges hätte.

Weitere Festtage für die Allgemeinheit Amerika's giebt es nicht, die Kirchenfeste werden am nächsten Sonntage gefeiert. Bei aller Frömmigkeit und Frömmelei geht das Geschäft und das Geldverdienen dem Amerikaner über den Herrgott; selbst am Charfreitag wird in den meisten amerikanischen Kirchen kein Gottesdienst abgehalten, und vollends Ostermontag wie Pfingsten, Tage, an denen der Deutsche wohl des Morgens in's Gotteshaus gehen mag, den Rest des Tages aber gemeinhin in heiterer Geselligkeit verbringt, sind dem Amerikaner fremde; für Pfingsten fehlt dem Durchschnittsmenschen sogar das Wort, denn Whitsunday und Pentecost sind englische Ausdrücke, die der amerikanische Junge nicht einmal kennt. Für den Amerikaner sind dies deutsche Festtage, die er mit Verachtung betrachtet, weil der Deutsche an denselben gewöhnlich mit Kind und Kegel in's Freie eilt und das erste Erwachen der Natur nach langem Winterschlaf oder am Pfingsttage das Fest der Erdauferstehung feiert. Aus den alten Puritanerzeiten der ersten amerikanischen Gründer ist ein so langer Zopf geblieben, eine ertödtend kalte, alle Freude und Lebenslust begrabende Luft, daß noch ein anderes Jahrhundert dazu gehören wird, um damit aufzuräumen. Das Weihnachtsfest mit seinen grünen Bäumen und den Lichtern daran und mit seiner Kinderfreude hat sich indessen auch bei den Angloamerikanern schon Bahn gebrochen; selbst die Juden feiern es mit.

Arm an Festtagen, wie das amerikanische Jahr ist, so leer ist es an Lust, an der heitern Freude am Leben. Im Winter giebt es einige Bälle, zu denen die prüderen Kreise auch nicht gehen, hier und da die Oper, ein Lustspiel bei Wallacks oder ein Shakespearestück bei Booth's, einige lectures (Vorlesungen) über mögliche und unmögliche Subtilitäten oder Gemeinplätze, die mit nicht gar zu großer Entwicke-

lung von Gelehrsamkeit verübt werden, und der Winter schleicht vorüber. Doch haben Winter wie Sommer außerdem noch eine charakteristisch-amerikanische Festlichkeit, die wenigstens in der Art und Weise, wie sie gefeiert wird, eigenthümlich ist. Der Winter hat seine fair (Bazar), der Sommer sein Piknik. Die fair verfolgt fast immer mildthätige Zwecke, sie wird für irgend ein Waisenhaus, den Ausbau einer Kirche oder eine Sonntagsschule organisirt, und zwar in mustergültiger Weise. Der Zweck, eine bestimmte Summe Geldes zu kollektiren, wird per fas aut nefas fast immer erreicht, von diesem Inszenirungstalent könnte man in Deutschland wirklich etwas lernen. Aber auf der fair wie auf dem Piknik und fast allem amerikanischen Leben lastet der Fluch der Einförmigkeit und des Monotonen, hast du eine oder eines gesehen, so bist du orientirt, sie gleichen sich wie die Eier. Bei der fair ist die Hauptsache die Arbeitstheilung. Irgend eine Schöne aus guter, bekannter Familie übernimmt die Blumen-Ausstellung, eine andere die frommen Bücher, eine dritte die Spielsachen, eine vierte die Süßigkeiten, eine fünfte die Wollenwaaren, eine sechste die Bilder — und so geht es fort, bis alle denkbaren Departements besetzt sind; jede Vorsteherin eines solchen hat ihre Helferinnen, ihre Coterien, die sie unterstützen, und arbeitet mit rastlosem Eifer, um stolz sagen zu können, daß sie das meiste Geld dabei „gemacht" hat. Jüngere Nymphen mit lang ausgekämmtem Haar wandeln ohne bestimmten Tisch einher und bieten allerhand kleine Verlockungen und christliche Scherze feil, die öfters der schwächliche Humor des milden, wohlwollenden, behaglich lächelnden Pfarrers ausgesonnen hat, der als heimliche Triebfeder mit halb-jovialem Gesicht schmunzelnd die hellen, fein dekorirten Räume durchwandelt und sein Geldchen im Stillen überschlägt. Wehe dem unerfahrenen Jüngling, der sich ohne liebende Begleitung in diese Räume wagt, sein Herz wird ohnfehlbar gerührt, die rosigen Lippen und das unwiderstehliche Lächeln der holden Verkäuferinnen um dieselben sind Klippen, an denen seine Sparsamkeit scheitern muß, er kann nicht widerstehen, „halb zog sie ihn, halb sank er hin", und er öffnet das Portemonnaie, das er sicher ganz leicht wieder heimnimmt; freilich wird er dafür mit lieblich-christlicher Limonade und buntem Eiscream gefüttert und hat mehrere Packete allerliebster Kleinigkeiten nach Hause zu tragen, die er in der Stille seines Kämmerleins, wenn der Parfüm etwas verflogen ist, mit zweifelhafter Freude öffnet, denn sie sind absolut nichts werth, und er muß noch froh sein, wenn ihm die Kinder eines Bekannten die werthlosen, theuer bezahlten Kleinodien aus Mitleid wieder abnehmen, damit ihn wenigstens ihr Anblick künftig nicht ärgert. Wehe aber auch dem Bemitleidenswerthen, der eine holde Fee am Arm stolz und stattlich durch die Fair-Hallen wandeln muß — er weiß aber wenigstens schon, was seiner harrt,

und ist in dumpfer Resignation darauf vorbereitet. Nicht Alles wird verkauft; aber das schadet nichts; die letzte Sammlung des Werthvollsten wird durch eine Art Lotterie an die Töchter der prominentesten Kirchenmitglieder, an den Geistlichen und seine allernächsten Assistentinnen als Belohnung weggegeben, und ein paar tausend Thaler sind mit einer Geschwindigkeit verdient worden, die diesmal keine Hexerei ist.

Die Sommer-Pikniks sind den Fairs wenigstens darin ähnlich, daß sie alle nach der Schablone veranstaltet werden und verlaufen. Es giebt weltliche und geistliche Pikniks. Der Begriff des Wortes Piknik, das früher darin bestand, daß jede Familie Speisen und Getränke zu einem Ausflug mitbrachte, und gemeinschaftlich von dem Vorhandenen getafelt wurde, ist längst vergessen worden; Pikniks sind jetzt nichts wie Ausflüge in Vorstadt-Gärten oder entferntere Sommerlokale, bei denen schlechtes Bier uod schlechter Wein nebst dito Essen gegen baares Geld verabreicht werden. Der Unterschied zwischen weltlichen und geistlichen Pikniks besteht darin, daß bei den geistlichen Vergnügungen nur sanfte Spiele getrieben und harmlose Schäkereien, Alles in der Furcht des Herrn, geduldet werden, dazu giebt es Kuchen, Eis, Erdbeeren und verschiedene sänftigliche Getränke; bei den weltlichen wird getanzt, und bei beiden wird Süßholz geraspelt, bei den weltlichen aber besonders noch die Kehle angefeuchtet. Dies letztere geschieht auch bei den frommen Pikniks unterweilen, allerdings, dem Charakter der Landesbewohner entsprechend, nur heimlich; und dann ist zwischen beiden gar kein Unterschied mehr vorhanden. Alle Privatschulen und die meisten Vereine veranstalten solche Festlichkeiten, ebenso die Sonntagsschulen, bei welcher Gelegenheit den lieben Kleinen gründlich einmal der Magen verdorben wird.

Die Sonntagsschulen kann nur der richtig beurtheilen, der nicht durch oberflächliche Beobachtung sich ein Urtheil über diese sonderbare Frucht am Baum des amerikanischen Lebens gebildet zu haben glaubt, sondern durch eigene Mitleidenschaft in ihren Kreis gezogen worden ist. Ich habe an deutschen, wie an englischen Sonntagsschulen, an christlichen, wie an freigemeindlichen, gearbeitet. Die letzteren waren entschieden wohlgemeint und vernünftig, und doch zweifle ich, ob sie sich gehalten haben oder halten werden. Es ist ein eigen Ding um den menschlichen Enthusiasmus, er kühlt sich bei den Meisten so gar schnell ab. In der freigemeindlichen Sonntagsschule, an der ich thätig war, wurde ein freier Vortrag gehalten, der die Predigt ersetzte und gewöhnlich an zu großer Wäßrigkeit, selbst für die nicht gar zu fein gebildeten Hörer, laborirte. Vorher erhielten die Kinder Nachhülfe in allen möglichen Fächern, eine Stunde, um etwa in der Schule Versäumtes nachzuholen. Der Zweck war gewiß recht löblich, doch sah ich die Begeisterung ersterben und die Anzahl der

Theilnehmer nach wenigen Monaten erheblich verdünnt. Es war eben kein Humbug dabei, keine Gelegenheit, mit zarter Weiblichkeit zu verkehren, keine Festlichkeit — nur nüchterne Arbeit. Das können, besonders für den Sonntag, leider die Wenigsten ertragen, wenigstens nicht lange. Freie Gemeinden sind in Amerika schon zu Dutzenden gestiftet worden, einige halten sich, die meisten verrinnen wieder spurlos. Der in Amerika und auch in Deutschland noch wohlbekannte freisinnige Prediger Dülon hatte in den ersten Monaten nach seiner Ankunft in New-York immensen Zulauf; er schien der Apostel zu sein, der eine neue Aera freieren Glaubens im Lande der Freiheit begründen zu können berufen war,

„Doch ach, schon auf des Weges Mitte,
Verloren die Begleiter sich",

sagt der Dichter, seine Gemeinde verduftete so schnell, wie sie emporgeblüht war. Herr Dülon mußte zum Schulbakulus greifen, um sein Leben zu „machen". Für die Bildung der großen Masse scheint diese freie Glaubensrichtung zu gebildet, sie verlangt mehr, als der Durchschnitt leisten kann, der sich ohne Aeußerlichkeiten nicht zu erwärmen vermag und an jahrhundertlanger Tradition hartnäckig festklebt.

Dagegen wachsen, blühen und gedeihen die frommen Sonntagsschulen aller Sekten erfreulich und üppig wuchernd, die englischen indessen doch mehr wie die deutschen, denn die Amerikaner wissen zu gut, wie's gemacht wird. Für die freiwilligen Lehrer und Lehrerinnen giebt es mancherlei Anziehungspunkte; nicht der geringste ist der, daß die Sonntagsschule christlichen Jünglingen und Jungfrauen gar zu bequeme Gelegenheit bietet, Herzensergüsse auszutauschen, sich zu sehen und kennen zu lernen. Am Sonntag ist Alles im höchsten Staat und Putz, beide Theile erscheinen vortheilhafter, als an den Wochentagen der gewöhnlichen Arbeit. Und wenn nicht während der geistlichen Uebungen, so ist doch vorher und nachher immer noch ein Gelegenheitchen da, um einen verstohlenen Händedruck zu appliziren, einen Blick aus den lieben Augen zu erhaschen und ein Bekanntschaftchen anzuknüpfen, daß oft zu ersprießlichen Resultaten führt. Die Sonntagsschule ist ein modern-amerikanisches Heirathsbureau. Doch sehen wir uns die Vorgänge genauer an. In der Kirche, oder unter derselben im Souterrain, siehst du Bank an Bank von Knaben und Mädchen besetzt, vor jeder derselben steht ein frommer Jüngling mit weißgewaschenem Hemdekragen oder eine züchtige Jungfrau mit dito Blouse, die den lieben Kleinen die Bibel und den Katechismus erklären und sie aus der Bibel lesen lassen. Da es bei den Frommen nicht das Wissen thut, sondern nur der Glaube, so sind alle Lehrer und Lehrerinnen zu diesem Amte eminent befähigt, wenn sie auch sonst gerade nicht viel von Bibelauslegung verstehen, ja, herzlich

ungebildet sind. Um die Kinder zu fesseln, giebt es mancherlei Mittel. Die Eltern werden sie gern am Sonntag los, um der lieben Ruhe willen, begünstigen daher das Sonntagsschulunwesen lebhaft; sie sind dort gut aufgehoben, heißt es, wo in die jungen Seelen manch' köstliches Samenkorn gelegt wird, — und auch manch' niederträchtiges. Gewöhnlich sind die Räume überfüllt, denn die erwachseneren nehmen die kleineren mit, bis auf die Päppelkinder. Dann giebt es viele Verlockungen, bunte Bilder und Traktätchen, nach denen das Kind gern greift; die Mutter giebt jedem einige Cents mit, von denen der gewiegtere Knabe einige in candy (Zuckerwerk) anlegt; zu Weihnachten giebt es sicherlich große Bescheerung, im Sommer ein Ausmarsch mit Fahnen und Musik, ein Erdbeeren- und Kuchenfest oder Piknik — und für alle diese Genüsse läßt sich die Jugend gern erkaufen. Die Gewohnheit thut auch das ihrige, um die Kinder an die Sonntagsschule zu fesseln. Nicht immer wird blos gelesen und von solchen Sachen gepredigt, die das Kind absolut nicht verstehen kann; es wird auch gesungen, und zwar singt man in den amerikanischen Kirchen uud Sonntagsschulen nicht die schweren, steifen, alten Choräle, sondern moderne Opernmusik mit beliebigem frömmelnden, als Poesie betrachtet, verschwommenen und inhaltslosen Text. Ein frommer Yankee hat nämlich die schlaue Entdeckung gemacht, daß die schönen Melodien begabter Musikfürsten nicht nur für den Teufel und die Lust der Welt erfunden seien, sondern ebensogut auch für den Frommgläubigen und ad majorem dei gloriam zur Belebung der Andacht. Besonders die alten Studentenmelodien aus Deutschland sind in den amerikanischen Kirchen beliebt, ich ward vor Lachen fast zu Thränen gerührt, als die Gemeinde: „Vom hohen Olymp herab —" oder: „Brüder, zu den festlichen Gelagen —" mit hochheiligen Textesworten intonirte. — Auch gemalt wird: auf den schwarzen Sonntagsschultafeln wird mit weißer und farbiger Kreide ein Kreuz gemalt, einige Tauben als Sinnbilder des heiligen Geistes, ein durchbohrtes Herz, eine Schlange, und ähnliche Figuren mit zahllosen Sprüchen, die von guten Zeichnern und Zeichnerinnen recht sauber ausgeführt, dem Kinde entschieden Spaß machen, denn die meisten Kinder gerathen in eine Periode, in der sie gern malen. Auch die Knaben und Mädchen halten, ähnlich wie ihre Lehrer und Lehrerinnen, ihre Rendezvous ab; die Erwachseneren schon mit den größeren Jungen, die Kleineren, um nachher gemeinsam zu spielen. Trotz aller Kniffe bietet eine solche Sonntagsschule doch oft einen trostlosen Anblick dar, die Knaben lachen und plaudern, die Mädchen spielen und gähnen; es ist drückend schwül, und alle freuen sich, wenn sie an die frische Luft zum Spiel eilen können. Dem Kinde werden aus seinem Sonntag Stunden gestohlen, die es in der frischen Luft weit besser verwerthen könnte; denn höchstens bleibt mechanisch und gewohnheits-

mäßig aus dem frommen Wust ein Partikelchen hangen, das sich bei der ersten rauhen Berührung im Leben abstreift. Wir leben in einer Zeit, in welcher der Quell christlicher Religiosität nicht mehr frisch und klar sprudelt, er sickert nur noch ärmlich dahin; eine Zeit, die durch solche künstliche Mittel, wie die Sonntagsschulen es sind, das christliche Leben erwecken will, hat eben kein christliches Leben mehr, es ist etwas Künstliches, Gemachtes, eine sanfte Limonade, die den Magen verdirbt. Wein und Bier scheut der Kirchenamerikaner und betrachtet sie als Teufelsverlockung, dafür hat er Gebetsversammlungen, Bibelstunde, Sonntagsschule, christliche Vereine mit geistlichen Turnübungen und Geistesverrenkungen — aber zur Zeit ihrer Altvordern, als man Wein und Bier noch fleißig trank, als man mit seinem Gefühl noch nicht heuchelnd hausiren ging und keine Sonntagsschulen kannte, damals gab es noch eine christliche Religion, die das tägliche Leben und das Herz der Menschen ausfüllte und erfüllte, einen mächtigen Impuls, einen echten Bronnen der Glaubensfreudigkeit!

Die Sonntagsschule hat in Amerika mit den Morgen- und Nachmittagsstunden nicht ihr Bewenden, sie dehnt sich auch über die Woche aus, sie kriecht in das Familienleben, sie regelt und beeinflußt den Kirchenbesuch. Je mehr das amerikanische Leben an Handel und Gewinn, an der rücksichtslosen Gier nach Geld, am erschöpfenden Rennen und Jagen nach demselben krankt, desto nothwendiger wird ein Gegengewicht, das der Glaube bietet, der auf die Spitze getriebene krankhafte Hang zur Frömmigkeit. Wenigstens einmal haben die Sonntagsschullehrer und -Lehrerinnen in der Woche noch eine Bibelstunde, daneben noch eine Gebetsstunde, endlich noch eine kirchliche Andacht, so daß vier oder fünf Abende der Woche ausgefüllt werden. Auch der Kirchenchor hat noch seine besonderen Uebungsstunden, und da er stets gemischt ist, fallen die erbaulichsten Szenen bei, vor und nach diesen Uebungen vor. Die Gelegenheit ist zu bequem und verführerisch; unter dem Schutze der am Ende der Uebung einbrechenden Dunkelheit, wenn die Gasflammen ausgelöscht worden sind, überträgt sich die geistige Liebe leicht auf Fleisch und Blut, auch begleiten die Herren gewöhnlich die Damen nach Hause, und sollte dabei ein Umweg gemacht werden, so geschieht es gewiß nur, um nach der Anstrengung frische Luft zu genießen und sich zu erholen. Denn dem Reinen ist Alles rein. Welchen Gefahren die Sittlichkeit des Priesters oder Predigers unter diesen Verhältnissen ausgesetzt ist, bedarf kaum noch einer Erwähnung; denn er ist in Ermangelung des unsichtbaren Gottes die sichtbare Verkörperung der Gottesidee, ihm stehen alle Häuser offen, er hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, in alle Familien zu gehen, die seiner von Gott ihm anvertrauten Heerde angehören, und da die Ehemänner

den Tag über entfernt sind, die verlassenen Ehefrauen zu trösten. Von den Skandalen, die sich dadurch entwickeln, von den Ehebrüchen und Liebesbeweisen gelangt nur Weniges in die Oeffentlichkeit, es wird sorgfältig geheim gehalten und unterdrückt, wenn nicht des Gottesmannes, so doch der Familie und der Kinder halber. Aber doch kommen noch Fälle genug vor das Publikum; der monströse Beecher-Prozeß hat nicht verfehlt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Fäulniß zu richten, er hat der Kirchendienerei und Götzenanbetung mehr geschadet, als hundert radikale Flugschriften es könnten. Leider war im Beecher-Falle der Kläger noch jämmerlicher als der Angeklagte, der trotz seiner Verirrungen einer der geistig bedeutendsten Männer Amerikas bleibt, der Oberpriester amerikanischer Heuchelei und Effekthascherei. Seine Predigten quellen von christlicher Liebe über; dabei sind sie weder dogmatisch trocken, noch durch Bibelstellen zu sehr verwässert, sie lehnen sich gern an das Leben und seine temporären Erscheinungen an. Um nur ein Beispiel anzuführen, trat er an einem heißen Sommertage auf die Kanzel, wischte sich den Schweiß von der Stirn und begann: „Es ist heute verdammt heiß" — eine im gewönlichen Leben zwar tausendmal gebrauchte, aber wegen des „damned" verpönte Redensart. Alles staunte und blickte entsetzt auf den Prediger, der nun eine rhetorisch glänzende Philippika gegen das landesübliche Schwören, Fluchen und Lästern begann.

Kirchliche Pikniks en gros und von speziell amerikanischer Eigenthümlichkeit sind die camp-meetings, Gebetsversammlungen im Freien, die ungefähr eine Woche dauern. Diese Sommermassengebetsszenen sind besonders von Gerstäcker schon humoristisch genug beschrieben worden, so daß wir uns hier mit einigen Zügen begnügen dürfen. In früheren Zeiten, als die Bevölkerung noch spärlich war, oder in solchen Gegenden, in denen heute noch die Bewohner meilenweit zerstreut leben, mögen diese Gebetslager, vom kirchlichen Standpunkte aus betrachtet, noch eher zweckmäßig erscheinen, jetzt sind diese, in unmittelbarer Nähe von New-York aufgeführten Komödien nichts wie religiöse Farcen, und noch weit schlimmer, sie sind nichts als eine Gelegenheit zur Unzucht und Völlerei. Auf anmuthigen Hügeln im grünen Walde, der auf das Meer oder den Fluß schaut, siehst du Zelte und Hütten aufgeschlagen und ganze Straßen von luftigen Sommerwohnungen angelegt. Zu bestimmten Stunden tönt die Glocke, Prediger, die sich abwechseln, geben dort rhetorische Kunststücke zum Besten, bei denen ihnen der Schweiß herniedertrieft, denn es ist in der wärmsten Jahreszeit, im Juli. Nach der Predigt werden fromme Lieder gesungen, dann wird wieder gebetet, allgemeine Extase bricht von Zeit zu Zeit unter Schluchzen und Krämpfen aus, wieder tönt der Hymnus durch die lauschige Waldeseinsamkeit

— so geht es den lieben langen Tag. Dazwischen fallen Eßpausen, auch schreibt der Geistliche solche Intervalle zur Sammlung vor, nach denen die Gebetswuth und das geistige Ringen von neuem beginnt; ein Triumphgeschrei erschallt, ein verstockter alter Sünder und Verächter des Evangeliums hat den Finger der Gnade an sein pechschwarzes Herz anklopfen hören, und der Gnadengeist ist bei ihm zum Durchbruch gekommen. — Ich machte mich einmal an einen jovialen Schwarzen, einen durchgebrannten New-Yorker Kellner, der mich in einem bekannten Restaurant öfters bedient hatte; ein Trinkgeld machte ihn gefügig, und er verrieth mir eine fromme Schnapsschenke, in der „bitters“ und magenstärkendes Feuerwasser, heimlich und öffentlich genug, feil war. Der schwarze Herr, der sich durch mein Entgegenkommen geehrt fühlte, machte mir alle möglichen Eröffnungen. In der Stille des Waldes, unter der Erregung, die von den „reverends“ hervorgerufen wird, geht es am Abend keineswegs immer ehrbar zu, und selbst am Tage bieten die lauschigen Lauben Verstecke genug, in denen glückliche Liebe dem Suchenden winkt. „O Mister!“ sagte entzückt der Schwarze und zeigte grinsend seine wohlkonservirten zweiunddreißig Futterverkleinerer, „nichts ist schöner als ein camp-meeting!“ — Selbst dem Schwarzen hatte sich die fromme weiße Weiblichkeit ergeben. Es sind nicht nur unverheiratehte, sondern weit mehr verehelichte Damen, die dort beten und der Venus opfern. Irgend eine bekannte Familie hat dort ein Zelt aufgeschlagen, und zu ihr wallfahrten dann sämmtliche junge Frauen der Nachbarschaft und Freundschaft, verleben dort ein oder mehrere Tage und kehren sichtlich erfreut, in ihrer Religiosität bestärkt, aber nicht gerade reicher an Tugend, in die Arme des glücklichen Gatten zurück. — Der religiöse Schein-Fanatismus, der bei diesen Camp-Meetings zum Ausbruch kommt, der entsetzliche Heuchelgeist und Lügenwahn des Methodismus kann keinem aufgeklärten Menschen, der sehen will, ein Geheimniß bleiben, eine Täuschung ist nicht mehr möglich, diese krampfartigen, verzerrten Gebetsergüsse können nimmermehr auf lauterer Religiosität beruhen, sie sind eine Krankheitsform, die durch ihre Heuchlermaske zur Verschlechterung der öffentlichen Moral nicht unwesentlich beiträgt. Ein orthodoxer, evangelisch-lutherischer Prediger, ein eifriger Seelsorger und bedeutender Kanzelredner New-Yorks, besuchte vor einiger Zeit ein solches Camp-meeting nahe der Stadt, und auch er kam kopfschüttelnd zurück und warnte vor dem verderblichen Pietismus in seiner höchsten Potenz. Pietismus und ausschweifende Unsittlichkeit streifen stets hart an einander, sie berühren sich und haben sich in der Welt schon oft zusammen gezeigt.

Eine andere krankhafte religiöse Erscheinung ist die Epidemie, welche vor einiger Zeit in Ohio und auch in anderen Staaten auftrat und von der liberalen deutsch-amerikanischen Presse als Betseuche gekennzeichnet,

von den angloamerikanischen Zeitungen als Mäßigkeitsbewegung geschildert wurde. Um sie begreifen zu können, muß man die historische Entwicklung der amerikanischen Verhältnisse in's Auge fassen. Die ältesten Puritaner, die an der amerikanischen Küste landeten und die neuenglischen Colonien begründeten, waren im strikten Sinne des Wortes keine Temperenzler, d. h. solche, die alle irgendwie berauschenden Getränke verboten hatten; denn daß sie zur Zeit ihrer ersten Landung Bier getrunken haben, ist historisch festgestellt worden; sie waren aber auch keine religiösen Heuchler, sondern ein einfaches, rauhes, keineswegs anziehendes, eher abstoßendes, geradsinniges und kräftiges Volk voll muthiger Arbeitskraft und ungeschminkter Begeisterung für die Bibel und ihre Heilswahrheiten, die ein halb und halb theokratisches Gemeinwesen in den öden Waldländern begründeten, die sie nach schwerem Kampf mit der jungfräulich-rohen Natur dem Ackerbau dienstbar schufen. Im Kampf mit den Indianern und mit der Wildniß erstarkte ihr felsenfester Glaube, durch Winterschnee und eisige Stürme erscholl ihr jauchzendes Psalmodiren. Daß sie nicht unterlagen, obwohl sie Jahre lang fast keine Unterstützung erhielten, bewirkte ihr Glaube, der sie hoffnungsmuthig emporhielt. Damals bot das Leben wenig oder gar keine Genüsse, Arbeit und Gebet waren das Motto. Aber die Enkel und Urenkel hatten andere und lebensfrohere Tage. Das Land ward wohlangebaut, Handel und Gewerbe brachten Reichthum, die Grenzen dehnten sich aus, die Indianer schreckten nicht mehr. Mit der Wohlhabendheit kam der Genuß, und mit dem Genuß die Ausschweifung. Die religiösen Formen, Gebräuche und Einrichtungen blieben dieselben, aber die Bedingungen, unter denen sie lebenswahr gewesen waren, fehlten, Vertreter freierer Ansichten kamen hinzu und rüttelten an den Schranken, die für die Zeit nicht mehr paßten. Statt mit dem Geiste der Zeit fortzuschreiten, blieben die Nachkommen der Puritaner in ihren alten Gewändern, die viel zu eng geworden waren, und um der Irreligiosität und dem Laster Riegel vorzuschieben, verschärften sie noch die alten Gesetze. Enthaltsamkeit von jeglichem berauschenden Getränk jeder Form — so lautete nun das Gesetz, Ertödten jeder Volksfreude erwuchs daraus und endlich Heuchelei. Wenige waren geistig bedeutend genug, offen abzufallen, es war zu unbequem und auffällig, man fügte sich und trank heimlich. Offen predigten sie Wasser, und heimlich im verschwiegenen Kämmerlein tranken sie nicht Wein, sondern Branntwein, ähnlich wie die alten Römer es kannten: qui curios simulant et Bacchanalia vivunt, oder nach dem alten deutschen Vers: die den Kopf senken und heimlich das Mädchen schwenken." — Bier, Wein, Schnaps, Alles wurde verboten, und als man merkte, daß die Gemeinden trotzdem nicht immer nüchtern blieben, schritt man zur Begründung von Temperenzgesellschaften, deren Mitglieder sich eidlich verpflichteten, keine berauschenden Getränke anzurühren. Damit

wurde nichts gebessert, eher Alles verschlechtert; früher brach man wenigstens keinen Eid, jetzt gesellte sich zur Heuchelei der Eidbruch, und die Moralität, das innere moralische Bewußtsein, die Idee eines ethischen Gesetzes, sank immer mehr. Der Rum- und Schnaps-Verbrauch Neu-Englands ist enorm, obwohl er fast nie offen verschenkt werden darf. Aehnlich verhielt es sich mit den Quäkern, die auch totale Abstinenz von Spirituosen auf ihre Fahnen schrieben und im Ganzen ihre einfachen Sitten noch am treuesten bewahrt haben. Die Lehre vom freien Willen ist diesen Temperenzamerikanern unbekannt, sie verwerfen sie, der göttliche Wille ist allein maßgebend, er steht hoch über dem menschlichen. Die Idee der Menschenwürde, der echten Humanität, ist nicht vorhanden; von mäßigem Genuß und Selbstbeherrschung wissen sie nichts. Sie ringen auf der einen Seite nach Gottesähnlichkeit, auf der andern sinken sie unter das Thier. Der Deutsche trinkt Bier, der Franzose und Italiener Wein, der fromme Amerikaner (und er ist unter den Angloamerikanern bei weitem in der Majorität) genießt heimlich Whisky und Brandy, mit Ausnahme von Manchen, die wirklich nie Spirituosa berühren. Es giebt aber auch solche, besonders auf dem Lande, und wer Gelegenheit gehabt hat, bei „our cousins“, unsern Vettern vom Lande, länger zu verweilen, wird öfters noch solche Angloamerikaner getroffen haben, die das Temperenzgebot achtungswerth genug befolgen und nicht heucheln. Aber die große Masse trinkt, und zwar einen Stoff, dessen Wirkungen physisch und moralisch weit schlimmere sind, als die des Weines oder Bieres. In den Temperenzgesellschaften findet man die größten Heuchler und Säufer, einer solchen Gesellschaft angehören und sich eidlich zur Enthaltsamkeit verpflichten, heißt mit anderen Worten: du bist ein schwacher Charakter, du kannst dich nicht so weit bezähmen, daß du ein Mensch bleibst, du mußt den religiösen Zwang und die Furcht vor göttlicher Strafe zu Hülfe nehmen, um dich vor deiner Leidenschaft zu retten — wie Viele es wirklich rettet, davon schweigen die Akten, aber durch Einpflanzung der Heuchelei und des Scheines vergiftet es das Volksgewissen.

Hiernach wird man die Betseuche besser begreifen können; die Ehefrauen entdeckten, daß trotz des temperance pledge, des Mäßigkeitsgelübdes, ihre Hälften betrunken heimkehrten. Ein schlauer Pfaffe rieth das Ausbeten des Teufels an. Der Saufteufel konnte nur durch Gebet ausgetrieben werden, nicht diejenigen erschienen strafwürdig, die tranken, sondern diejenigen, welche Gelegenheit dazu gaben, die Schenkwirthe. Die Frauen verbanden sich also, in den kleineren Städten kannten sie sich ja alle, sowie auch die Giftlokale. Die Frau genießt im Allgemeinen in Amerika viele Vorrechte, sie wird durchschnittlich weit respektvoller als in Europa behandelt, obwohl auch dies wieder zur Unsitte führt. Aber im gegebenen Falle

konnten Frauen viel mehr ausrichten, als Männer; gegen Männer wäre die Polizei oder die Gegenpartei eingeschritten, und eine solenne Prügelei wäre das Ende gewesen. Aber die Frauen konnte man nicht prügeln, man konnte sie auch kaum verhaften; denn was thaten sie? — Sie rückten in Masse vor die Schnaps- und Bierlokale, wenn sie Einlaß fanden, in dieselben hinein, wenn nicht, blieben sie vor der Thür, und nun begann das Gebet, der steinerweichende Hymnus ertönte stunden-, ja, tagelang, um den Teufel in der Brust des Schenkwirthes auszutreiben. Einige wurden erkauft, andere wurden des Skandales überdrüssig und der Heulerei müde, versprachen Besserung und schlossen, wenigstens für den Augenblick, ihre Wirthschaften. So schwoll die Bewegung lawinenartig an, jeder, wenn auch noch so zweifelhafte und temporäre Erfolg ward getreulich registrirt und durch die Presse über das Land verbreitet. Die Begeisterung und der Unfug wuchs, eine wahre Weiberherrschaft schien ausbrechen zu wollen. In den größeren Städten machte die Bewegung zwar ein entschiedenes Fiasko, da der Pöbel sich darein mischte und Skandale provozirte, denen die holde Weiblichkeit nicht gewachsen war, energische Polizeiverwaltungen schritten hier und da mit Verboten solcher Weiberzusammenrottungen, die den Frieden störten, thatkräftig ein, aber in vielen Flecken und Städtchen wucherte das Unkraut üppig weiter, das die geheimen Veranstalter, die frommen dei ex machina vom sichern Hintergrunde der Gotteshäuser aus mit pietistischem Gesaalbader eifrigst pflegten. Endlich erstarb die Epidemie aus Mangel an innerer Lebensfähigkeit; natürlich fehlte es im Verlaufe derselben nicht an den drolligsten Szenen aller Art, die Frauen vernachlässigten ihre Familien, um zu singen und betend zu wallfahrten, und nach einigen Monaten war jeder Erfolg total wieder aufgehoben. Die Schenkwirthe, die zum Theil recht gute Geschäfte gemacht hatten, zum Theil aber auch Monate lang in ihrem Gewerbe gestört worden waren, machten die verschlossenen Läden wieder auf, erst ging es heimlich durch's Hinterstübchen, dann wagte man auch den Eingang nach der Straße wieder zu eröffnen — und Alles ging wieder den gewohnten Gang. Welches wird die nächste Krankheitsform sein? —

Die ungesunde und heuchelnde Frömmigkeit, die der Anglo-Amerikaner pflegt, hat, wie wir gesehen, in verschiedenen Ursachen ihren wahren Grund, in Gewohnheit und historischer Ueberlieferung, in der mangelhaften Bildung, die über die Anfangsgründe nicht hinauskommt und auf der Oberfläche schwimmt, ohne je die Tiefe zu erreichen, die sich als eine glänzende Politur zeigt, die, dünn und künstlich aufgetragen, nie dazu gelangt, auf Herz und Gemüth veredelnd und erhebend einzuwirken, in dem rastlosen Hetzen, Jagen und Abarbeiten des amerikanischen Lebens. Der Verstand der meisten

Angloamerikaner wird bis zu einem gewissen Grade ausgebildet, aber die Empfindung geht leer aus und sucht sich doch im Leben irgend eine Befriedigung. Dazu kommt noch der Mangel an Genuß und Vergnügen; Speise, Sitten, das ganze Leben Angloamerikas ist, im Durchschnitt genommen, von einer trostlosen Einförmigkeit, die der Deutsche kaum verstehen und nie liebgewinnen kann. Die allgemeine Gleichheitsbestrebung nivellirt alles, sie füllt die niedrigeren Sümpfe aus, ebnet dagegen auch die Berge weg, das Leben geht nach der Schablone, und für die Entwickelung der Individualität bleibt kein Raum. Kommt der Angloamerikaner in eine Bierschenke oder Weinstube, so tritt er an den Schenktisch, stürzt hastig einige Gläser hinunter und verschwindet wieder; der Deutsche und selbst der bewegliche Franzose, setzt sich gemächlich hin, liest oder plaudert, ihm ist oft nicht das Getränk die Hauptsache, sondern der gesellige Verkehr und Gedankenaustausch mit Freunden und Bekannten. Das kennt der Amerikaner nicht, und daher besteht sein Genuß oft in sinnloser Trunkenheit, falls er überhaupt trinkt, weit schlimmer und herabwürdigender, als es bei dem Deutschen der Fall ist. Und bei allen anderen äußeren Genüssen des Lebens verhält es sich ähnlich, entweder kennt er sie gar nicht und negirt sie vollständig, oder er mißbraucht sie und zerrüttet bald seinen Körper wie seinen Geist, der wegen seiner ungenügenden Bildung an wirklich guten und edlen, geistigen Genüssen wenig Geschmack findet. Betrachten wir eine amerikanische Stadt von 20 bis 25000 Einwohnern und vergleichen wir sie mit einer ebenso zahlreich bevölkerten deutschen. In der amerikanischen Stadt findet kein Volksfest statt, es giebt kein Theater, kein Casino, kaum einen Ball, kein Conzert, außer kirchlichen, keine Tanzkränzchen — Nichts. Einige Pikniks mit kirchlichem Anstrich, Kirchenmusik und viel Frömmigkeit, darin besteht das Vergnügen, Winter und Sommer, ein untröstliches Gemälde ohne wechselnde Farben! Und der gänzliche Mangel an verständigem Genießen rächt sich, er verbittert das Leben, erzeugt eine ungesunde Atmosphäre, wie im Mönchskloster, und drückt den Geist herab.

Noch einen anderen Frömmigkeitsauswuchs dürfen wir hier erwähnen, den christlichen Jünglingsverein. Die Geistlichkeit sah wohl ein, daß ein Gegengewicht nöthig wäre, um den Gläubigen vor den Gefahren des Theaters, der Bierstube, und anderer Verlockungen unserer Zeit, die besonders in größeren Städten winken, zu bewahren, sie schuf daher den Jünglingsverein. In New-York wie in anderen Städten besitzt derselbe große, palastähnliche Gebäude mit Turnsälen, Bibliothek, Lesezimmer, Vorträgen und vielen, sehr vielen geistlichen Erbauungsstunden. Die christlichen Jünglingsvereine floriren jetzt; aber auch sie leiden am Schein, an gegenseitiger Bewunderung und frommer Phrase.

Den orthodoxen Deutschamerikanern gefielen sie so gut, daß sie die Einrichtung nachäffen mußten. Was für christlich-deutschamerikanische Jünglinge diesem Verein angehören, entzieht sich dem Forscher; die Außenseite ist eine erbärmliche, eine verfallene alte Holzbude in einer traurigen Gegend der Stadt ist für den deutschen Zweig bestimmt; wahrscheinlich ist die Mitgliederzahl verschwindend klein, und der Verein besteht wie bei den Deutsch-Baptisten, Deutsch-Presbyterianern, Deutsch-Episkopalen und Deutsch-Methodisten nur aus solchen erkauften Renegaten, die aus „Geschäftsrücksichten", des pekuniären Vortheils halber, sich als ehrenwerthe Vertreter des Deutschamerikanerthums gebahren. Das bessere und gebildetere Deutschamerikanerthum hält sich von den christlichen Jünglingsbestrebungen fern, es hat einen Sonntag, aber keinen Sabbath, wie ihn die Angloamerikaner feiern und gern überall eingeführt wissen möchten. Dadurch, daß die Deutschamerikaner diesen Sabbath nicht feiern wollen, sondern den Sonntag als Erholungstag betrachten, an dem sie in's Freie eilen, wenn die Jahreszeit es erlaubt, stoßen sie bei den frommen Angloamerikanern am meisten an und machen sich verhaßt. Es ist wahr, die ruhige Stille des amerikanischen Sabbaths hat für Manchen etwas Angenehmes; das Getöse des Lebens ist in Amerika so laut, sein greller Ton läßt die Menschen nicht zur Ruhe, zur Sammlung und Selbstbetrachtung kommen, und manches philosophische Gemüth, das sich aus dem Fluthstrom des Kampfes um's Dasein in Selbstbeschaulichkeit und innere Einkehr gerettet und versenkt hat, liebt die ruhige, ernste Stille des Sabbaths; aber der arme Arbeiter, der in den rußigen Maschinenräumen die Woche über beschäftigt ist, und dessen Familie in den Familienkasernen der „Tenement-Häuser" eng eingepfercht, oft in einem Zimmer, lebt, hat auch sein Recht an's Leben, und in einer freien Republik entscheidet die Majorität. Der vornehme Frömmling oder der gelehrte Einsiedler mag solche Orte aufsuchen, an denen er den Sabbath ungestört nach seiner Neigung verleben kann.

In den Quäkern findet der Quietismus, nach dem ein Bruchtheil der Angloamerikaner als Gegensatz zu dem Industriefieber und der rastlosen Geschäftigkeit der Städte strebt, seinen vollsten Ausdruck. Die Quäker zerfallen in mehrere Sekten, die mir alle gleich achtungswerth erschienen sind; sie sind der Heuchelei weniger zugethan, und jedes echte Menschenstreben hat in der Geschichte seine Berechtigung. Es ist wahr, die Quäker, da sie alle Leidenschaftlichkeit, Unruhe und Angst des Lebens zu verbannen streben, leiden an einer farblosen Blässe, an Mangel der Gedankenthätigkeit, ihr Leben ist zu duftlos, stagnirend, nüchtern, prosaisch, ohne Interesse und Klang, der Jubellaut des Entzückens ist ihnen etwas nie Gekanntes, Alles ist bei ihnen verhängt und verschleiert, ein Bild der Natur am milden

Herbstabend, ohne Sturm und Regen und Bewegung — auf der andern Seite leiden sie aber auch nicht an allen Qualen und Erschütterungen, die durch unser Leben gehen. Wem die Welt übel mitgespielt hat, wem seine Hoffnungen zu Wasser geworden sind, wer europamüde und herzgebrochen sich nach tiefster Ruhe und doch thätiger Einsamkeit sehnt, der sollte zu den Quäkern gehen. Die stillen, ernsten Gesichter mit den ruhigen, klugen Augen, das herzliche Einvernehmen der Familien, die geräuschlose, ununterbrochene Thätigkeit sind wohl achtungswerth, und Mancher könnte sich damit befreunden. Besonders auf dem Lande findet man solche stillen Quäkerdörfer, in denen selbst die Thiere nur in gedämpften Lauten sich vernehmen lassen. Wohl ist der Haß dort erstorben, aber auch oft die Liebe, an die Stelle der glühenden und versengenden, heißen, schwarzlockigen Leidenschaft ist die mildere und sanftere Schwester getreten, die Freundschaft; die Quäker nennen sich selber „Freunde". Das Bild zweier alter Quäker, reicher Kaufherren in New-York, die mit ihrer alterthümlichen Tracht, der Erinnerung aus einem verzogenen Jahrhundert, mit dem langen, weißen Haar, das bis auf die Schultern niederwallte, und den freundlich-stillen Augen ideale Repräsentanten ihrer Sekte schienen und unbeweibt wie die beiden alten Brüder aus Dickens in herzlicher Gemeinschaft zusammen lebten, ist mir unvergeßlich geblieben. Die Quäker haben keine Priester noch Prediger, die Aeltesten leiten die Gemeinde, sie hängen fest zusammen und helfen sich brüderlich, arme Quäker giebt es kaum. Ihren Gottesdienst feiern sie im Versammlungshause, auch der Name: „Kirche" existirt nicht; dort sitzen sie schweigsam, bis der Geist den Einen oder den Andern antreibt, etwas zu sagen, ist dies nicht der Fall, so sitzen sie ruhigen Nachdenkens zusammen und gehen schweigsam wieder von dannen. Im Ganzen ist der Quäker nicht das Ideal der Menschennatur, noch dessen, was dieselbe zu erreichen bestrebt ist; Rückert's Wort:

Gefahrlos ist das Leben, doch
Es ist kein Leben mehr,

läßt sich auch auf die Quäker anwenden. Es fehlt ihnen nicht an Thätigkeit; wer sich die Amerikanerinnen als reizende, inhaltlose, träge Personen mit Puppenangesichtern vorstellt, die, Süßigkeiten essend, den langen Tag im „rocking chair", dem Schaukelstuhl, gähnend verbringen, hat in manchen Fällen Recht; doch die Quäkerfräuleins und Quäkerfrauen sind anderen Sinnes, bei ihnen ist jeder Schmuck verbannt, die Kleider wie die Hüte sind grau, und es passen eigentlich auch nur graue Haare zu ihrem Anzug, sie sind ein arbeitsames Volk, das mit dem Morgenroth die Thätigkeit beginnt und

im Schweiße seines Angesichtes sein Brod ißt; aber das Unterdrücken der Jugendlust und Begeisterung drückt ihnen den Stempel des Entsagens auf, sie wollen die Welt vergessen, sie stehen wie Fremdlinge im Strom der Welt, als Fremdlinge erscheinen sie in den großen Städten, und der Volkswitz sagt von ihnen, wenn sie mit ihren schwarzen und grauen Gewändern und den unvermeidlichen Regenschirmen in New-York erscheinen, giebt es eine Regenwoche, was, so lange ich mich entsinnen kann, stets pünktlich eingetroffen ist. Das Wehen der modernen Zeit geht aber auch an ihnen nicht ahndungslos vorüber, die jüngeren Geschlechter sind nicht mehr, was die alten waren, und nach Jahrhunderten wird ihr beschauliches Leben mit seinen orientalisch-quietistischen Tendenzen als eine Volkssage nur noch in Bild und Wort, aber nicht mehr in der Wirklichkeit existiren.

X.

Der Ultramontanismus in den Vereinigten Staaten von Amerika.

In der hocharistokratischen fünften Avenue zu New-York steht seit langen Jahren ein prächtiger Marmorbau, scheinbar vernachlässigt, unvollendet, unter einem Chaos von Gerüsten und Steinanhäufungen halb verborgen. Noch haben Wind und Regen freien Zutritt durch die freien Bogenfenster und die offenen Portale, die von zierlichen Marmorschnörkeln und Steinlaubgewinden reizend schön umsponnen sind. Aber das Werk schreitet vorwärts, es wächst langsam, stetig empor, ein mächtiger, starrer Ausdruck eines stolzen Gedankens, eine in Marmor übersetzte Kirchenhymne. Und der Tag wird kommen, da Tausende von Gläubigen zu diesem Prachtdom wallen werden, die Mariafahnen werden bunt und lustig flattern, vor den geweihten Bildern wird eine andächtige Menge knieen, und die Orgel wird dumpfdröhnend das Tedeum anstimmen. Das ist die katholiche Kathredale zu New-York.

Nichts könnte treffender den Ultramontanismus Nordamerika's und seine Geschichte versinnbildlichen. Das Wachsthum des Kirchenbaues bezeichnet das Emporblühen der katholischen Macht. Dem Uneingeweihten halb versteckt, unscheinbar, dem Auge der gedankenlosen Menge verschleiert, ist die Macht des ultramontanen Prinzips in Amerika emporgewachsen, und der Tag ist nahe, da es sich stark genug fühlen wird, einen offenen Schlag zu wagen und seine Trümpfe unverdeckt auszuspielen. Nirgends hat die katholische Kirche ihre Devise: Concordia parvae res crescunt, Einheit macht stark, glänzen-

der bewahrheitet und thatkräftiger ausgeführt. Man kann den Ultramontanen manches absprechen, aber Mangel an Organisationstalent sicher nicht.

Denn wer sind die Baumeister dieser formschönen Marmoridee, die uns à la Schlegel einen neuen Beitrag zur Geschichte des „Bundes der Kirche mit den Künsten" gewährt? Nicht die Krösusse der fünften Avenue, mögen sie noch so reich und so erzkatholisch sein, nicht die reichen Handelsherren oder die geldstrotzenden Engros-Fleischermeister der deutsch-katholischen Bevölkerung, nein, die irländischen, und in geringerem Prozentsatz, die süddeutschen Dienstmädchen bauen aus eigenen Mitteln dies ultramontane Bollwerk als neuestes Zwinguri des Gedankens auf. Bridget, so heißt die holde Architektin, die breitmäulige, mit stattlichem Embonpoint versehene, behäbig grinsende irische Verwalterin der Küche — denn sämmtliche Bridgets und Nancys der Vereinigten Staaten sind in Tribut genommen worden, um dieses Werk zu vollenden, sie zahlen einen festen monatlichen Kirchenbeitrag, die große Masse der Dienstmädchen und Küchendragoner rekrutirt sich aus ihnen, und das giebt, planmäßig und konsequent durchgeführt, allmonatlich einen gar bedeutenden Beitrag zum frommen Werke ad majorem dei gloriam.

Nordamerika ist weniger ein Land, in dem ideale Bestrebungen gedeihen, es ist vielmehr die Heimath des krassesten Realismus und Materialismus in des Wortes verwegenster Bedeutung. Das hat der Ultramontanismus wohl erkannt; er hat sich dem bestehenden Drange angeschlossen und segelt überall mit dem Strome. Die katholische Kirche der Vereinigten Staaten hat nicht das meiste, aber relativ das werthvollste Besitzthum unter allen religiösen Gemeinden der Union. Große, solide, imponirende Gebäude hat sie überall eingerichtet, wo sie herrscht, und zwar ohne Schulden darauf zu lassen. Bei religiösen Sekten anderer Bekenntnisse sieht man oft kleine, unscheinbare, kümmerliche Gotteshäuser, nie bei den Katholiken. Manche Kirchen der Protestanten sieht man in Pferdeställe verwandelt — die Gemeinde hat sich verlaufen, und ihr Eigenthum ist veräußert worden — selten oder nie wird man das bei den Katholiken sehen, eine solche Entweihung würden sie unter allen Umständen hindern.

Nächst den Kirchen sind es die Krankenhäuser, auf die sich die Macht des Ultramontanismus in Amerika stützt. Sie sind zu großem Theile musterhaft eingerichtet und lassen es an nichts fehlen, ja, sie befriedigen oft ein nothwendiges Bedürfniß. Selten vernimmt die Presse etwas von ihrer ruhigen Thätigkeit; und doch arbeiten sie mächtig für den alleinseligmachenden Glauben. Manches Testament wird dort dem Leidenden abgerungen, dessen Schmerzenslager der Superlativ ergebender Geduld, die barmherzige Schwester, durch milden Zuspruch

versüßt hat; manche Proselytenseele wird dort dem Fegefeuer entrissen, die in verzweifelnder Pein nach Trost und Labsal schrie. Die schöne, barmherzige, echt menschliche Seite der Medaille liegt dem Auge des Publikums offen — aber nicht die Kehrseite.

Und ebenso verhält es sich mit den Schulen. In der Stadt New-York allein werden die katholischen Parochialschulen von mehr denn zwanzigtausend Kindern besucht, ganz ähnlich verhält es sich in Cincinnati, St. Louis und allen größeren Städten der Union. Das Schulgeld ist so gering, daß auch der ärmste Irländer seine Kinder dort unterrichten lassen kann. Auch höhere Lehranstalten, manche ganz vortrefflich in ihrer Art, fehlen nicht. In dem Mädchenpensionat zu St. Vincent bei New-York fehlt es nicht an Proselytenmacherei. Die Anstalt ist musterhaft geleitet, in einem palastähnlichen, mit Zinnen und Thürmen malerisch geschmückten, weithin über die lieblichen Ufer des Hudson sichtbaren Gebäude mahnt sie schon von weitem, auch in äußerer Erscheinung, an die ultramontane Machtfülle. Die angesehensten, selbst protestantische Familien schicken ihre Töchter zur Ausbildung dorthin — aber in den meisten Fällen nur, um ihre Kinder gänzlich den katholischen Einflüssen Preis zu geben. Es sind viele Fälle bekannt, daß die schwärmerischen jungen Pensionatsseelen heimlich zum Katholizismus übertraten und trotz aller Vorstellungen und Thränen ihrer Familien dabei beharrten, daß der katholische Glaube dadurch selbst bei alten puritanischen Pabsthassern Eingang fand, daß manche der jungen Damen den Schleier nahmen und ihr gesammtes Vermögen dem Dienste der Kirche opferten.

Fast in noch höherem Grade als in Deutschland bildet die ultramontane Partei in Amerika nicht eine religiöse Genossenschaft, sondern einen politischen Verein. Der Deckmantel des Glaubens wird umgehangen, um hinter ihm ungestört operiren zu können, der arme Herrgott wird als Maske gemißbraucht. Das Wort des Priesters, der die Sünden vergiebt, dirigirt die stupiden Massen des irländischen und deutschen „Stimmviehs" an die Wahlurne, um die Volksabstimmungen zu leiten und die Geschicke des Staates zu bestimmen. Mann für Mann erscheinen die Ultramontanen an den Wahltagen, keiner fehlt, nicht der ärmste und unwissendste Arbeiter bleibt zurück. Einigkeit charakterisirt den amerikanischen Ultramontanismus, da ist keine Parteispaltung, kein Entwickeln und sich Geltendmachen der einzelnen Individualität. Wer sie am 17. März einmal in New-York hat sehen dürfen, bei der großen St. Patrickprozession, dem werden sie unvergeßlich bleiben, die Bannerträger des welterlösenden katholischen Geistes — die Galgengesichter, die zu Tausenden in grün schimmernder Livree als ein Hohn auf unseren modernen Weltgeist einherparadiren. Man sollte es kaum für möglich halten, daß man aus allen Welttheilen eine ähnliche Anzahl von Dieben, Mördern, Betrügern — oder von

menschlichen Orangutangs im Frack, von dümmeren und brutaleren Gesichtern sammeln könnte. Sehr lustig ist die Geschichte der Entstehung dieses Festtages. St. Patrick ist ein halb mythisch gewordener Heiliger, der in sehr früher Zeit Irland zum Christenthum bekehrt haben soll; man wußte seinen Geburtstag nicht genau anzugeben, und seine Bekenner spalteten sich in zwei Parteien, die einen nahmen den achten, die anderen den neunten März an. Aber in der katholischen Kirche werden Spaltungen im Keim erstickt, sie dürfen nicht Platz greifen, sonst würde sie bald dasselbe Bild bieten, wie der Protestantismus, der in dreißig oder mehr Kirchen zerspalten ist. Darum bestimmte ein päbstliches Edikt, die beiden streitenden Parteien hätten sich zu vereinigen, die Zahlen 8 und 9 seien zu addiren, das Fest also am siebzehnten März zu feiern. So entstehen Kirchenfeste. Der siebzehnte März war früher stets ein Tag des Schreckens für die meisten Städte der Union, und ist es zum Theil heute noch. Denn wenn die Prozession vorüber ist, oder auch schon während derselben, hat der reichlich genossene Whisky den stumpfsinnigen Irländer in einen thierischen Zustand versetzt, er wird lärmend und händelsüchtig, es kommt zu brutalen Prügeleien, Mord und Todtschlag halten mit schrecklicher Regelmäßigkeit an diesem Kirchentage reiche Ernte, ähnlich wie an den Ablaßtagen in der Provinz Posen. Die Polizei hat vollauf zu thun, es giebt an diesem Leidenstag stets mehrfache Verwundungen und Verletzungen unter den Wächtern der öffentlichen Sicherheit. Am Abend ist es besonders gefährlich, gewisse Stadttheile zu passiren. Und selbst hiervon abgesehen ist die öffentliche Prozession an diesem Tage ein wahrer Gemeinschaden; sie zieht durch die belebtesten Straßen und versperrt die Passage oft länger als eine Stunde. In Rücksicht hierauf hat sich schon eine allgemeine Stimme der Entrüstung gegen solche Feier erhoben.

Eine ernsthafte Lektion erhielt der Ultramontanismus vor mehreren Jahren, als die Katholiken eine Prozession protestantischer Orangisten zu hindern versuchten, sie wurden durch Polizei und Milizen jämmerlich zurecht gewiesen. Eine noch ernsthaftere Lehre erhielten sie vor mehreren Monaten, als sie versuchten, ihre Confessionsschulen nebst Unterhaltungskosten dem Staate New-York aufzubürden, diese Sekten- oder Parochialschulen für öffentliche Staatsschulen zu erklären und damit Bresche zu stoßen in das System der öffentlichen Volksschule Amerika's mit ihrer Confessionslosigkeit und Gleichberechtigung aller Religionsnüancirungen. Ein allgemeiner Sturm des Unwillens erhob sich, es regnete Beschlüsse, Proteste, Manifeste von allen Seiten; der katholische Antrag war schon todt, bevor er vor die Schulbehörde kam. Vielleicht war er auch gar nicht ernstlich gemeint, nur ein Fühler, ein vorgeschobener, verlorener Recognoscirungsposten, dem aber bald andere Anträge folgen dürften.

Soviel ist eine feststehende Thatsache, daß es den Katholiken lange Jahre hindurch stets gelungen ist — durch politische Intriguen und den mächtigen Druck der gesammten ultramontanen Partei — von den Geldbewilligungen des Staates immer den Löwentheil für ihre Hospitäler, Waisenanstalten und sonstigen Zwecke zu erhaschen, während die ohngleich mehr berechtigten protestantischen Anstalten oft fast leer ausgingen.

Gegen den Ultramontanismus ist die protestantische Religion keine ebenbürtige Macht, der Protestantismus wird ihn nie besiegen, dazu ist er in sich zu zerspalten, dazu besitzt er zuviel starre, todte Buchstabenelemente, dazu fehlt es ihm an der echten Glaubensfreudigkeit. Die lohende Flamme der Begeisterung aus den Luthertagen ist längst tief niedergesunken, und ohne sie wird nie ein großer Kampf siegreich durchgekämpft; ewig wahr bleibt das Wort des österreichischen Dichters:

„Was auf der Erde Großes je geschehen,
Im Busen derer ist es nicht entsprossen,
Die antheillos sich schaukeln auf den Wogen
Der eitlen Lust, vom hohlen Schaum umflossen —
Begeist'rung ist die Sonne, die das Leben
Erleuchtet, nährt und tränkt in allen Sphären! —"

Das Fehlen dieses begeisternden und die Herzen packenden Elementes im Protestantismus zeigt sich in Europa, wie in Amerika, er macht Rückschritte; er zeigt sich vor allen Dingen in der religiösen Literatur. Eine Zeit, die Lieder wie „Eine feste Burg ist unser Gott!" und andere mehr, voll ursprünglicher Kraft der Empfindung und echter Weihe des Gefühls, schaffen konnte, das Wirken einer solchen Zeit konnte selbst der dreißigjährige Krieg mit seinem namenlosen Elend nicht ganz brechen; aber die religiösen Lieder unserer Tage, selbst die besten, haben etwas künstlich Gemachtes in sich, eine matte Wässerigkeit, ein endloses Repetiren frommer Worte ohne eigene selbstschöpferische Lebensthätigkeit. Die Lieder eines Knapp und Gerok und anderer Kirchenpoeten leiden fast ohne Ausnahme hieran, und in der englisch-amerikanischen Literatur steht es fast noch schlimmer, Worte, Worte ohne Leben, nichts als klingende Phrasen, ohnmächtige Schwäche und breitgetretene Bibelsentenzen — und damit steht man nicht mehr an der Spitze einer Zeit, die aus dem langen Winterschlafe der Ereignißlosigkeit aufgewacht ist, in der frisches, neues Leben pulsirt. Mit der Bibelkolportage und den gradezu lächerlichen und verderblichen Traktätlein, mit Heuchelschein und unwahrem Knalleffekt der aufgepufften Gefühle schlägt man den Ultramontanismus in seiner starren, konzentrirten Machtfülle nicht mehr, der Geist muß kommen, der das Salz dieser Erde ist, aber nicht ein solches, das dumm geworden ist.

Nur durch zwei Gegner kann der Ultramontanismus, hüben wie drüben, mit Erfolg bekämpft werden, auf dem Wege der Gesetzgebung und durch die Schule. Der erstere ist in Amerika nicht wohl anwendbar, es können durch Gesetze nur einige zu üppig wuchernde Blumen beschnitten werden — aber im Ganzen bewegt sich der Ultramontanismus der Vereinigten Staaten innerhalb der bestehenden Gesetze. Der Staat hat in Amerika nichts mit der Religion zu thun, ein Brodkorbgesetz ist unmöglich, die verschiedenen Religionsgesellschaften sind frei, der Priester bezieht seinen Gehalt nirgends vom Staate, Religionsübung ist ein freies Privatvergnügen, ein Luxusartikel, den sich die Menschen aus freiem Willen halten, ohne Zwang, den sie aus ihrem eigenen Geldbeutel bezahlen. Um so mehr ist der Accent auf die Schule und ihre Wirksamkeit zu legen. Bildung macht frei, wahre, echte Bildung ist der Skt. Georg, der den römischen Drachen tödten muß. Der freie Geist der freien, konfessionslosen Schule, der im Bewußtsein des Kindes seine tiefen Wurzeln schlägt, ist der gefährlichste Gegner priesterlicher Infallibilität Leider wird er noch zu wenig in rechter Weise geweckt. Die Schule muß auf ewig sittlichen Grundlagen der Wahrheit, und nicht der Heuchelei des Scheines beruhend geleitet werden; aber in den freien amerikanischen Volksschulen ist noch viel Lüge, Heuchelsystem und unwahrer und darum unsittlicher Formelgeist. Darum nimmt der Ultramontanismus in Amerika bis jetzt nicht ab, sondern zu. Diese Thatsache ist nicht wegzuleugnen. Vor wenigen Monaten wurde in Maryland eine Schaar von 122 Convertiten unter großem Gepränge in den alleinseligmachenden Glauben aufgenommen. Ein Cardinal, Mac Closkey in New-York, wurde ebenfalls vor kurzer Zeit ernannt, der erste in Amerika. Diese Ereignisse sind warnende Stimmen, die von dem Herrannahen einer großen Gefahr predigen.

Die vertriebenen Priester ziehen jetzt schaarenweise aus Deutschland in's Land der Freiheit, die Klöster der Vereinigten Staaten bevölkern sich mit Nonnen und Mönchen, die Jesuiten stellen ihre Wanderpredigten an, der Ultramontanismus ist in Amerika in mächtiger Thätigkeit. Vorläufig unterwühlt er nur den Boden, doch gerade das ist gefährlich. Er bestellt den Acker zur Saat, ohne Saat, weiß er, ist keine Ernte. Der Protestantismus mancher Kirchen arbeitet ihm vor; die Episkopalkirche mit ihrem geisttödtenden Formalismus wird ihm keinen ernsthaften Widerstand leisten, noch weniger der frömmelnde Methodismus, der durch wahnsinniges Zelotenthum den Ultramontanen die Pfade ebnet. Der methodistische Glaube mit seiner Gnadenerweckung, mit dem Durchbruch des heiligen Geistes, mit der widerlichen Bigotterie, der äußeren Effekthascherei ist eine der äußersten Verirrungen des protestantischen Geistes. Noch scheut man oft den Namen der katholischen Kirche, den Papismus als historischen Feind; aber das wird nicht ewig währen. Der Methodismus, sagte mir jüngst ein pro-

testantischer Geistlicher in New-York, mit seinen Massenversammlungen und geistlichen Erweckungen sengt die Felder leer, er schafft eine Wüste. Die romantische Schule mit ihrer letzten Consequenz, mit ihren Schlegels, Novalis, Werner, Eichendorff führte direkt in die Arme des Katholizismus. Der Methodismus wird einst dasselbe thun, sein orthodoxer Pietismus in seiner krassesten Form streicht schon hart an die römisch-katholische Lehre. Auf den versengten Feldern grünt das alleinseligmachende Kraut am besten.

Unterstützt wird der amerikanische Ultramontanismus von einer gewandten und in seinem Sinne thätigen Presse. Die größte, weil verbreitetste und gelesenste Zeitung der Vereinigten Staaten, der New-Yorker Herald, steht im Bunde mit der ultramontanen Partei und in ihrem Solde. Von allen Zeitungen der Welt ist der Herald eine der thätigsten, unternehmendsten und gewandtesten, er ist das Annoncen- und Reklamen-Blatt, Jeder, der etwas sucht, geht zum Herald, er ist das große Neuigkeitsblatt, das oft mit enormen Kosten die frischesten Bissen für den nach interessantem Lesestoff begierigen Durchschnittsmenschen zu verschaffen weiß, aus allen Welttheilen, aus Nähe und Ferne, von gewandten Federn unterstützt. Zugleich aber ist der Herald das amerikanische Schmutzblatt par excellence, jedes sittlichen und ethischen Gefühles bar, eine Lügen- und Verleumder-Zeitung, die Lieblingslektüre aller Lumpen und Diebe, aller Spieler und Betrüger, der ganzen Hefe menschlicher Verkommenheit, die in der cloaca maxima von New-York aus allen Ländern angesammelt liegt. Aber das hindert den Ultramontanismus nicht, ihn überall vorzuschieben, die Stimmung des Volkes durch ihn langsam vorzubereiten, ja umzustimmen, zu modifiziren, und selbst das Abscheulichste noch durch eine piquante Sauce genießbar zu machen. An Deutschenhaß, an hämischem Geifer, an boshafter Entstellung der Thatsachen wie an wissentlicher Unkenntniß deutscher Verhältnisse steht dies ultramontane Organ unerreicht da. Deutschland wird dies leicht ertragen können, facta loquuntur, die Thatsachen reden, und die richtende Weltgeschichte geht darum unaufhaltsam weiter, die flammende Riesin, die den Thoren, den Narren wie den Gegner unbarmherzig zermalmt, aber die Deutschen des Auslandes haben oft schwer darunter zu leiden. Hüben wie drüben wird ein großer Culturkampf ausgefochten, das Gesammtresultat wird unzweifelhaft sein, aber das Individuum wird oft schlimm geschädigt, es ist oft der edelste, sauerste Schweiß, das bitterste Leid und das beste Blut, die den Acker düngen, auf dem die Pflanze der Erkenntniß, einer bessern Zeit, emporwächst. —

XI.

Bunte Bilder aus dem amerikanischen Leben.
Die Medizinalpfuscherei.

Während in Deutschland der Kastengeist die Menschen von einander absondert, so daß es etwas Unerhörtes ist, daß der Bäckermeister mit dem Regierungsrath verkehrt, jener zum Theil auf historischer Ueberlieferung beruhende Standesgeist, der noch vor einem Jahrhundert Ehen zwischen Patriziern und Plebejern, dem Adel und dem Bürgerthum, verbot, bewirken Nationalität und verschiedene Sitten des täglichen Lebens dieselbe Trennung in Amerika. Der fromme Amerikaner verkehrt weder mit dem gottlosen Lagerbierdeutschen, noch mit dem bigotten, ultramontan-papistischen Irländer. Geschiedene Kreise existiren in der Gesellschaft der Städte eben so gut wie in Deutschland, nur aus anderen Gründen. Im Allgemeinen berühren sich diese Kreise selten, sie haben zu wenig gemeinsame Anziehungs- und Anknüpfungspunkte. Natürlich giebt es daneben auch manche Amerikaner und Irländer, die gern und viel mit einigen Deutschen verkehren, besonders im Geschäftsleben, in dem sich eine gewisse internationale Urbanität, eine kosmopolitische Welt- und Lebensanschauung geltend macht, aber wenn die Arbeitsstunde vorüber ist und Jeder in seine Familie und Häuslichkeit eilt, dann beginnt die Trennung. New-York ist eine große Stadt, aber keine Großstadt, sie zerfällt in viele kleine Städte, die nur im Geschäft, sonst aber höchst selten, mit einander in Berührung treten. In der zehnten Ward, in der viele deutsche Kleinbürger leben, wohnte ich einst, und nach Ablauf weniger Monate bemerkte ich, daß beinahe Jeder mich kannte; dort weiß Frau A. ganz genau, was Frau B. zu Mittag kocht, und es entgeht Frau C. nicht, daß Frau D. gestern Nachmittag ausfuhr. Ebenso ist es in vielen anderen Stadttheilen; in manchen haben sich auch die Bürger aus gemeinsamem Interesse an politischen oder kommunalen Fragen vereint und übertragen die zu jenem Zweck angeknüpften Bekanntschaften allmählich in ihre Familien, während sie mit Insassen anderer Distrikte, die vielleicht andere Interessen verfolgen, fast gar nicht zusammen kommen.

Zu dieser Trennung in gesonderte Kreise trägt in der Stadt New-York auch die bedeutende Entfernung bei, die oft genug selbst befreundete Familien ganz von einander fernhält. Die Manhattan-Insel, auf der die Stadt liegt, ist sehr lang und schmal; von einem Ende zum andern zu gelangen, erfordert fast ebensoviel Zeit, wie eine Reise nach Philadelphia. Das allgemeine Beförderungsmittel ist die Pferdebahn, Droschken existiren nur in beschränkter Zahl an

den Dampfer-Landungsplätzen, den Bahnhöfen und einigen Hotels und erfordern für den gewöhnlichen Verkehr ein reichlich gespicktes „pocket-book“. Die Pferdebahnwagen sind häufig so voll, daß es der äußersten Anstrengung bedarf, einen Platz zu erobern; hat man durch allerlei geschmeidige Gliederverrenkungen wirklich einen Stehplatz gewonnen, so entsteht im Gedränge ein anderes Unglück: Uhr und Börse verschwinden gern, denn die „car“ ist der Hauptsammelplatz der Langfinger, die in späten Nachtstunden sich nicht entblöden, mit Gewalt vorzugehen. Vor wenigen Jahren wurde ein achtbarer Bürger beim Verlassen des Wagens grauenhaft ermordet, auch fehlt es selten an betrunkenen Störenfrieden, an Prügelei und widerwärtigen Szenen. Die Beförderung geht rasch genug vor sich, doch ist sie für die weiten Distanzen und unser fliegendes Jahrhundert zu langsam. Im Ganzen sind die Pferdebahnen eine unangenehme Nothwendigkeit, Jedermann, der längere Zeit in New-York verbracht hat, benutzt sie nur im Nothfalle und verabscheuet sie. An Schneesturmtagen, deren es im Winter nicht wenige giebt, ist es vollends gefährlich, ja oft unmöglich, sich ihrer zu bedienen, und es kommt vor, daß nicht nur unbemittelte Personen, sondern selbst reiche Leute an solchen Tagen entweder gar nicht nach Hause kommen oder meilenweit wandern müssen, wollen sie ihr Ziel erreichen. Eine unglaubliche Menschenmasse wird alljährlich auf diesen Bahnen befördert, die von zehn bis zwölf verschiedenen Gesellschaften auf verschiedenen Routen befahren werden und fast allen glänzende Dividenden abwerfen. Ein schlimmes Loos hat bei ihnen der Kutscher, der bei aufreibender, harter Arbeit dem Wintersturme und der grimmigen Kälte oft erliegt, oder in der Sommersgluth ein Opfer des landesüblichen Sonnenstiches wird, unter dem in einem Monate manchmal hunderte von Menschen dahinsinken. Unter den Condukteuren trifft man hier und da originelle Gestalten, alte preußische Exoffiziere und spanische Dons, die mit aristokratischer Würde und Nonchalance ihrem plebejischen Geschäft der Einsammlung des Fahrgeldes obliegen, das so ziemlich durch die ganze Stadt gleichmäßig fünf Cents beträgt. Leider stehen viele mit Diebesbanden in Verbindung oder lassen sie doch aus Furcht vor Rache stillschweigend gewähren, auch bei'm Geldwechseln ist ihre Ehrlichkeit durchschnittlich sehr fadenscheinig, ganz wie ihr Ueberzieher, dessen tadelloser Schnitt und verblichene Farbe von besseren Zeiten reden und nicht selten an die Stelle aus dem Arioſt erinnern:

„Sehr schön war die Stute,
Doch leider war sie todt.“

Die Röcke, wie ihre Träger, sind meistens „second hand“, aus dem Trödelmagazin hervorgegangen, nicht mehr frisch und neu und im Sturm des Lebens schon arg versehrt. Der Ausdruck „second

hand", zweiter Hand, hat in Amerika seine eigene Bedeutung, die erst nach jahrelanger Erfahrung ausreichend gewürdigt werden kann und zur Illustration seiner Anwendung tieferes Eingehen erheischt. Bei einem Prediger, in dessen Hause ich längere Zeit wohnte, erschien eines Tages ein ragspicker, ein Lumpensammler, mit einer Dulcinea, deren äußere Schönheit selbst kaum einen fahrenden Ritter von la Mancha noch angezogen haben würde: sie sah in der That so verkommen, windverweht und spiritusbegossen aus, daß der Prediger den glücklichen Bräutigam in einer Zwiesprache unter vier Augen fragen zu müssen glaubte, ob es wirklich seine Absicht sei, diese Pflanze zu ehelichen, worauf der philosophische Gewerbetreibende resignirt erwiderte: „Was wollen sie, Herr Pastor? Wir bekommen nur „second hand"-Frauenzimmer, unser Gewerbe ist zu anrüchig." — Auch „second hand"-Gesellschaften giebt es. Wand an Wand mit mir wohnte eine irländische Familie, die eines Tages zur Verherrlichung eines Nationalgedenktages oder einer Familienfreude eine solenne Festlichkeit arrangirte. Die Wände der Häuser sind in Amerika so dünn, daß es schon öfters passirt sein soll, daß Jemand, der einen lästigen Gast an die Luft zu setzen beabsichtigte, denselben statt aus der Thür durch die Wand warf — darum ging auch mir leider kaum ein Wort noch ein Laut des vergnügten Zusammenseins verloren. Bis Mitternacht herrschte die größte Eintracht, der süße Friede waltete noch, die Gläser klangen lustig, und ein Nationallied folgte dem andern, dann aber stieg der Jubel bis zur Ausgelassenheit, das Taumelgift des Whisky äußerte seine Wirkungen, die Einigkeit ward durch irgend ein unwichtiges Motiv gestört, und bald entbrannte der Kampf, Stühle und Flaschen flogen im Zimmer umher, rasendes Wuth- und Schmerzgeheul erscholl, bis endlich das ganze Fenster mit Glas und Rahmen auf die Straße herniederpolterte, und die Organe der öffentlichen Sicherheit erschienen, um das Schlachtfeld auszuräumen. Ich sprach am andern Morgen mit meinem Hauswirth, der auch ein Irländer war, über diesen schnellen Umschwung von Liebe und Haß, und er erwiderte mit gleichgültigem Achselzucken: „Was wollen Sie? Es ist ja nur eine „second hand"-Familie und war ja nur eine „second hand-Gesellschaft." — Seitdem weiß ich wenigstens, was des Ausdrucks „second hand" ureigenste Bedeutung ist. In Amerika läßt es sich um so häufiger anwenden, als mancher Einwanderer nur noch „second hand" ist und seine Blüthe überstanden hat; besonders gar vielen Jungfrauen, die hinüber gehen, ist der Mai des Lebens schon verduftet, manchmal verflüchtigt sich ein Theil davon auf der Ozeanreise, die für die weibliche Tugend ein schlimmer Prüfstein ist. —

Eine überirdische Straßeneisenbahn, auf gewaltig dünnen und schlanken eisernen Pfeilern ruhend, giebt es in New-York schon, doch

ist sie theils noch zu kurz und hat zu wenig Anhaltepunkte, theils betrachtet das große Publikum sie immer noch mit gelindem Mißtrauen. Große Unglücksfälle haben sich auf ihr noch nicht ereignet, aber kleine desto mehr, die außerdem noch den Fluch der Lächerlichkeit an sich trugen. Eines Tages war irgend etwas zerbrochen, der Zug mußte halten, und da die Passagiere weder Zeit noch Lust hatten, stundenlang in einer Höhe von dreißig Fuß über der Straße zu sitzen, schaffte man Leitern herbei, und die kühnen Reisenden klommen unter dem Geheul der Straßenjugend von ihren luftigen Sitzen herunter. Die unterirdische Eisenbahn, die man nach Art der Londoner zu bauen beabsichtigt hatte, ist schon hundertmal projektirt worden; aber vom Lächerlichen zum Erhabenen ist ein kurzer Schritt, vom Projekt zur praktischen Ausführung ein weiter, und über das Projekt ist man bis jetzt noch nicht herausgekommen. Die Brücke über den Hudson-Arm, die Brooklyn mit New-York verbinden soll, ist im Bau; die beiden riesigen Thürme, von denen der eine 226 Fuß hoch ist, ragen schon weithin sichtbar über die Schiffe und die endlosen Steinmassen der Häuser empor. Ein früherer Mayor der Stadt, Herr Havemeyer, der zwar einen deutschen Namen trug, aber sonst wenig deutsch war, erklärte den ganzen Bau für einen Humbug und eine Unmöglichkeit, ob sein Wort wahr war, wird die Folge lehren. Der Plan dazu soll von dem berühmten deutschamerikanischen Ingenieur Röbling herrühren, dem Amerika auch die Niagarabrücke verdankt. Der alte Herr Bürgermeister Havemeyer war übrigens in verbissenem Eigensinn und drastischer Unwissenheit ein Unikum, einer seiner berühmtesten unfreiwilligen Witze ist der folgende. Man versuchte vor einiger Zeit in Amerika die englischen Dichter herunterzureißen, Frau Beecher Stowe machte sich an Byron, dessen Immoralität sie schlagend nachwies, um für die Sensation, in der sie allein arbeitet, ausgiebigen Stoff zu gewinnen und um sich selber gründlich zu blamiren. Ein anderer „show" hungriger und nach Erregung von Aufsehen begieriger Schriftsteller wies unwiderleglich dar, daß Shakespeare die ihm gewöhnlich zugeschriebenen Stücke in Wahrheit nie verfaßt habe, sondern Roger Bacon. Diese Bacon-Frage wurde dann in der Presse eifrigst diskutirt. Ein neuigkeitssüchtiger Reporter machte sich an das damalige Oberhaupt der Stadt, den alten „Dutchman" Havemeyer, erlangte ein „interview" von ihm und frug ihn um seine Meinung in der Bacon-Frage. Der alte Herr, dessen Horizont den Gelehrten Bacon nicht mit umfaßte, dachte an das ebenso ausgesprochene Wort bacon (Speck), und erwiderte etwas unwirsch, er wüßte mit bacon (statt Bacon) nicht Bescheid, sein Geschäft wäre das eines sugar-refiners (Zucker-Raffineurs). Si non vero e ben trovato. —

Eigenthümlich, wie die Verkehrsmittel New-Yorks sind, erscheint

auch das Leben auf der Straße, der ganze äußere Habitus der Stadt. An Schildern und Inschriften herrscht in den Geschäftsstraßen der Stadt ein solcher Ueberfluß, daß man vor embarras de richesses schließlich keines mehr sieht. Die Reklame in den Zeitungen nicht nur, auch die äußere Schaustellung der Läden grenzt an's Extravagante und Groteske. Ernsthaftblickende Männer in roth-weiß-blau-karrirten und karrikirten schlafrockartigen Anzügen wandeln in stummer Selbstbeschaulichkeit einher und drücken dem arglosen Spaziergänger, falls er nicht sehr vorsichtig ist, einen bedruckten Zettel mit allerhand Anpreisungen in die Hand; die Hüte dieser wandelnden Reklamisten sind wie ihr ganzer Leib mit Annoncen versehen; unterweilen tragen sie auch funkelnagelneue Angströhren, aber mit der Anzeige des betreffenden Hutmachers geschmückt. Die Hutverkäufer New-Yorks müssen schon deshalb gute Geschäfte machen, weil es auf der Börse bei feierlichen Gelegenheiten weniger zum guten Ton, als zum Ton gehört, sich gegenseitig die Seidenhüte anzutreiben. Ueber die Straßen weg prangen riesige Banner mit der verlockenden Inschrift: „Strawberry Short Cake" (Erdbeerkuchen), und blau und grün bemalte Wagen mit Annoncen durchziehen unter feierlichem Geläute einer im Innern verborgenen Glocke langsam die Hauptverkehrspulsadern des summenden Bienenstockes. Der größte Theehändler New-Yorks, (Herr Stiner, vermuthlich Steiner) der vor einigen Jahren bei dem Brand seines eigenen Hauses auf's Elendeste in den Flammen umkam, hatte die Manie, die sich aber gut bezahlt machte, seine sämmtlichen Läden in der Stadt, deren er mehr als ein Dutzend besaß, in den schreiendsten Farben, roth und blau, vollständig übereinstimmend anstreichen zu lassen, so daß sein Geschäft schon von weitem leuchtete und auffiel. Die Läden sind durchschnittlich sehr groß und besonders tief, an Größe und Massenhaftigkeit des Ausgestellten übertreffen sie die Berliner Schaufenster durchaus, weniger an Geschmack und Eleganz. Das Gebiet der Luxusartikel, aller jener tausend zierlichen Kleinigkeiten, in deren Fabrikation der Franzose Meister ist, ist in Amerika sehr wenig angebaut, sie werden noch wenig fabrizirt, nur importirt und sind ihrer hohen Preise wegen den Familien der Mittelklasse selten zugänglich.

Für Annoncen und Reklamen an der Außenseite der Läden wie in den Zeitungen werden in Amerika Summen verausgabt, die in Europa Staunen erregen. Alte Zäune und Häuser, sowie die Felsmassen in der Umgegend der Stadt sind mit riesengroßen Buchstaben bemalt, die vielleicht irgend eine Seife anzeigen, du magst hunderte von Meilen fahren, im einsamen Walde gewahrst du plötzlich einen riesigen Stein, der mit Annoncen versehen ist, die Innenwände der Eisenbahnwagen, der Omnibusse und Dampfer sind mit Ankündigungen bedeckt; die Felswände des Hudsonflusses sind mit Anzeigen bepinselt, in seichterem Fahrwasser

liegen große Steine, die Inserate enthalten, bei denen du dich unwillkürlich fragst: wie ist es für den Maler nur möglich gewesen, dahin zu gelangen? Aber in Amerika ist man verschmitzt, es ist nicht umsonst ein amerikanisches Motto: „Where there is a will, there is a way", wo der Wille da ist, findet sich ein Weg. Der „Vinegar-Bitters (Weinessig-Bitterschnaps)-Erfinder erzählte selbst, er hätte 180,000 Dollars in einem Jahre an Annoncen verausgabt, ebenso viel hat die Anzeige von Buskirk's Zahnpasta: Sozodont gekostet. Beide hatten immensen Erfolg. Ein Hosenschneider in New-York, Namens Nicoll, legte sich auf witzige Verslein in allen Zeitungen, daneben läßt er blaue und rothe Wagen in der Stadt einherfahren, die seinen Ruhm ausposaunen, jetzt hat er aus dem ärmlichen Schneiderladen schon eine glänzende Halle geschaffen und unterhält eine Reihe von Läden in der Stadt. Die Patent-Medizinmänner und Pillen-Verkäufer floriren immer noch mit ihren Universalmedizinen, manche sind Millionäre geworden; sie nutzen die Gutenberg'sche Erfindung redlich aus, du kannst in keine Apotheke gehen, ohne daß dir Haufen von Kalendern in die Augen fallen, die gratis vertheilt werden und von ihnen herrühren. Die Geschäftsanzeigen in den Zeitungen sind manchmal geradezu unglaublich, eine einzige Annonce kostet Tausende von Dollars, fußlange Buchstaben aus demselben Buchstaben zusammengesetzt, müssen dem Leser ins Auge fallen. Sie bilden unterweilen eine recht erheiternde Lektüre, es giebt Tausende von Menschen, die sie sammeln und in die sogenannten „Scrap-books" einkleben, ebenso wie Grabinschriften und Leichenkarmina. Letztere sind besonders wieder eine deutsche Spezialität, sie sind dem Inhalte und der Versifikation nach oft köstlich, wenn sie auch gegen die Grammatik erfolglos ankämpfen, der melodramatische Sinn des rührungsbedürftigen Deutschen zeigt sich in ihnen mit vollständigster, schmerzensseliger Sentimentalität; es vergeht kein Tag, an dem die Staatszeitung nicht einige brächte, deren unfreiwilliger Humor leider noch nicht von Allen begriffen wird. Ist doch die ganze Trauerbegleitung und das Leichengefolge so oft in New-York eine Humoreske! Nach der Zahl der Kutschen, die dem Sarge folgen, sagt der Leichenbestatter, der in New-York keine unbedeutende Rolle spielt und sogar manchmal für den Congreß „läuft": „Es ist eine große Leiche", oder: „Es ist nur eine kleine Leiche", und die Zahl der Trauerwagen erzählt dir haarklein und genau, ob der Verstorbene wohlhabend oder arm war, ob er viel gute Freunde und Bekannte in Folge dessen besaß, oder nicht. Die Familien legen dort auf den äußeren Pomp, den „show", ein um so mehr berechtigtes Gewicht, als eine geistige Bedeutsamkeit oft unauffindbar ist, wie das einem Lande ja auch zukommt, in dem das Materielle vorwiegend Berechtigung hat. Also recht viele Kutschen

bei der Bestattung! Das ist die Hauptsache, recht ellenlanger Flor, und womöglich noch ein Musikcorps, das: „O, du lieber Augustin!“ oder einen ähnlichen Trauerchoral zum Kehraus bläst! Sollte gar noch ein Gesangverein am Grabe einen Trauerhymnus anstimmen, so berechtigt das zu Gefühlen der größten Genugthuung und ruft wohl noch einen wehreichen und danksagenden Nachruf in der Zeitung hervor, bei dem die tiefbetrübte Wittwe die Gelegenheit benutzt, um anzudeuten, daß sie noch in den besten Jahren stehe und das Geschäft des Seligen mit ungeschwächten Fonds weiter zu führen beabsichtige. Der ernsthafte Kritikus und Sittencensor wäre sehr oft versucht, einige Verse aus dem Hamlet'schen Monolog zu citiren, etwa:

„Bevor die Schuh' verbraucht,
Womit sie meines Vaters Leiche folgte,
Wie Niobe ganz Thränen — sie, ja, sie —
O, Himmel! würd' ein Thier, das nicht Vernunft hat,
Doch länger trauren!“

Das hält aber die fünfzigjährige Grocers- (Krämer) Wittwe nicht ab, sich nach vier Wochen mit dem neunzehnjährigen Gehülfen durch süße Bande vereinen zu lassen. — Die Kirchhöfe liegen alle von der Stadt sehr weit entfernt; die weite Distanz ist wohl Schuld daran, daß sich das Leichengefolge nach dem Begräbniß in die nächste Kneipe setzt und tüchtig pokulirt, um die Strapazen besser ertragen zu können. Unter den vielen Leichenbegängnissen, die ich in Amerika zu begleiten gezwungen war, fand ich nur sehr selten eine würdige Stimmung vorherrschend, meistens rohe Ausgelassenheit sofort nach der Bestattung, auch am Grabe wird das übliche Heuchelsystem fortgesetzt. — Unter den Kirchhöfen ist der berühmteste und bekannteste der „Greenwood Cemetery“ in Brooklyn, der durch seine reizende Lage vor allen anderen den Vorzug verdient. Auf der Höhe des Kirchhofes sieht man in der Ferne den Silberstreifen des atlantischen Ozeans schimmern; wohl Mancher liegt dort bestattet, dessen letzte Gedanken nach dem Osten zogen, und darum ist der Kirchhof gerade für den Deutschamerikaner passend. Groteske, riesige Marmorpyramiden, die das Aeußerste im Ungeschmack leisten, stehen dort neben bescheideneren und geschmackvolleren Monumenten, der dicke Fleischermeister, der dort ruht, hat gewiß ein riesenhaftes Denkmal, das als dicke Säule einigermaßen an sein Gewerbe, die Wurst, erinnert. Die haufenweis und massenhaft oft hart an einander dort aufgestellten Obelisken machen den Eindruck des Ueberladenen und verletzen durch ihre Ueberzahl den Schönheitssinn, sonst ist der Kirchhof eine reizende Abwechslung von Blumenanlagen, grünen Hügeln, Teichen mit Trauerweiden und entzückenden Fernsichten, der durch die letzteren die meisten Grabstätten der Welt „bieten“, d. h. übertreffen möchte.

Pekuniär betrachtet ist der Tod mancher Anverwandten in Amerika oft eine Wohlthat für den Erben; denn wenn der oder die Selige auch wenig Glücksgüter besaßen, waren sie in den meisten Fällen doch in irgend einer der bestehenden 177 Lebensversicherungsgesellschaften eingekauft. Die Lebensassekuranzgesellschaften machen gerade in diesem Lande glänzende Geschäfte; dafür ist der Lebensversicherungsreisende aber auch eine Stadt- und Landplage, die selbst den deutschen Weinreisenden noch an jobberhafter Unverschämtheit besiegt. Auch künstliche Todesfälle ereignen sich im Freiheitslande; daher betrachtet die Versicherungsgesellschaft jeden Gestorbenen mit gerechtem Mißtrauen. Vor mehreren Jahren begab sich in dieser Richtung ein ganz ungeheuerlicher Fall. Ein Doktor der Medizin, vielleicht einer der vielen Pseudoärzte, lebte nicht nur verheirathet in New-York, sein liebebedürftiges Herz fand sogar Raum für zwei Seelen, deren eine, die offiziell angetraute, von ihm vernachlässigt ward, während er mit seiner Konkubine Luise die süße Gewohnheit des Daseins in vollen Zügen auskostete. Aber auch ihrer ward er überdrüssig, oder er sann vielmehr auf einen sinnreichen Plan, um ihre Liebe nebst dem Gelde, das ihm mangelte, genießen zu können. Seine Zuhälterin Luise war im Besitz einer hübschen Versicherung, die sie vor ihrem fingirten Scheiden ihrem Wohlthäter vermachte. Sie starb, aber nur der schnöden Welt gegenüber, für ihren Doktor blieb sie am Leben, der ihr ein schönes Todtenzeugniß ausstellte. Sie flüchtete nach Yorkville, einem entlegeneren Stadttheil, und der Sarg ward mit Ziegelsteinen angefüllt. Der Board of Health, die Gesundheitsbehörde, empfing das von dem Doktor ausgestellte Certifikat, und verabfolgte auf Grund desselben, da der Doktor lege artis promovirt war, den nöthigen Todtenschein. Der Leichenbestatter entdeckte zwar den Betrug, da es im Sarge klapperte, und derselbe ungebührlich schwer war, ließ sich aber durch das Versprechen von einigen hundert Dollars besänftigen. Die Leiche, oder vielmehr der Sarg, wurde feierlich bestattet; der Doktor wandte sich nun mit seinem gesetzlich beglaubigten Todtenschein an die Versicherungsgesellschaft und forderte das Geld. Allein ein vorsichtiger Agent wohnte zum Unheil des Doktors in der Nähe, er hatte von den Nachbarn verschiedene Andeutungen erhalten, daß nicht Alles in Ordnung sei, daß Luise, die Tiefbetrauerte, vielmehr noch lebe, und nicht gar so weit entfernt sei, wo sie von dem Doktor noch besucht werde. Die Zahlung der Summe wurde daher verweigert, der Fall zur Anzeige gebracht, und die vermeintliche Leiche ausgegraben, wobei sich denn freilich nichts mehr vertuschen ließ. Unter großem Gelächter wanderte der ziegelsteingefüllte Sarg zur Polizei, und ein Geheimpolizist erwischte auch bald darauf Luise. Der Doktor aber wanderte auf mehrere Jahre in's

Zuchthaus und schied somit aus den Kreisen der menschlichen Gesellschaft aus, denen er früher angehört hatte.

Doch nein — das wäre zuviel gesagt! Aus den amerikanischen Zuchthäusern kann man entfliehen. Ein anderer Bogusdoktor, der eine zweifelhafte und berüchtete Abortionspraxis betrieb, wurde bei einem besonders gravirenden Falle erwischt und zu zehnjährigem Zuchthaus in ein großes Strafgefängniß bei New-York abgeführt. Er ging dahin, aber er hatte zwei Häuser, sein Sohn verkaufte eins, mit dem Erlös bestach er den Gefängnißinspektor, und der Doktor-Ehrenmann kehrte nach einiger Zeit zurück. Die Geschichte, die zwei Tage Aufsehen erregt hatte, war unterdeß längst vergessen worden; in großen Städten verschwindet das Bonmot von gestern so bald von der Bildfläche der täglichen Aufmerksamkeit!

Der Gefängnißinspektor führt heute noch den Namen im Register, kommt eine genauere Visitation, so weiß er vorher davon, und der Sträfling erscheint auf einige Tage wieder; sonst aber sitzt er wohlgemuth in seiner alten Höhle und doktort weiter. Neugierigen Fragern erzählt er von seiner Pardonirung, und wo kein Ankläger ist, fehlt auch der Richter. Vielleicht liest er mit geringschätzigem Lächeln diese Zeilen; mögen sie ihm wohl bekommen!

Während früher jeder Barbier und Heilgehülfe in Amerika bei der bestehenden Gewerbefreiheit lustig quacksalbern, und die frevelhaftesten Attentate auf das Leben seiner Mitbürger verüben durfte, hat man in den letzten Jahren diesem Unfuge einigermaßen gewehrt. Zwar darf im Allgemeinen noch jeder Laie, der den Beruf und eine gehörige Dosis Schlauheit in sich fühlt, ein Doktorschild heraushängen und seinen Patienten seltsamliche Mixturen verordnen, deren Rezepte der Apotheker oft mit staunendem Mißtrauen liest, aber einestheils ist das Publikum in der Wahl seiner Aerzte etwas wählerischer geworden, anderntheils scheut der Pseudodoktor die Gesundheitsbehörde.

So lange Alles gut geht, und er seine Nebenmenschen kurirt und beglückt, schreitet diese Behörde nur in Ausnahmefällen gegen ihn ein, aber der Tod eines Patienten ist ein schlimmer Prüfstein und auch den besten Diener Aeskulaps schützt bei seiner Patientenbehandlung nicht jedes Mittelchen wider den Sensenmann. Sobald der Kranke stirbt, muß der behandelnde Doktor ein Attest ausstellen, worin er die Todesursache angiebt, und dies der Behörde einsenden; dann kann dieselbe untersuchen, ob er auch ein promovirter Arzt ist und giebt dann erst die Bewilligung zur Bestattung. Genügt der Name des Arztes nicht, kann er kein Diplom vorweisen, oder sind sonst bedenkliche Umstände vorhanden, so erscheint der coroner, der Leichenbeschauer, der den Fall untersucht und den behandelnden Arzt zur Rechenschaft ziehen darf. Das Zeugniß der Promotion muß auf einer anerkannten ausländischen oder inländischen Universität erworben sein

während aber der Studirende der Medizin in Deutschland vier Jahre auf sein Studium verwenden muß, kann er in Amerika dasselbe Ziel in zwei Jahren erreichen. Glückliches Land, in dem Alles so früh und so bald reift, selbst die Gelehrsamkeit! Vielleicht ersetzt aber der berühmte Freiheitsgeist den Mangel an Wissen. Auch dieser zweijährige Cursus ist schülerhaft, es gehört großes Selbstvertrauen dazu, im Stande zu sein, sich nach dieser kurzen Frist als Richter über Tod und Leben seiner Mitgeschöpfe zu fühlen. Die Vorlesungen machen im Ganzen einen etwas kindlichen Eindruck; der eintretende Professor wird mit Bravo und Händeklatschen empfangen. Das Examen besteht aus einem mündlichen und schriftlichen; das erstere wage ich nicht zu beurtheilen, das zweite habe ich kennen gelernt. Es besteht aus einer Abhandlung, die der Candidat auf englisch oder lateinisch verfassen muß. Ein Student, den ich kannte, bat mich einst, ihm eine solche zu schreiben, und da ich keine Medizin verstand und doch Rath schaffen sollte, ergriff ich einige Bände von Lebert und anderen medizinischen Autoren und stoppelte aus denselben eine Dissertation zusammen, die ich aber wohlweislich nicht auf englisch, sondern auf lateinisch schrieb, und zwar in dem krausesten und mit den seltensten Ausdrücken gespicktesten Styl, in der gerechten Erwartung, die Herren Professoren würden bei dem geringen Bildungsgrade, den sie einnehmen, das Machwerk nicht verstehen und darum, um sich nicht zu kompromittiren, es für gut erklären. Und ich ward in meiner Hoffnung nicht getäuscht. Der Candidat wurde wegen seiner Arbeit (er konnte nicht einmal Cornelium Nepotem fließend lesen) gepriesen und magna cum laude rite promovirt und ist jetzt ein geschätzter Prophet der Heilkunst.

Dieser kleine Betrug ist indessen noch harmlos in Vergleich zu mancher anderen Art und Weise, wie man in Amerika Doktor wird. Der Philadelphia-Doktor-Titel wird selbst nach Deutschland hin verkauft, und mancher dunkle Ehrenmann in Berlin brüstet sich mit dem Titel, der aus Amerika stammt. Ein Doktor der Philosophie möge sich ja hüten, Visitenkarten mit Dr. phil. zu zeigen, man wird ihn oftmals für einen Doktor aus der Philadelphia-Mache halten. Die allgemeine Aufmerksamkeit des Publikums wurde vor einigen Jahren auf diese schmählichen Titel-Erwerbungen durch einen Criminalfall gelenkt, der die Presse mehrere Wochen in Athem hielt. Ein aus Polen stammender Jude deutscher Abkunft, Namens Rosenzweig, der sich mit einer unsauberen Praxis in New-York beschäftigte, hatte ein Mädchen, ein Fräulein Bowlsby, behandelt, eine künstliche Fehlgeburt hervorgerufen und das Mädchen war gestorben. Aus Furcht vor Entdeckung hatte er den Todesfall nicht anzuzeigen gewagt, sondern den Leichnam in eine Kiste gezwängt und als Frachtgut auf der Eisenbahn an eine simulirte Adresse verschickt; aber die

Kiste fing an zu riechen, sie ward geöffnet, und als Inhalt der bereits in Verwesung übergehende Leichnam eines jungen und hübschen Mädchens gefunden. Nach wenigen Tagen schon ward der Urheber der schändlichen Handlung ermittelt; Jakob Rosenzweig büßt sein Vergehen mit mehrjähriger Zuchthausstrafe.

Herr Rosenzweig nannte sich Doktor der Medizin, wie auf seinem prangenden Schilde an seiner Wohnung zu lesen war, woher hatte er den Titel? Aus Deutschland oder Polen hatte er ihn nicht mitgebracht, denn glücklicherweise ist in Deutschland die Zeit vorüber, da man ihn so ziemlich an Jeden verkaufte, er hatte ihn förmlich und mit Befolgung aller (?) gesetzlichen Bestimmungen von der amerikanischen Universität zu Philadelphia erworben. Ein unternehmender Journalist übernahm es, diese Universität von Philadelphia zu entlarven, um zu verhüten, daß von diesem hochgelahrten Institut noch mehr Mörder auf die unglückliche Menschheit losgelassen würden. Doch lassen wir ihn selbst reden.

Die schrecklichen Tragödien, die neulich in unserer Stadt von Leuten gespielt wurden, die sich Doktoren der Medizin nennen, haben die allgemeine Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen. Man hat die wohlberechtigte Frage aufgeworfen: Wer sind diese Menschen, und wer hat ihnen die Diplome verschafft und sie dadurch in den Stand gesetzt, ihre Mitbürger ungestraft medizinisch hinmorden zu dürfen? Der berüchtigte Rosenzweig, der dem rächenden Arm der Gerechtigkeit anheimgefallen ist, stellt nur ein Exemplar dieser Sorte vor, mit seiner Einsperrung ist der vorliegende Fall erledigt, aber es giebt noch viele Rosenzweigs in der Stadt, alle gleich ungebildet und zum Arzten unfähig, alle gleich mordlustig und geldgierig, und, wunderbarer Weise, alle mit denselben oder ähnlichen Doktordiplomen versehen. Unter Rosenzweigs Papieren fand sich ein Schriftstück, das in Latein verfaßt an Jakob Rosenzweig gerichtet war und mit den Worten: „Universitatis Americanae apud Philadelphiam“ begann. Ich machte es mir zur Aufgabe, diese Universität in das gebührende Licht zu stellen.

Zu diesem Zweck nahm ich den Namen James Brown an, verschaffte mir eine Adresse, unter der ich Briefe an denselben empfangen konnte und richtete das folgende Schreiben an den Sekretär des „Eclectic Medical College“ zu Philadelphia.

Herrn Professor J. Buchanan.

Werther Herr!

Ich habe zwei Jahre in England Medizin studirt, die Zeit war aber für dortige Verhältnisse nicht ausreichend, um mir den Erwerb eines Diploms sichern zu können. Ich bin das vergangene Jahr hindurch in meiner Profession thätig gewesen und fühle mich jetzt reif zur Erlangung eines ärztlichen Dip

loms. Man hat mir gesagt, daß Ihre Hochschule in solchen Fällen, unter Bezahlung der Kosten, Diplome an solche Applikanten versendet, die unbescholten sind und keine Zeit haben, einen neuen Cursus auf Ihrer Universität durchzumachen oder eine Prüfung zu bestehen. Wollen Sie die Freundlichkeit haben, und mich davon benachrichtigen, welche Schritte ich zu thun habe? Wollen Sie mir auch gütigst mittheilen, wie hoch sich die Kosten stellen werden? Ich nehme an, daß sie nicht sehr bedeutend sind. Achtungsvoll

James Brown.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, sie fiel ganz so us, wie ich sie erwartet hatte, und kompromittirte von vornherein ie sogenannte Universität, deren Pflicht es gewesen wäre, den mit James Brown unterzeichneten Brief nebst Adresse der Polizei zu bergeben. Statt dessen zeigte sich die Universität zu Unterhandungen bereit, die Antwort war auf offiziellem, mit dem Stempel er Universität versehenen Papier geschrieben und von Professor ohn Buchanan, einem Mitgliede der Fakultät, unterzeichnet.

Universitätsgebäude 514 Pine Str. Phil.

Herrn James Brown.

Werther Herr!

Bitte, bemühen Sie sich nach 263 Myrtle Ave. Brooklyn und besuchen Sie Dr. Bowlsby. Ihr Brief ist an denselben gesandt worden und er wird mit Ihnen darüber konferiren.

Achtungsvoll John Buchanan.

Ich ließ einige Tage verstreichen und schickte dann an Dr. Bowlsby essen Name schon an die Affaire Rosenzweig erinnert und darum ninös genug erscheint) die folgenden Zeilen.

Herrn Dr. Bowlsby.

Werther Herr!

Als Antwort auf ein von mir an das „Eclectic Medical College" zu Philadelphia gerichtetes Schreiben, in dem ich um die Ertheilung eines Doktor-Diploms bat, hat mich Herr Professor John Buchanan angewiesen, mich an Sie zu wenden. Aus dem Briefe des Herrn Professors entnehme ich, daß man, nach Darlegung der näheren Umstände, meinem Wunsche Folge geben wird. Wenn Sie mich von dem Kostenpunkt benachrichtigen wollen, werde ich Ihnen oder dem College die nöthige Summe sofort zur Verfügung stellen.

Achtungsvoll James Brown.

Ich sandte diesen Brief am Sonnabend ab, und schon am ontag Morgen erschien Herr Dr. Bowlsby höchstpersönlich und ig unter der angegebenen Adresse nach „Dr." James Brown; der renmann witterte Geld und war nach Brown's „Greenbacks"

(amerikanisches Papiergeld) begierig. James Brown war natürlich nicht zu Hause; ich hatte es aber so eingerichtet, daß Dr. Bowlsby eine genügende Entschuldigung erhielt. Er hinterließ das folgende Schreiben für mich, kehrte aber nach fünf Minuten noch einmal zurück und schärfte die sofortige Uebergabe seines Briefes dringlichst ein.

Herrn Dr. James Brown.

Werther Herr!

Ihr Schreiben habe ich erhalten. Wenn das Colleg in Bezug auf Ihre gesetzliche Qualifikation befriedigenden Ausweis erhalten kann, wird die Fakultät Ihnen das Doktor-Diplom für 100 Dollars verleihen. Ich bin am Dienstag Abend für Sie zu Hause und erwarte Sie.

Achtungsvoll

Dr. Bowlsby.

Die regulären Kosten eines Doktor-Diploms betragen nach dem gedruckten Prospektus der Universität dreißig Dollars; also für ein Mehr von 70 Dollars erhält Jeder die Erlaubniß, ungestraft zu praktiziren und ein Mördchen zu verüben. Doch der Passus im Briefe: „Wenn das Colleg in Bezug auf Ihre gesetzliche Qualifikation befriedigenden Ausweis erhalten kann", machte mich stutzen; ich beschloß, sicher zu gehen.

Zu diesem Ende verschaffte ich mir die Dienste eines jungen Studenten der Medizin, der seinen Cursus noch nicht absolvirt hatte; derselbe sollte den Namen „James Brown" annehmen und statt meiner den Dr. Bowlsby besuchen. Um ganz sicher zu sein und um die „Philadelphia Universität" gründlich bloßzustellen, ließ ich mir von ihm selbst, wie von seinen Professoren, gesetzlich beglaubigte und beschworene Zeugnisse geben, daß er nicht im Stande sei, irgend ein Examen zu bestehen, welches ihn zu einem ärztlichen Diplom berechtigen könne.

Am Dienstag Abend begleitete ich meinen Freund, den Studenten der Medizin, nach der Wohnung des Dr. Bowlsby. Während der Student in's Haus ging und sein Examen vor dem hochwürdigen Doktor ablegte, was neun Minuten dauerte, musterte ich das Haus und die Umgegend genau. Ich hatte erwartet, ein hübsches und anständiges Wohnhaus zu finden, wie es ein wohlbeschäftigter Arzt wenigstens zur Miethe, bewohnt, aber zu meinem größten Erstaunen fand ich, daß Dr. William Bowlsby, Professor der Gynäkologie an „Eclectic Medical College" zu Philadelphia, einen unbedeutenden, ja, ärmlichen Droguen-Laden dritter Klasse hielt, der höchst bescheiden in einer geschäftslosen, stillen Nachbarschaft mit unbedeutenden Holzbaracken sich befand und den Namen einer Apotheke kaum verdiente. Ein Plakat am Fenster besagte, daß Wurzeln, Rinden und Kräute

drinnen feil wären, ebenso Wurzelbier für durstige Wanderseelen. Vielleicht hätte man bei genauerer Nachforschung auch noch etwas Stärkeres und Stärkenderes, als Wurzelbier, erhalten können, auch ohne den gelehrter klingenden Namen spiritus frumenti zu mißbrauchen, einen Deckmantel, unter dem die Droguenhandlungen dieser Art, die für Spirituosenverkauf keinen Erlaubnißschein haben, mit Feuerwasser handeln. Das Ganze machte einen trübseligen, verkommenen Eindruck und bestärkte mich in der Ueberzeugung, daß irgend etwas bei dem Ehrendoktor, und folglich auch bei der Universität, der er angehörte, nicht ganz in Ordnung sei.

Unterdessen kam mein Student wieder zum Vorschein, den der Doktor Bowlsby mit tiefen Verbeugungen aus seiner Höhle herauskomplimentirte. Die Unterhaltung war, wie schon bemerkt, kurz, und, wie erwartet, charakteristisch genug gewesen. Alle meine Skrupel waren beseitigt, der Doktor und die „Universität" waren in die Falle gegangen. Als Bedingungen für die Erlangung der Doktorwürde hatte Ehren-Bowlsby die Zahlung von hundert Dollars und eine Dissertation über irgend einen medizinischen Gegenstand genannt, letztere würde, falls sie gut geschrieben sei, in dem Journal der Universität veröffentlicht werden. — Und wenn sie nicht gut geschrieben sei, hatte Pseudo-Brown eingeworfen, würde das ein Hinderniß sein? — „O nein!" war die Entgegnung. Dann hatte ihn der prominente Arzt gefragt, ob er anatomische Kenntnisse besitze, und als der Student erwiderte, er sei etwas „rostig" geworden, aber glaube nicht ganz ohne dieselben zu sein, wäre der Doktor Bowlsby eingefallen: das genüge vollkommen; er würde an die Fakultät schreiben und „Dr." Browns Gesuch befürworten. Am nächsten Abend sollte Zahlung geleistet werden.

Soweit ließ ich es natürlich nicht kommen, ich versuchte nur noch, den Preis herabzuschrauben, um die lumpige Erbärmlichkeit und feile Gewinnsucht des Bogus-Doktors, seiner Fakultät und des ganzen Collegs noch klarer darzustellen. Das Endergebniß war die Thatsache, daß ich nach manchen Winkelzügen, Bittgesuchen und Vorstellungen das Diplom auch für fünfzig Dollars hätte bekommen können. Fünfzig Thaler genügten also, um in Zukunft die Erlaubniß zu haben, alle möglichen Schandthaten verüben zu dürfen, sie genügten, obwohl dem vorgeblichen James Brown keine Empfehlung zur Seite stand, und obgleich derselbe nie und nirgends ein medizinisches Examen abgelegt hatte. Doktor Bowlsby's Examen hatte sich, wie wir sahen, auf die schüchterne Frage beschränkt, ob „Dr." Brown etwas Anatomie verstände, und als Brown dies bejaht, aber in sehr bescheidener Weise und mit der Andeutung, daß die Kenntniß gering sei, hatte Ehren-Bowlsby sofort in die Erlaubniß der Ertheilung eines ärztlichen Diploms gewilligt, resp. eine Befürwortung seinerseits in Aussicht

gestellt, was die Thatsache nicht hinwegzuläugnen im Stande war, daß für fünfzig Dollars schließlich Jedermann dieselbe Ehre genießen konnte, wenn er wollte.

Um nun auch noch die Universität selber einer kritischen Besichtigung zu unterwerfen, reiste ich nach Philadelphia, unter dem Vorwande, der Vormund eines jungen Mannes zu sein, der auf dem „Philadelphia Eclectic Medical College" Medizin studiren sollte. Ich ging nach Nr. 514 Pine Street. Das Universitätsgebäude bestand aus einem mäßig großen Hause von dreißig Fuß Front und drei Stockwerken. Der erste Stock enthielt drei oder vier Zimmerchen, in denen nur altes Gerümpel als Möblirung sich befand, die armseligen Tische und Stühle, die dort herumstanden, waren mit einer so tiefen, wie es schien, durch jahrelangen Nichtgebrauch aufgehäuften Kruste von Staub und Schmutz bedeckt, daß eine tüchtige Neu-England-Hausfrau Wochen dazu gebraucht, und ihren ganzen Vorrath von Geduld und Arbeitskraft dabei verbraucht hätte, sie zu entfernen. Nach hinten zu befand sich ein kleines anatomisches „Museum", das in einer wunderbaren Sammlung von kleinsten Kindern in Spiritusflaschen bestand, die sämmtlich ein wahrhaft teuflisch-wildes und schmerzverzerrtes Gepräge an sich trugen. Unter verschiedenen Gyps- oder Wachsfiguren befanden sich Eva, Venus und Mars, wie der Curator erklärte, ein gewöhnlicher Mensch von dem Typus eines Bob Sawyer nach Dickens' Schilderung; einige dürftige Skelette und Wachsmodelle vervollständigten die Sammlung, die stark an ähnliche „Museen" erinnerte, wie sie oft von Stadt zu Stadt ziehen. Der Herr Professor John Buchanan hatte sein Sprechzimmer in demselben Stock, er erschien als ein breitschultriger, untersetzter Mann mit scheuem Blick, der wie ein Fleischergeselle aus der Avenue B. in New-York im Sonntagsstaat auftrat und mit seiner schmutzigen Wäsche, dem ungekämmten Haar und den lange wohl nicht gereinigten Fingern zu dem Ameublement des Hauses trefflich paßte; aber der Herr Professor Buchanan ist nicht der einzige Vertreter dieser „Universität", auf der Liste figuriren die folgenden Namen:

Ordentliche Mitglieder:	Außerordentliche Assistenten:
Prof. Joseph Sites, M. D.	Prof. J. Isaacs, M. D.
Prof. Hy. Hollenboek, M. D.	Prof. R. Bedortha, M. D.
Prof. John Buchanan, M. D.	Prof. Geo. H. Hutchins, M. D.
Prof. William Clark, M. D.	Prof. Mat. H. Smith, L. L. D.
Prof. E. Down, M. D.	Prof. W. H. Bowlsby, M. D.
Prof. J. D. Hylton, M. D.	Prof. James Hill, M. D.
Prof. H. C. Stickney, M. D.	Prof. R. H. De Beust, M. D.
Prof. A. B. Bissel, M. D.	Prof. R. Mc. Lellan, M. D.

Auch verschiedene Deutsche kann man trotz der Englisirung der Namen leicht herausfinden. Alle diese Herren sind, wie der Prospekt aussagt, eminente Aerzte, die ein harmonisches Zusammenwirken anstreben, energische, tüchtige Lehrer und unübertroffen in ihrer praktischen Anwendung der Heilslehren der Medizin. Die Lage der Universität, heißt es ferner, ist unübertrefflich, das Gebäude kann dreihundert Studenten fassen — und so weiter. Es war 11½ Uhr Morgens, als ich diese Perle amerikanischer Universitäten besuchte; aber ein anderer Professor außer Herrn Buchanan war nicht zu sehen, und kein Student vorhanden. Das Haus und die ganze Gegend umher lagen so öde, unheimlich und verfallen da, etwa wie Goldsmith's „Verlassenes Dorf". Ich zweifle nicht, daß Herr Professor Buchanan einige Dutzend Studenten und Professoren zusammengetrommelt hätte, wäre mein Besuch ihm vorher angezeigt worden. Ich zweifle seit dieser Inspektion überhaupt nicht mehr an irgend etwas, das von dieser „Universität" möglicherweise noch verübt werden könnte. —

Das ist eine amerikanische Universität, wie sie ein Amerikaner schildert. Zweifellos sind einige Studenten vorhanden, aber sie werden sich nicht die Mühe geben, ein solches Institut zu besuchen, sie verleben ein paar Jahre in Philadelphia herrlich und in Freuden, und nach Ablauf der Studienzeit kehren sie mit einem glänzenden Diplom heim und beginnen den gesetzlich autorisirten, langsamen, aber sicheren Mord ihrer Nebenmenschen. Ein richtiges lateinisches Rezept können sie freilich nicht schreiben; aber es giebt so viele gedruckte Rezepte, Patentpillen und Latwergen, daß das auch kaum nöthig erscheint. Unsere Zeit ist vorgeschritten; wozu noch die alten, lange vermoderten Sprachen eines verschollenen Jahrtausends? Unsere modernste Bildung hat solche Lappalien längst überlebt. An der Spitze der Civilisation marschirte sonst Frankreich, und da ihm bei dem raschen Laufen aus den Jahren 70 und 71 der Athem vorläufig etwas ausgegangen ist, wird Amerika diese Rolle übernehmen. Die Bewunderung des Auslandes ist schon vorhanden, und das Uebrige geht in der Treibhausentwicklung unserer Jugend und unseres Zeitalters gar geschwind. —

Diese Universität ist jetzt aufgehoben worden, aber wie viele mögen unter den hunderten von „Colleges" sich noch befinden, die Aehnliches leisten? Die Anzahl; der „Colleges" und „Universities" ist in Amerika überraschend groß man sollte immer vier oder fünf in eine Anstalt verschmelzen, so wäre ein besseres Resultat wohl zu erzielen, den meisten fehlt es an ausreichenden Mitteln. Die Mittelmäßigkeit regiert an den „Colleges" und macht sich mit den ausgetretenen Phrasen breit, die in anderen Ländern zu einem längst überwundenen Standpunkt gehören. Das Charakteristikum der amerikanischen Hoch-

schulen ist die Seichtheit; ein hervorragender Schulmann in Berlin, Professor der modernen Sprachen und besonders des Englischen, erzählte mir, daß außer Whitney und wenigen anderen das Renommee der amerikanischen Gelehrten unter dem Gefrierpunkt stände; „die Arbeiten, fügte er hinzu, die wir von dort unterweilen erhalten, sind wahre Primaneraufsätze, phrasenhaft, seicht und oberflächlich.“ Und wie könnte es auch anders sein? Zwei Jahre studirt man Medizin, drei bis vier Jahre treibt man höchstens Latein und liest während dieser Zeit schon die schwersten Klassiker, freilich nie ohne Eselsbrücken, die der Professor selber nicht entbehren kann. Die Mutter- und Nationalsprache des Englischen treibt man ohne alle gründlichen Fundamentalstudien, Angelsächsisch ist nur Wenigen bekannt und denen, die das Französische treiben, ist das Altfranzösische und Provenzalische ein selten gehörtes Wort.

Unter den Aerzten giebt es tüchtige Kräfte, Leute mit einer enormen Praxis; aber auf den amerikanischen „Colleges“ haben sie ihr Wissen sicher nicht geholt; fleißiges Selbststudium und große praktische Thätigkeit haben ihnen die Reife gegeben, wenn die meisten nicht ihre Kenntnisse aus Europa geholt haben; aber die tüchtigen sind in der Minderzahl, die Majorität besteht aus Medizinalpfuschern, von denen zwei Drittheile ein preußisches Staatsexamen nicht vertragen würden. Auch die Homöopathie blüht, und ihre Heroen sind noch kläglicher wie die Allöopathen. Ein prominenter deutscher Homöopath hat ein hübsches Haus im vornehmsten Stadttheil, der Madison-Avenue, er besitzt ein prächtiges Gespann, einen feinen Wagen, viel Geld und eine ausgebreitete Praxis; wie er nach Amerika kam, blies er die Trompete, und trotz aller gezierten Allüren merkt man ihm immer noch den Trompeter an, wahrscheinlich auch wissenschaftlich, wenn er überhaupt von Wissenschaft je etwas gehört hat. —

Die Statistik zeigt so und so viel Einwohner an, sie erzählt uns ganz genau, wie viele Schulen und Universitäten, Postanstalten und Irrenhäuser es im Lande giebt, wie viele Briefe per Jahr auf den Kopf der Bevölkerung kommen, wie sich der Export zum Import verhält, wie groß die Produktionskraft des Landes ist, wie viele Bergwerke, Schiffe, Fabriken, Leuchtthürme, Häuser, Ochsen, Kirchen und Rosse vorhanden sind — und zieht aus der Gesammtsumme das Resultat, wie es um die Wohlfahrt und das Gedeihen, um den materiellen und sittlichen Zustand bestellt ist, und kommt zu einem befriedigenden Resultat. Die Frage des Wieviel erledigt sie erschöpfend, aber nicht das Wie? — multa weist sie nach, aber nicht multum. Geister giebt es genug im Lande der Freiheit, und noch dazu ganz absonderliche, verschnörkelte und entsetzliche, aber frage nicht zu laut nach dem Geist, Melodieen erklingen genug, von den Klängen des Bärentanzes und „Yankee Doodle“ an, bis zu den gellenden Tönen,

nach denen die jeunesse dorée sich im Cancan übt, aber um die Melodie ist es kümmerlich bestellt, in der großen und reichen Natur Amerika's fehlt es nicht daran, wohl aber im Leben, und noch manches Jährlein wird vergehen, ehe die Dissonanzen in der Zukunftsharmonie verklungen sind, ehe Natur und Leben dasselbe Bild bieten, und zwischen den beiden größten Ozeanen des Erdballs eine ethische Morgenröthe emporsteigt.

XII.

Eisenbahnen, Farmverhältnisse, Lynchjustiz und Gefängnisse.

Das berüchtigte Welt- und Schmutzblatt, der New-York Herald, erfreute seine Leser und Leserinnen eines Morgens mit einer ungeheuerlich klingenden Nachricht. Von den wilden Thieren, die im Centralpark gehalten werden, sei ein großes Complott geplant worden, die Tiger, Löwen, grauen Bären, Giftschlangen und Büffel hätten sich alle vereint und die Gitter ihrer Kerker durchbrochen, die Wärter wären entsetzt geflohen, und nun hätte sich die ganze heulende, hungrige Meute der Bestien getheilt und wäre in die Stadt eingedrungen; schauerliche Scenen wurden da beschrieben. Die Familie sitzt gemächlich bei'm Abendbrot, da schleicht die Boa Constrictor durch das Fenster hinein und öffnet ihren gähnenden Rachen, um die entsetzten Hausbewohner zu verschlingen. Der Ex-Bürgermeister Hall bestand einen hartnäckigen und erbitterten Kampf mit einem lahmen Wolfe, den er endlich erlegte; ein Senator kämpfte männlich gegen einen Leoparden, und einen hervorragenden Geistlichen sah man, den ein Jaguar zu Boden geworfen hatte. So ging die Geschichte weiter, mit Sinn und Unsinn, die haarsträubendsten Szenen wurden geschildert und zu allgemeiner Vorsicht ermahnt, da viele der blutdürstigen Reptile und Fleischfresser noch nicht wieder eingefangen oder getödtet wären, und in irgend welchen Hinterhäusern und Gärten auf ihre Opfer lauerten. Die ganze Geschichte war in einer Extrabeilage dem Hauptblatt mitgegeben worden, und Alles war natürlich nur müßige Erfindung, der Traum eines Reporters, der sonst nichts zu berichten hatte und aus Verzweiflung diese Ente erwischt hatte. De gustibus non est disputandum, aber die Geschichte war doch etwas stark, und manche leichtgläubige Person, die vielleicht nur die erste Seite durchgelesen hatte, oder manche Familie, die an dem betreffenden Tage Verwandte oder Bekannte in der Nähe des so drastisch geschilderten Unglücks gehabt hatte, gerieth in tödtlichen

Schrecken und unsagbare Angst, da ein Ausbruch wilder Thiere aus einer Menagerie keineswegs von vorn herein zu den Unmöglichkeiten oder nicht einmal zu den größten Seltenheiten gehört. — Aber Aufsehen muß erregt werden, die Zeitung muß etwas enthalten, das die Nerven schüttelt, und giebt es nicht Mordthaten, Verbrechen und Unglücksfälle genug in der Wirklichkeit, so muß der überreizten Phantasie unserer Zeit eine derbe Lüge geboten werden, um die nothwendige Spannung nicht ganz einschlafen zu lassen. Zwar fielen die anständigeren Zeitungen nun über den Herald her und gaben ihm scharfe Worte und maliziöse Bemerkungen in Fülle, aber das hatte er ja gerade gewollt, nun gab es doch wieder etwas zu besprechen und abzuwehren. Ich glaube kaum, daß es etwas giebt, welches das amerikanische Leben besser zu charakterisiren im Stande wäre, als diese kleine Heldenthat des Herald, die von Vielen noch als drolliger Scherz gerühmt wurde.

Aber Gott sei gelobt! nicht immer braucht die Presse Amerika's zu solchen Mitteln zu greifen, um ihre Spalten mit Lesestoff zu füllen. Die großen Städte sorgen für Abwechslung und hier und da auch die Landbevölkerung. Nicht nur der harmlose Dorfschulmeister ist es, der unterweilen die Hauptstadt amüsirt, in die er mit dem Ersparniß eines Jahres gezogen ist, um den Elephanten zu sehen, was ihm meistens so gründlich gelingt, daß er bald wieder die Stille des Landes aufsucht, um dort philosophische Betrachtungen über die Verdorbenheit der Welt anzustellen. Auch andere Tragödien spielen sich auf dem Lande hier und da ab. Zuweilen ist es die Familienblutrache, die wie in Tscherkessien oder wie die Vendetta in Corsica, ebenso gut in Ohio und Arkansas ihre Opfer fordert. Zwei Familien-Coterien stehen sich schon seit Jahren feindlich gegenüber, wie die Montecchi und Capuletti, nur ohne versöhnende Liebesszenen zwischen Romeo und Julia. Ein unvorhergesehenes Ereigniß facht die Flammen an, die schon lange unter der Asche geglimmt haben, ein Opfer fällt, und nun beginnt ein blutiger, feiger, heimtückischer, meuchelmörderischer Krieg zwischen beiden Parteien, bis endlich zum Morden nichts mehr da ist und beide Theile sich gegenseitig aufgefressen haben bis auf die beiden Schwanzbüschel, den Löwen gleich, die wuthentbrannt „im Walde spazoren" gingen, oder bis die besser gesinnten Bürger, falls sie in der Majorität sind, sich vereinigen und beide Parteien vertreiben oder zum Aufhören zwingen. Der Name thut hierbei nichts; wir können die beiden Familien Brown und Smith nennen und den Schauplatz je nach Gefallen auch nach Kentucky oder Nebraska verlegen, denn überall hat sich dies schon ereignet und wird sich noch immer wiederholen, so lange das Gesetz nicht blos in Buchstaben besteht, sondern auch kräftig durchgeführt wird und sich Achtung erzwingt. Moralische Achtung und sittliche Scheu vor dem Gesetz sind wenig vorhanden, ebensowenig wie

äußere Gewalt der Polizei oder Soldaten. Amerika ist kein Polizei- und kein Militärstaat, es ist aber auch kein Staat, in dem das sittliche Rechtsgefühl der Bewohner soweit entwickelt wäre, daß es des Einschreitens der Obrigkeit wenig bedürfte. Das Eine will es nicht sein, denn es ist ein freies Land, das Andere bestrebt es sich zu sein, ist es aber noch nicht. Hinc illae lacrimae, und daher der rechtlose Zustand des Landes. — Es giebt Gegenden auf dem Lande, besonders in den verhältnißmäßig am dichtesten bevölkerten Neu-England-Staaten, in New-York und Pennsylvanien, und auch anderswo, wo man des Abends ruhig sein Haupt niederlegen kann, Verbrechen, selbst Diebstahl gehören dort zu den größten Seltenheiten, und der Farmer verschließt nicht einmal seine Thür, Gegenden, in denen man in Bezug auf sein Eigenthum geschützter und sicherer lebt, als irgendwo in Deutschland, friedliche, stille Thäler, mit köstlichem Obst gesegnet, mit murmelnden Bächen und schwellendem Wiesengrün, wahre Paradiese der Menschheit, in denen das Treiben der großen Welt etwas Unbekanntes ist, wo Qual und Haß und Leidenschaften nicht tosen und das Dasein verbittern, wo der jungfräuliche Boden reiche Ernten giebt, und die der räumlichen Ausdehnung gegenüber immer noch sparsame Bevölkerung in den patriarchalischen Sitten einer Zeit lebt, die nur als eine verschollene Sage noch dem rastlosen Streber erscheinen mag, der in den großen Metropolen lebt — ich wiederhole es, solche Gegenden Amerika's sind keine utopischen Träume, sondern Wirklichkeiten; aber sie sind gewöhnlich engbegrenzt; im nächsten „county" herrscht vielleicht schon offene Anarchie und große Unsicherheit. Auch die Eisenbahnen haben den gesetzlosen Zustand mancher Distrikte noch nicht durchgreifend verbessert, sie sind oft selber der Schauplatz von Raub und Mord. Die Reise auf dem großen Schienenstrange, der New-York und San Franzisko, den atlantischen mit dem stillen Ozean, verbindet, ist besonders auf den weiten wüsten Strecken hinter dem Mississippi wegen der Spieler und Räuber berüchtigt, welche von den mit Geld durchschnittlich reichlich versehenen Passagieren ihren Tribut fordern. Ein Freund verbürgte mir die folgende Geschichte. Auf der Fahrt von San Franzisko nach Omahá stieg auf einer Station im Staate Nevada ein feingekleideter Herr ein, der bald darauf mit einem alten verwetterten, hagern Manne, der augenscheinlich aus den Minen kam, das beliebte Spiel Monte begann. Der alte Bergmann hatte ärmliche, zerrissene und verschossene Kleidung an, aber in seiner Tasche klapperte Gold und Silber. Die Einsätze häuften sich, endlich stand ein großer Haufe Gold vor den beiden Spielern, die Entscheidung nahte. Der Spieler legte mit einem triumphirenden Ausruf der Siegesgewißheit drei Asse und einen König auf, der Bergmann fixirte ihn ruhig und kalt mit einem stechenden Blicke, legte seine Karten, die zwei Asse und zwei

Könige enthielten, mit der Linken auf und zog zugleich mit der Rechten einen Revolver hervor, den er, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Spieler richtete; das Spiel hat bekanntlich nur vier Asse, und der feine Herr war ein durchtriebener Gauner, der wahrscheinlich ein anderes Spiel in der Tasche hatte, das er zum Gewinne zu Hülfe nahm. Vor dem Revolver, und mehr noch vor dem eisenharten, strengen Blick des alten Mannes, der gewiß im Minenleben ähnliche Geschichten schon erlebt hatte, und dem es auf eine Kugel nicht ankam, wich er zurück, überließ das Gold dem Alten und begab sich mit langen Sätzen aus dem Wagen in ein anderes Coupé. Der Alte schob den Gewinnst ruhig und schweigsam ein. — Nicht immer laufen solche Szenen friedlich ab, nicht immer bleibt es bei der Drohung. Einem anderen Reisenden riß einmal eine Kugel die Reisemütze vom Kopfe, jedoch ohne ihn zu beschädigen; entsetzt dreht er sich um, und sieht den Thäter an, der bei dem Anblick des unbekannten Gesichtes sich höflich verbeugt und um Entschuldigung bittet, er hätte gedacht, es wäre ein Anderer! — In Illinois, erzählt ein anderer Reisender, hatten wir eben eine größere Station verlassen; es war tiefe Nacht; beim nächsten kleinen Anhaltepunkte hörten wir draußen Lärm und mehrere Revolverschüsse, denen wieder tiefe Stille folgte. Niemand kümmerte sich darum, und Keiner sah aus dem Fenster, was bei solchen Raufereien stets gefährlich ist. Gleich darauf sauste der Zug weiter; aber war es Sinnentäuschung oder Wirklichkeit? Die Schnelligkeit des Zuges schien verdoppelt, wir fuhren nicht mehr, wir flogen dahin, in gewaltigen Sätzen sausten die Wagen vorwärts, in die stockdunkle Nacht hinein, dazu troff der Regen und peitschte an die Fenster, unser Gespräch stockte, wir sahen uns alle mit verstörten Gesichtern an, denn immer rasender jagten wir durch die Finsterniß. Endlich erhob sich einer der Passagiere und ging aus der Rauchcar nach dem Gepäckwagen, um den Billetabnehmer zu sehen und sich nach der Ursache der rasenden Fahrt zu erkundigen, aber nach einer Minute kehrte er schreckensblaß wieder zurück. „Wir sind in Räuberhänden, rief er, und alle verloren! Vor dem Gepäckwagen standen mehrere Vermummte, die Revolver auf mich richteten!" Wir sahen uns Alle schweigend an, Keiner sprach ein Wort, es wäre ja auch überflüssig gewesen. Bäume und Häuser flogen vor uns vorbei, über Brücken donnerte der Zug im wüthendsten Tempo, es war eine verzweifelte Fahrt. Es war vielleicht eine Stunde vergangen, die uns Allen eine halbe Ewigkeit dünkte, da wurde die Bewegung langsamer, der Zug hielt; aus zerissenen Wolkenfetzen sah das Mondesauge einen Augenblick auf uns, wir befanden uns in einem waldigen Hügellande. Jedermann eilte nach den Ausgängen, um das Freie zu gewinnen, aber eine sonore Stimme ersuchte uns höflichst, fünf Minuten zu warten, um uns keinen Ungelegenheiten

auszusetzen. Wir wußten, was das bedeutete, und warteten. Endlich war die Zeit um, wir wagten uns hinaus, die Räuber waren mit Sack und Pack, dem Inhalte des Gepäckwagens, und einer bedeutenden Geldsendung, die sich in demselben befand, in den Hügeln verschwunden. Der Lokomotivführer ruhte mit zerschmettertem Schädel auf den Kohlen des Tenders, Heizer und Billeteur lagen geknebelt am Boden des Gepäckwagens. Eine Bande von ungefähr zwanzig Räubern hatte die kühne That vollbracht, auf der einsamen Station dem Zuge aufgelauert, den Führer niedergeschmettert, die Uebrigen unschädlich gemacht. Einer von ihnen verstand die Leitung der Maschine — und fort ging es in einer Geschwindigkeit, die jeder Beschreibung, aber auch jeder Verfolgung spottete. Mit Hülfe des Billeteurs, der bald wieder zu sich kam und die Führung übernahm, fuhren wir nun langsam bis zur nächsten Station, wo der Telegraph nach allen Richtungen hin in Bewegung gesetzt wurde; doch von einer Entdeckung, resp. Bestrafung der Räuber hat man nie gehört.

Ein Seitenstück zu dieser wahrhaftigen Geschichte bildet eine andere, die sich im verflossenen Jahre in der allernächsten Nähe von New-York ereignete. An der Hudsonflußeisenbahn, die von New-York nach Albany und Buffalo führt, liegt als Anhaltepunkt das Städtchen Sing-Sing. Dort befindet sich eine große Strafanstalt, die fast von zweitausend Zuchthäuslern bewohnt wird. Das Gefängniß bildet einen weitläufigen Complex von Häusern, Arbeitsschuppen und Baulichkeiten aller Art, die von einer hohen weißen Mauer umgeben sind. Eine Ecke derselben grenzt hart an das kleine Empfangsgebäude der Eisenbahn, das aus einem dürftigen Bretterhause besteht. Die Sträflinge müssen in der Anstalt arbeiten, ohne sich unterhalten zu dürfen, und doch finden sie Mittel zur Mittheilung, denn die Disziplin ist einestheils brutal, anderntheils lax. Eine Bande von sechs oder sieben der gefährlichsten Einbrecher hatte sich, diesmal zum Ausbrechen, vereint. Sie lauerten eine günstige Gelegenheit ab, als gerade ein Zug an der Station hielt, überkletterten in Windeseile die Mauer, wozu sie sich schon vorher vorbereitet hatten, sprangen auf die Lokomotive, koppelten hinter dem Gepäckwagen ab, warfen Heizer und Lokomotivführer hinab und fuhren mit der Lokomotive und dem Gepäckwagen fort. Alles dies war in unglaublich kurzer Zeit geschehen, es war unter geschickter Berechnung aller Chancen energisch und überraschend nach einem wohlüberlegten, bestimmten Plane ausgeführt worden und gelang vortrefflich. In den Passagierkoffern der Gepäckcar fanden die muthigen Verbrecher Anzüge genug, um sie gegen ihre gestreifte Züchtlingskleidung umzutauschen, sie fuhren bis nahe zur Station Tarrytown, benutzten das Fährboot, das von da über den Hudsonfluß nach der Stadt Nyack führt und befanden sich in einer Stunde im Staate New-Jersey. Auch von ihnen hat man nie wieder etwas vernommen.

Im Verhältniß zu der Zahl ihrer Bevölkerung, sind die Vereinigten Staaten von Amerika fast das eisenbahnreichste Land; die Eisenbahnen Nordamerikas haben eine kolossale Ausdehnung, ist doch der Schienenstrang vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean bis jetzt der längste der Erde, der an Meilenzahl nur von den russischen Bahnen einst übertroffen werden kann; aber Amerika genießt nicht alle die Vortheile, welche andere Länder aus ihren Eisenbahnen ableiten. Die amerikanischen Eisenbahnen repräsentiren ihrem Werth nach ein immenses Kapital, das zum Theil doch todt liegt und nur zu einem gewissen Theil Zinsen trägt. Viele Jahrzehnte werden noch vergehen, ehe das Land in den vollen Genuß derselben gelangen kann. Wilde Spekulation hat einen großen Theil der Eisenbahnen hervorgerufen, es giebt große Strecken, die sich erst nach fünfzig oder hundert Jahren nutzbar erweisen werden. In der Prairie oder am Stromesufer ward vielleicht eine Stadt projektirt, die möglicherweise dieselben Chancen zum Emporblühen hatte, wie Cincinnati oder Chikago. Eisenbahnen wurden dorthin gebaut, aber die Stadt blieb, was sie war, ein elender Flecken, in dem große Tafeln die Zukunftsstraßen und -Plätze andeuten. Der Strom der Einwanderung ist manchmal eigensinnig, er läßt sich schwer in vorher bestimmte Kanäle ableiten. Das erwartete Zuströmen der Bevölkerung fand nicht statt, nun liegen Stadt und Eisenbahn öde. Dazu kommt der mangelhafte Bau, manche Strecken mußten schon nach wenigen Jahren noch einmal gebaut werden. Die Stationshäuser sind zum größten Theil sehr primitiv, oft nur elende Holzbuden, selbst in bewohnteren Gegenden; Wartehäuser existiren so gut wie gar nicht, die Brücken sind besonders unzuverlässig. Im vorigen Jahre geschah es zweimal, daß vollständige Trains in den Fluß stürzten, die Brücken brachen. Ueber den Delawarestrom, der an der Stelle, wo ihn die Philadelphia-Eisenbahn überschreitet, gewiß dreimal so breit als der Rhein bei Köln ist, führt eine Holzbrücke; in Deutschland würde die Regierung einen solchen Bau wegen Gemeingefährlichkeit überhaupt nicht zugeben. Die Eisenbahn-Beamten sind nicht uniformirt, Niemand kann sie als solche erkennen, man hat im Lande der Freiheit eine Abneigung gegen Uniformen, die an's Kindische streift und oft zu Unzulänglichkeiten, Störungen und Mißverständnissen Anlaß giebt. Aus allen diesen Gründen ist das Reisen auf den Eisenbahnen in Amerika nicht so ganz ungefährlich; eine entsetzliche Anzahl Menschenleben wird alljährlich dem Moloch der geschwinden Verkehrsbewegung unseres Zeitalters in Amerika geopfert; auf der einzigen kurzen Strecke von Jersey City bei New-York bis nach Newark fanden vor zwei Jahren innerhalb neun Monaten fünfzehn Collisionen statt; die Tunnels, die hinter Hoboken und Jersey City durch die Felsenketten führen, sind zu wahren Mordstätten geworden, die an Explo-

sionen, Entgleisen und Zusammenstößen Großartiges geleistet haben. Oft rennen die Züge von den ungenügend gesicherten Böschungen hinab, zur Gefahr des Sturzes und der Zerschmetterung gesellt sich die Feuersnoth, da die Wagen dann meistentheils in Brand gerathen. Unsäglicher Jammer wird oft angerichtet, der Dollar hat Werth, das Menschenleben nicht. Die klimatischen Verhältnisse des Landes führen auch manche Unglücksfälle herbei. Die tagelangen wilden Winterschneestürme, die an Schilderungen aus Südrußland oder den asiatischen Steppen erinnern, hindern manchmal nicht nur Tage lang die Züge, sie begraben sie auch förmlich im Schnee, vor dessen urplötzlich angehäuften Massen selbst die Kraft des schnaubenden Dampfgeistes der Lokomotive erlahmt. Die Züge nach dem Stillen Ozean, welche das Felsengebirge und die kalifornische Nevada überschreiten, sind durch meilenlange Schneedächer nunmehr ziemlich geschützt, aber in den Ebenen und selbst im Osten kommt es vor, daß ganze Züge Tage lang im Schnee sitzen müssen, ohne Wärme und Nahrung für die unglücklichen Passagiere, daß Kinder und Frauen den Strapazen unterliegen, und Männer den Keim zu baldigem Ende in sich legen.

Es wäre ein durch seine Eintönigkeit ermüdendes Vergnügen, die vielen Unglücksfälle auf den amerikanischen Eisenbahnen registriren zu wollen, als Curiosum sei nur erwähnt, daß in Amerika selbst nicht die Eisenbahn-Direktoren straffrei ausgehen und ungefährdet davonkommen. Vor ein paar Jahren inspizirte der Verwaltungsrath die Long-Island-Sund-Bahn, die von New-York nach New-Haven im Staate Connektikut führt; trotz aller Vorsichtsmaßregeln, die genommen wurden, kollidirte der Zug, in dem die Eisenbahnbehörden saßen, mit einem Gütertrain, ein Zusammenstoß erfolgte, bei dem einer der Herren Direktoren von der Nemesis, die Alles mit gleichem Maße mißt, erfaßt wurde und in Folge starker Contusionen den Tod erlitt. Viele Stationshäuser sind in den letzten Jahren, zumal in den großen Städten, neu gebaut worden, so in New-York das riesige Gebäude, das die konsolidirten New-Yorker Bahnen und die New-York-Connektikut-Bahn inne hat, und das in der Stadt New-York den einzigen Bahnhof bildet, da alle anderen Bahnen auf der anderen Seite des Flusses vom Staate New-Jersey ausgehen; aber die Gebäude an vielen kleineren Depots, selbst in Mittelstädten, sind oft restaurationslos und gewähren kaum vor dem Unwetter genügenden Schutz. Die Stationen haben gewöhnlich keine sichtbaren Uhren, sie enthalten keine Angabe der Meilenzahl, in sehr vielen Fällen auch keinen Namen, und der Reisende, der zum ersten Mal auf einer ihm unbekannten Bahnstrecke fährt, befindet sich oft in peinlicher Ungewißheit, wo er sich befindet, und wo er aussteigen soll, er ist oft auf den Zufall oder die Gefälligkeit der Mitreisenden

angewiesen, welche letztere sich auf ein Minimum reduzirt, da die Amerikaner im Durchschnitt ebenso wortkarg sind, als die Deutschen sich redselig gebahren.

In Amerika giebt es keine Staatsbahnen; es giebt wohl Strecken, die unter Subvention der Regierung gebaut werden, doch aber bleiben dieselben Eigenthum von Privat- oder Aktiengesellschaften. Die Hülfsleistungen der Regierung bestehen in Landschenkungen, die oft kolossal sind und zu den größten Monstreschwindeleien Veranlassung geben. Und noch ein weit schwerer wiegender Umstand erwächst aus dieser Lage der Dinge, der im Laufe der Zeit zu einem wahren Nationalunglück emporgewachsen ist. Die Eisenbahnen gerathen in die Hände von einzelnen gewissenlosen Coterien und Clicquen. Um eine Aktieneisenbahn in seine Hand zu bekommen, betheiligt sich der Engros-Spekulant nur mit einer mäßigen Summe an dem Unternehmen; die Bahn wird vielleicht gebaut und der Betrieb beginnt; dann ruinirt der Engros-Schwindler die Bahnaktien; er steht mit anderen Coterien im engsten Zusammenhang, von ihnen wird er unterstützt, die Finanzverhältnisse der Bahn verschlechtern sich, die Presse arbeitet im Solde der Spekulanten und läßt an dem Unternehmen kein gutes Haar, einige Unglücksfälle machen das Publikum mißtrauisch, die Geschichte zahlt nicht mehr, und die Aktien sinken fabelhaft. Sind sie auf dem möglichst niedrigen Standpunkte angelangt, so kauft der unternehmende Gründer alles an Aktien zusammen, was er auftreiben kann, und setzt sich somit entweder in den vollständigen Besitz der Bahn, oder doch in den Stand sie kontroliren zu können. So wird's gemacht; das ist aber noch nicht das Aergste. Die Alleinbesitzer der Bahnen oder die Clicquen, welche die Bahnen in ihren Händen haben, stellen auch den Tarif der Frachtsätze auf, den sie oft nach Willkür emporschrauben. Ein Nothschrei des Volkes erschallt unter den Umständen, der Landmann kann seine Produkte nicht mehr per Bahn befördern und verkaufen, denn der Tarif ist so hoch, daß bei größeren Entfernungen seine Auslagen kaum noch gedeckt werden und er am Getreide nichts mehr verdient. Eine Massenpetition an die Staatslegislatur läuft vom Stapel; aber die Eisenbahnkönige haben das wohl gewußt, sie haben mit Geld und Versprechungen vorgearbeitet, die leitenden „Sterne" im Senat oder Repräsentantenhause des betreffenden Staates sind alle bestochen worden. Ein Gesetz, welches den Tarif bestimmt regeln soll, geht nicht durch, oder läßt sich seine Regulirung durch Stimmenmehrheit nicht verhindern, so werden allerhand Manöver angewandt, um die Feststellung Jahre lang zu verzögern und zu verschleppen. Dieselbe Leidensgeschichte wiederholt sich fast in allen Staaten, speziell in New-York waren in einer der letzten Sitzungsperioden von zehn Senatoren immer sechs

oder sieben erkauft, was man bei nachfolgenden Untersuchungen und Enthüllungen offiziell konstatirte. Mehr noch wie der Osten leidet der Westen Amerika's unter dieser schamlosen Käuflichkeit und dem ganzen Heer von üblen Folgen, das eine solche Feilheit nach sich zieht. Im Osten sind die Entfernungen theils nicht so groß, theils sind auch mehr Wasserwege vorhanden; aber im Westen sind manche Produzenten auf die Eisenbahnen als einzige Versandtmittel angewiesen. Es kommt vor, daß wohlhabendere Farmer aus Aerger und Verzweiflung über diese Verhältnisse lieber ihre Produkte verfaulen lassen, als daß sie dieselben zum Besten der Eisenbahngesellschaften verkaufen, die durch die Höhe der Beförderungskosten den Löwenantheil des Werthes für sich in Beschlag nehmen.

Als Gegensatz gegen diese Uebelstände und Mißwirthschaft, gegen die Alles tyrannisirende Macht des Kapitals und der Eisenbahnkönige hat man seit einigen Jahren die sogenannten „Grangers"-Assoziationen gebildet, Schutz- und Trutzvereine landwirthschaftlicher Interessen gegen Eisenbahnaktienschwindel und willkürliche oder ungerechtfertigte Tarif-Erhöhungen, deren gesetzliche feste Normirung bislang fast überall unmöglich war. Die Mitglieder dieser Landmanns-Schutzvereine zählen nach hunderttausenden, sie werden bald nicht nur in wirthschaftlicher, sondern auch in allgemein-politischer Beziehung von Wichtigkeit und großem Einfluß werden. Ihre Mitglieder verpflichten sich, nur solche Volksvertreter zu wählen, deren Charakter unbestechlich erscheint, und die ein Herz für die wahren Interessen des Volkes haben. Das klingt sehr schön; aber manches Gold erscheint so lange als Gold, als die Sonne darauf scheint, und ist doch eitel Kupfer. In's Inn're der Natur, sagt der Dichter, dringt kein erschaffener Geist; viel weniger aber noch in's Innere des Menschenherzens, und diejenigen, die vor der Wahl als höchst moralisch, unverdorben, gewissenhaft und unbestechlich glänzten, verblaßten später, wenn die Sonne zu hell auf sie schien, und die Versuchung in klingendem Rasseln des Geldes an sie herantrat. Wer sollte da nicht in das Göthewort mit einstimmen:

Am Golde hängt,
Nach Golde drängt
Doch Alles — ach, wir Armen!

Jedenfalls sind aber die Grangers-Assoziationen ein Versuch zum Bessern; sollten auch sie an der herrschenden Immoralität, dem Mangel an ächter Bürgertugend und der feilen Bestechlichkeit der amerikanischen Menschheit scheitern, so — muß es auf andere Weise versucht werden, ob mit besserem Erfolge, wird die Geschichte einst einer späteren Generation melden. Schon die bloße Existenz dieser Vereine hat die Eisenbahnnabobs aus ihren Herrschträumen auf-

geschreckt; man wird wohl das Extrem vermeiden und ein Kompromißchen abschließen, wie das in Amerika landesüblich ist, ein „settlement“, eine Einigung wird, wenigstens provisorisch, erzielt werden. Leider sind auch die Interessen der Grangers in verschiedenen Theilen der Staaten verschieden, je nach den lokalen Umständen und Verhältnissen; doch im Ganzen halten sie noch zusammen; hier und da bauen sie schon ihre eigenen Eisenbahnen, und das dürfte die beste praktische Drohung gegen die Eisenbahnbeherrscher sein, denn an Kapital fehlt es auch den Grangers nicht, die Masse muß es bringen.

Die Grangers hatten sich zuerst als eine Art Geheimbund konstituirt; dies haben sie vernünftiger Weise aufgegeben; wenn ihre Ausschüsse auch noch hier und da geheime Sitzungen abhalten mögen, so sind sie im Ganzen mit ihren Zwecken und deren Veröffentlichung zum hellen Licht des Tages hindurchgedrungen, ihre Devise heißt: „Die großen Pulsadern des Verkehrs dürfen von gewinnsüchtigen Engros-Spielern, Spekulanten und Kapitalisten nicht zum Nachtheil des Gemeinwesens unterbunden werden, möglichst billiger Tarif und möglichst günstige Produktenabfuhr des Landmanns!“ — Abzuwarten bleibt freilich noch, ob die Bewegung nicht wieder im Sande verläuft, es ist mancher schon so ergangen, und an Projekten fehlt es den Amerikanern nicht, oft aber an Ausdauer. Bis jetzt ist das Geschäft des Landmanns vom Geldgewinnstandpunkt aus betrachtet, im amerikanischen Lande nur ein mittelmäßiges gewesen; nur bei äußerster Sparsamkeit und Ausgabenbeschränkung, verbunden mit rastlos energischem Fleiße, gelingt es dem Farmer, bald emporzukommen; durch geduldiges Ausharren haben es aber viele schon zu günstigen Resultaten gebracht. In dieser Branche wird der Angloamerikaner entschieden vom Deutschamerikaner überflügelt. Der Deutschamerikaner ist zäher und wirthschaftet besser; von rationellem Ackerbau und geregelter Fruchtfolge weiß der Angloamerikaner bis jetzt nicht viel. Er beutet das Gut bis zum äußersten aus, der jungfräuliche Boden erträgt zahlreiche Ernten lange, doch auch die fetteste Humusschicht erschöpft sich endlich bei rücksichtslos fortgesetztem Raubsystem. Der Angloamerikaner wirthschaftet häufig darauf los, so lange es gehen will; ist das Ende da, so verkauft er und zieht weiter. Der Deutschamerikaner ist vorsichtiger, er ist aus dem alten Heimathlande her vernünftigeres Wirthschaften gewohnt, er klebt mehr an der Scholle, er möchte sein Gut gern dem ältesten Sohn hinterlassen, und dieser wieder seinem Sohn, und darum schlägt der Deutschamerikaner den Angloamerikaner im „farming“ langsam, aber sicher, aus dem Felde. Eine amerikanische Farm sieht schon von weitem ganz anders aus, wie ein gleiches Gut in Deutschland, sie zerfällt in einzelne Parzellen, die mit Stein- oder Holzzäunen umfriedigt sind; dort treibt man abwechselnd das Vieh hinein, denn den Luxus eines

Kuhhirten kann man sich in Amerika nicht erlauben. Steingebäude sind fast nie vorhanden, selbst nicht im steinreichen (nicht im tropischen Sinne) Staate New-York, alles ist aus Holz, selten aus Lehm aufgeführt. Neben dem Getreide wird in den meisten Staaten Obst in großen Mengen angebaut, das Feld unter den Obstbäumen liefert gutes Gras, sonst ist das Hauptviehfutter stets und überall der Mais, der am wenigsten Pflege gebraucht. Maschinen sind ungemein verbreitet, auf sehr vielen Gütern giebt es Maschinen jeder Form, Dresch-, Rasenmäh'- und Kornschneide-Maschinen, oft mit Rechen daran, in den größeren Wirthschaften Dampfpflüge und Dampf-Dreschmaschinen. In Illinois sah ich bei einem reichen Irländer, Herrn Sullivan, ein Weizenfeld von 8000 Ackern Landes, doch gehört eine solche zusammenhängende Fläche zu den großen Seltenheiten, die Durchschnittsfarm hat kaum hundert Morgen. Die Hauptperson für den Besitzer einer kleinen Farm ist der „Grocer" im nächsten Orte; von ihm bezieht er Alles, Maschinen und Kleidung, Medizin und alle Haushaltungsbedürfnisse, auch das wenige Geld, das er einnimmt; denn reich an Geld ist der Farmer fast nie, der Krämer hütet sich auch, ihm viel zu geben, oft existirt nur ein primitiver Tauschhandel, bei dem der Farmer gewöhnlich Haare lassen muß, die meisten sind bei ihrem Krämer verschuldet, und selbst wohlhabende und gut situirte Bauern haben ihren Reichthum mehr in tüchtigem „stock", in gutem Vieh und wohlgepflegtem Acker, als in baarem Vermögen.

Ist der Bund der „Grangers" aus wirthschaftlichen Rücksichten hervorgegangen und bezweckt er lediglich gegenseitige Beschützung, so ist der „ku-klux"-Verein eine der Nachwehen des Rebellenkrieges, er drückt das Haßgefühl des unterdrückten Südens aus und existirt nur in den Südstaaten. Der Süden mußte sich vor dem Norden beugen; schon sind zehn Jahre darüber hingegangen, aber die Zeit hat noch nicht viel gethan, den Riß zu verstopfen. Die Verhältnisse im Süden sind traurig, wie man in Europa weiß. Es war ein gefährliches Wagniß, eine niedriger stehende Race durch ein Machtwort an der Regierung des Staates Theil nehmen zu lassen, ihr eine Freiheit zu geben, die sie nicht zu verstehen und zu würdigen im Stande ist. Weite wüste Strecken sind im Süden entstanden, auf den früheren Plantagen wuchert das Unkraut, und im Herzen der Menschen das Unkraut des Hasses, das keine Verordnung ausjäten kann. Die Ku-Klux-Vereine erinnern zum Theil an die Haberfeldtreiben in Bayern; nur sind sie in Amerika mehr aus politischen, in Deutschland aus sozialen Gründen hervorgegangen. In Amerika werden nicht blos Neger und Farbige von den Ku-Klux-Banden heimgesucht, sondern besonders eingewanderte Nordländer, die es prinzipiell mit der Negerpartei halten. Vermummte Gestalten treten im Dunkel der

Nacht in das Zimmer des Negers oder Negerfreundes, der Hof ist umringt, Gegenwehr vergeblich; die mildere Form besteht in der Warnung, den Distrikt oder den Staat bei Todesstrafe zu verlassen, die härtere in sofortiger Vollstreckung derselben. Greuelvolle Szenen haben sich zur Zeit, als der Ku-Klux-Verein blühte, abgespielt. In Luisiana wurden einmal einige siebzig Schwarze in ein Gehöft gedrängt, das man anzündete; was in den Flammen nicht umkam, wurde erschossen; in Südkarolina, Georgia, Alabama spielten überall dieselben alten Vehmgerichtsszenen, die aber die schlimmsten Thaten jener mittelalterlichen Volksjustiz weit übertrafen. Noch immer spukt das Ku-Klux-Gespenst im Süden, wenngleich man es auch nicht mehr wagt, so offen aufzutreten, und Massen-Verfolgungen und -Abschlachtungen vorzunehmen.

Auch Lynch-Justiz und Vigilanz-Kommittees existiren noch in Amerika, das Bild, welches Gerstäcker in seinen „Regulatoren von Arkansas“ vor uns aufrollt, ist durchaus lebenswahr. In solchen Gegenden, wo Gerechtigkeit überhaupt nicht geübt wird, an Orten, wo man weiß, der Richter ist bestechlich und läßt sich durch Geld oder Einschüchterungen zur Milde bewegen, bildet sich ein Comité rechtliebender Bürger. Nehmen wir an, ein Neger hat schmähliche Nothzucht verübt, sein Lieblingsverbrechen, das er in allen Staaten begeht, oder eine gräßliche Mordthat ist unter empörenden Umständen an einem wackeren Manne verübt worden. Der Verbrecher sitzt im Gefängniß, aber der Gang der Justiz ist schleppend, es kann Jahr und Tag dauern, ehe er seine gerechte Strafe erleidet; oder er hat Anhänger, die Befreiungsversuche machen können; oder das Gefängniß ist eine alte, wurmstichige Holzbude, bei der es keiner großen Kraftanstrengung von Seiten des Verhafteten bedarf, um die Freiheit zu gewinnen. In solchen Fällen vereint sich eine Schaar energischer Bürger; mit geschwärzten Gesichtern oder mit Masken versehen rücken die Lyncher Nachts vor den Kerker, der aufgebrochen wird. Der Gefangene wird gebunden und vor den Ort geführt, ein Kreis wird um ihn gebildet, man gönnt ihm das Wort zur Vertheidigung, und da ihm dieselbe natürlich nicht gelingt, wird er durch Abstimmung zum Tode verurtheilt, der durch Aufhängen sofort exekutirt wird; bei besonders gravirenden „Negerfällen“ verbrennt man den Gefangenen auch wohl oder erschießt ihn gleich nach der Ergreifung, aber eine gewisse Form wahrt das Lynchgericht faßt immer.

Der amerikanische Schriftsteller John Russel Bartlett beschreibt ein solches Lynchgericht am Rio Grande, hart an der mexikanischen Grenze, in anschaulichen Farben. Dort wird die Lynchjustiz am hellen Tage und durchaus öffentlich geübt, ein Volksgericht, über das Niemand Klage erhebt; er erzählt: „Die Umstände machten es für Alle nöthig, sich doppelt zu bewaffnen, theils der eigenen Sicherheit

halber, theils um die Freunde der ergriffenen Verbrecher zu warnen und sie in respektvoller Nähe zu halten. Ein förmlicher Gerichtshof konstituirte sich in dem Hause eines Bürgers; und ein sonderbares, ergreifendes Schauspiel entwickelte sich in den Räumen des Gerichts. Alle waren bewaffnet mit Ausnahme der Gefangenen. Der Richter saß vor seinem Tisch; auf jeder Seite von ihm lag ein Pistol; die Gerichtsdiener und Advokaten trugen Revolver an der Seite; die eingeschworenen Bürger trugen entweder ähnliche Waffen, oder hatten ihre langen Büchsen bei sich, die selten das Ziel verfehlen. Die Mitglieder der Gerichtskommission, sowie die Bürger, welche die Gefangenen bewachten und die ganze Prozedur, in Abtheilungen geordnet, beschützten, trugen Flinten, Karabiner und alle möglichen Schußwaffen; so entwickelte sich eine Szene, die mehr an die Feudalzeiten des Mittelalters, als an das neunzehnte Jahrhundert erinnerte, Die sonnverbrannten, staubbedeckten Gesichtszüge der Amerikaner, die mit den Waffen auf der Schulter und mit Pfeifen im Munde dastanden, kontrastirten sonderbar mit dem schwärzlichen Teint der Mexikaner, die Decken und lange, gestreifte Plaids um sich geschlagen hatten, ihre breitkrempigen Hüte in den Händen hielten und ihre unvermeidlichen Cigarretten rauchten. Die Gefangenen mit ihren unrasirten, struppigen Gesichtern und verworrenen Haarmähnen sahen mehr wie italienische Banditen, als wie Amerikaner aus. Die verschiedenen bunten Trachten der verschiedenen Nationalitäten, die sich am Gericht betheiligten und alle einmüthigen Sinnes waren, die langen, verwilderten Bärte, die Fülle an Waffen — Alles das bildete ein so wunderliches, interessantes Ensemble, wie es wohl nie an einem Gerichtshof wieder beisammen gewesen ist. — Die Beweisaufnahme geschah in aller Form, die Zeugen wurden vereidigt und machten ihre Aussagen, der öffentliche Ankläger machte einige Bemerkungen, ebenso der Richter an die Geschworenen, die sich dann in ein Hinterzimmer zurückzogen. Sehr bald kehrten sie zurück, ihr Verdikt lautete: schuldig — und darauf sprach der Richter das Todesurtheil über William Craig, Marcus Butler und John Wade aus. — Die Gefangenen wurden dann auf einen kleinen Platz vor der Kirche gebracht; dort gab ihnen der Priester die letzten Tröstungen ihrer Religion. Ihr Betragen blieb frech, unverschämt und gleichgültig bis zum letzten Augenblick. Nur Marcus Butler verrieth innere Bewegung, er weinte bitterlich, selbst die harten Herzen seiner Wächter zeigten Sympathien für ihn, er war erst 21 Jahre alt. Seine Schicksalsgenossen ermahnten ihn fluchend, nicht zu heulen, man könne nur einmal sterben.

Die Sonne war im Untergehen begriffen, als man auf dem Hinrichtungsplatz anlangte. Die Zuschauer und Wachen bildeten einen Kreis um den hohen Alamo, den Pappelbaum, der zum Galgen erwählt worden war. In der Ferne sah man mehrere Gruppen von

Freunden der Verurtheilten, die sich bald näherten, bald vor den auf sie gerichteten Büchsen wieder verschwanden. Es war keine Zeit zu verlieren; bei der geringsten Zögerung konnte, besonders im Dunkel des schnell hereinbrechenden Abends, ein gemeinsamer Befreiungsangriff der Banden von Helfershelfern erfolgen. Darum ward das Urtheil schleunigst vollstreckt." —

Die Vigilanz-Committees beschäftigten sich besonders mit der Ueberwachung und Vertreibung verdächtiger Individuen; vor 15 Jahren bildete sich noch ein solches in der Stadt New-York, da von den Richtern keine Gerechtigkeitspflege geübt wurde, schritt man zur Selbsthülfe. Der Inkulpat oder stark Verdächtigte erhält eine Aufforderung, in einer gegebenen Frist zu verschwinden, kommt er dem Ansinnen nicht nach, so ist er vogelfrei und entrinnt selten der Strafe. Eine eigenthümliche Form der Lynch-Justiz ist das Theeren und Federn, das besonders an liederlichen Don Juans und Lovelaces vollstreckt wird, die Ehefrauen oder junge Mädchen verführt, ihre eigenen Gattinnen schnöde verlassen und sich sonst in der ars amandi zu bewandert gezeigt haben. Der Verbrecher wird ergriffen, seiner Kleider beraubt, in ein Theerfaß gesteckt und dann in einem Haufen Federn umhergewälzt, nicht ohne dabei derbe Püffe und wuchtige Hiebe zu erdulden; dann wird er durch's Dorf transportirt und darf entfliehen, von dem Janhagel der Ortschaft wie ein wildes Thier gehetzt und verfolgt. Noch im Jahre 1869 ereignete sich ein solcher Fall auf der New-York gegenüberliegenden Insel Long Island, nur wenige Meilen von der Stadt entfernt. Die meisten Fälle von Lynch-Justiz werden natürlich in den spärlicher bevölkerten Regionen des Westens verübt, in den Prairie-Ansiedlungen oder im Minenleben auf den Felsengebirgen. Californien und Nevada excellirten früher besonders durch ihre Lynch-Massakrirungen und Vigilanz-Committees. Das Goldfieber zog alles Gesindel der Welt dorthin; jeder dritte Goldgräber, sagte mir ein alter Californier, war früher ein Mörder; nun ist das auch anders geworden, obwohl zum amerikanischen Minenleben immer noch starke Nerven gehören.

Die Zahl der Ausbrecher aus den amerikanischen Gefängnissen muß per annum eine ansehnliche Ziffer erreichen, denn alle Augenblicke liest man von einer gelungenen Flucht von Verbrechern. Trotzdem, und obwohl Amerika einen freien Staat repräsentirt, in dem die Humanität bei der Gleichberechtigung aller Bürger ihren wahren Wohnsitz haben sollte, sind die Gefängnisse keine humanen Aufenthaltsorte. Im Westen sind sie, wie erwähnt, vielfach von einer solchen Construktion, daß sie dem Sträfling das Entkommen unausbleiblich machen und das Gesetz nur verhöhnen, statt seine Majestät zu wahren; im Osten sind sie solider gebaut, oft palastähnliche, kolossale Gebäude — die Außenseite repräsentirt oft mehr denn

zuviel, aber der Inhalt ist um so trauriger, denn die Humanität ist in ihnen nicht zu Hause, sie sind für den unbemittelten und freundlosen Sünder, der keinen Einfluß irgend welcher Art genießt, wahre Marterstätten. Der Mangel an Gefühl rächt sich überall im amerikanischen Leben an der eigenen Bevölkerung, an denen, die diesen Mangel verschulden, großsäugen und auferziehen. Zellengefängnisse sind eine speziell amerikanische Spezialität, eins dieser Art besitzt Philadelphia, das mit allem Raffinement zur ausgesuchtesten Tortur der Insassen erbaut ist. Grabesstille herrscht in den weiten Räumen, die Menschen verlieren fast ihre Sprache dort. Da ist nichts, an dem das Auge haften könne, keine Verzierung, nicht der geringste Schmuck, alles ist in steifen spitzen Winkeln gebaut, wer noch Verstand zu verlieren hat, verliert ihn dort leicht. Ich fand bei einem Besuch im Zellengefängniß einen zu zwanzigjähriger Haft verurtheilten Mörder, der mit seinen kriechenden und schmeichlerischen Manieren auf mich den Eindruck eines Tigers machte, der eben zum Sprunge niederkauert. Er war fromm geworden und las fleißig in der Bibel, war auch der beste Kunde des Geistlichen, der sich sehr für ihn interessirte und ihn bei Gelegenheit wohl zur Pardonirung empfehlen wird. Das wußte der Heuchler wohl und floß darum von Honig, von Zerknirschung und Reue, wie von frommen Phrasen der Erweckung über, in ihm war der Gnadengeist zum Durchbruch gekommen — aber wehe der Menschheit, auf die diese Bestie einmal wieder losgelassen wird! — Ein anderer Todtschläger mit einem stieren, viehischen Blick war trotzig und verstockt, aber wenigstens doch wahr, er war ein Muster irländischer Brutalität und Gemeinheit, der, wie mir sein Wärter versicherte, oft unter den besten Flüchen, die er in dem Lexikon seines Gehirns auffinden konnte, nach ihm spie, und mit stoischem Gleichmuth die härtesten Strafen nachher erduldete. Ein zu zwölfjähriger Einzelhaft verurtheilter deutscher Schuster machte noch den besten Eindruck, er weinte vor Rührung und Freude, als er deutsche Worte von mir vernahm, sieben Jahre hatte er schon abgebüßt, er war ein junger Mann, doch ergraute das Haar an seinen Schläfen bereits. Er war fleißig und ordentlich, der Wärter lobte ihn, und er freute sich so sehr auf seine Freilassung! Er versprach nichts, aber ich glaube, er wäre ein besserer Mensch geworden, seine Augen leuchteten auf, als er von seiner Schwester erzählte, die eine arme, ehrliche Nätherin war, wie er mir mittheilte; es lebte doch ein Menschenherz noch in ihm, und eine feste Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Dabei hustete er stark, und auf einen Backen erschienen bei der Aufregung, in die ihn mein Besuch versetzte, verdächtige rothe Flecken; ich wandte mich traurig ab, ich ahnte, er würde die Freiheit und die Schwesterliebe wohl nicht mehr genießen. Als ich nach drei Jahren wieder im Zellengefängniß war,

um es einem durchreisenden westlichen Freunde zu zeigen, frug ich sofort nach ihm — er war schon vor einem Jahre gestorben und auf dem Gefängnißkirchhofe verscharrt worden; aber die Erde ist ja überall dieselbe. Das Zellengefängniß Philadelphia's war wenigstens reinlich und sauber, das Essen mochte wohl spärlich und dünn sein, aber die Gefangenen sahen im Ganzen nicht verhungert aus. Anders und schlimmer ist es in New-York; dort befinden sich zwei berüchtigte Stadtgefängnisse und zwei Landstrafanstalten von gleicher Güte.

Die beiden Stadtgefängnisse, der Kerker der „Tombs", der Gräber, wie die „jail" in der Ludlowstraße, sind Ideale dessen, was ein Gefängniß nicht sein soll. Das Gefängniß soll bei zivilisirten Völkern ein Aufenthalt der Schande sein, eine moralisch günstig wirkende und bessernde Arznei, die dem Patienten dadurch eingeflößt wird, daß man ihn aus den Kreisen seiner Mitmenschen ausstößt, ihm die Fähigkeit und das Vermögen nimmt, weiteren Schaden anzustiften, indem man ihn isolirt, ihn mit einfacher, derber Kost ernährt und ihn ernst und strenge, aber menschenwürdig, nie roh und brutal, behandelt. Die meisten dieser Bestimmungen und Bedingungen treffen bei den genannten Anstalten nicht zu. Die „Tombs" sind für die schwereren, das „Ludlow Street Jail" ist für die leichteren, noch nicht überführten Verbrecher bestimmt. Beide wetteifern in ihren Angriffen auf Leben und Gesundheit der Inhaftirten, die Tombs durch pestilenzialische Ausdünstungen, ungesunde Luft, Mangel an Licht und todtbringende Miasmen, das zweite Lokal durch Schmutz und ungenügende Nahrung. Beide fügen der gesetzlich verhängten Strafe noch eine ungesetzliche hinzu, welche die erste weit übertrifft und nicht im Sinne des Strafkodex liegt.

Die Tombs tragen ihren Namen mit Recht; das Haus ist im ägyptischen Gräberstyl erbaut, massiv, schwer, niederdrückend; man sieht fast keine Fenster und Luftlöcher; es steht auf morastigem Grund, die eine Seite versinkt langsam, es liegt auf Sumpfboden. Das gewahrt der Vorübergehende nicht, das Straßenpflaster verbirgt das Geheimniß vor seinem Auge, aber der Gefangene merkt es wohl, er hat Zeit zur Beobachtung und gewahrt schaudernd, wie Pilz und Schwamm an den Wänden emporschlagen, wie eine feuchte, grünlichweiße Schicht sich an den Steinen absetzt, er athmet tödtliche Gase ein, die wie Rachegeister, höhnisch grinsend, aus dem Boden emporsteigen, die Tag und Nacht geschäftig ihn umkreisen und trotz guter Nahrung seinem blühenden Antlitz die Leichenfarbe, seinen Augen Eingesunkenheit, seinem Körper schauernden Fieberfrost und eisiges Schütteln mittheilen. Die Tombs sind ursprünglich zu längerer Haft nicht bestimmt, sie sind nur die Wohnung des schweren Verbrechers, bis sein Urtheil gefällt ist, sie sind recht eigentlich das Ge-

wahrsam der Mörder, deren sie manchmal wohl ein Dutzend beherbergen; aber es vergehen oft Jahre, ehe das Urtheil gesprochen wird; Stokes, der gemeine Mörder des gemeinen Banquiers Fisk, bewohnte sie länger denn 32 Monate; und es gehört eine eiserne Constitution dazu, ihr Klima so lange zu ertragen. Selbst der hartgesottene Verbrecher schaudert unwillkürlich, wenn er an die Tombs denkt. Ein amerikanischer Journalist erzählt in spannender Weise seinen Besuch dort:

„Selbst den skeptischen Anhänger des nil admirari Prinzips, der vor nichts mehr zurückbebt, überfällt beim Betreten dieser dunklen, blutgetränkten Stätte ein schauriges Furchtgefühl. Das blasirte Witzwort des Roué's verstummt, dein Fuß tritt ganz unwillkürlich leiser auf, wenn du dich der Zelle näherst, in welcher der Mörder sitzt, der Mann, von dessen Seele nichts den Blutflecken wäscht, als allein der Tod. Deine Stimme schallt nicht mehr laut und herausfordernd, der Ton sinkt zum Flüstern herab, wenn du dem Vorzimmer des Todes nahst. Es erfaßt dich ein dumpfes, unsagbares, ängstliches Gefühl, das mit Centnerlast auf deiner Brust ruht, wenn du die vergitterten Kämmerlein entlang schreitest und in's Antlitz der Menschen blickst, die ihre Nebenmenschen erschlugen; es dauert lange, ehe du die peinlichen Eindrücke abzuschütteln im Stande bist, und der erste Luftstrom der frischen, freien Luft wird von dir mit lebhaftester Freude begrüßt. Von deinen Schultern sinkt es wie ein schweres Gewicht, und der Gedanke, daß es dir, ohne Zwang und Freiheitsberaubung, gestattet ist, nunmehr in das geschäftige Treiben und Ringen der Menschheit zurückzukehren, erfüllt dich mit einem Entzücken, das du früher vielleicht noch nie gekannt hast.

Ich war im Bagno zu Brest und sah die mit Kartätschen geladenen Kanonen ihre ehernen Hälse durch die Wände in die Schlafsäle strecken, so daß jeder Aufstand buchstäblich niedergeschmettert werden konnte; ich sah in Toulon die Inhaber des ewig brandmarkenden t. f. (travaux forcés) und las über dem Wohnsaale der Galeerensträflinge die höllischen Worte: „Che voi entrate lasciate ogni speranza" (Laßt alle Hoffnung fahren, ihr, die ihr hier eintretet) — das religiöse Glaubensbekenntniß der französischen Strafanstalten, das ihre Urheber und die Nation schändet, und das man zur eigenen Schande auch in Amerika zu importiren versucht hat; — aber einen niederschmetternderen Eindruck machte es auf mich, als ich in der Zelle des Verurtheilten stand und die Hand drückte, die, wie ich wohl wußte, nach wenigen Stunden starr und leblos niederzuhängen bestimmt war, als ich die Stimme des Mannes vernahm, der, obwohl noch lebend, schon halb ein Todter, die eisige, schwere, niederdrückende Luft des niedrigen Gemaches so kurze Zeit noch athmen durfte. Ein einziges Mal habe ich es erlebt, und hoffe, es nie

wieder zu erleben. Keine Belohnung könnte mir diese Berichterstattungspflicht zum zweiten Male aufzwingen, lieber will ich mein Brot von Thür zu Thür betteln gehen.

Man hatte mir gesagt, der zum Tode verurtheilte Mörder sei gesammelt und gefaßt, er hätte seinen Frieden mit Gott und der Welt gemacht und sähe ruhig und reuig seinem Ende entgegen — und man hatte mich belogen. Der Mann lärmte und tobte allerdings nicht, er schien auch weder verstockt noch starr und trotzig zu sein, aber ein Blick in sein fahles Angesicht, auf die zuckenden, oft krampfartig verzerrten Züge erzählte mir etwas ganz Anderes, der Mann rang ums Leben, er klammerte sich an den Strohhalm der Minuten, die für ihn unnatürlich rasch vorbeiziehen mußten. Edgar Poe hat in seinen düsteren Phantasien öfters den Todeskampf gemalt, der englische Maler Solomon in seinem berühmten Gemälde „Vor dem Urtheilsspruch" hat die spannende Angst vor der Entscheidung geschildert, aber keiner hat ein Bild von der Qual des Verbrechers nach dem Urtheil entworfen. Es ist nicht wahr, daß der Todeskampf erst bei'm Anblicke des Schaffottes beginnt, bei diesem Sünder hatte er schon angefangen.

Draußen im Corridor saßen seine weinenden Angehörigen, seine Frau, die morgen durch eine gesetzliche Prozedur Wittwe werden sollte, seine Kinder, die morgen Waisen waren. Sie umfaßten ihn, sie küßten seine bleichen Lippen, und Thräne auf Thräne rann über sein Angesicht, heute konnte er noch weinen, morgen war er ein todtes, lebloses, bald vergehendes Nichts. Niemand störte die Familienszene; selbst die rohen Schließer, die an jede Art menschlicher Gemeinheit und menschlichen Elends gewöhnt sein mochten, saßen schweigend da und flüsterten nur leise. Die Gefangenen saßen in ihren Zellen, die Thüren waren offen, und mancher Blick richtete sich durch die Gitter nach der Kammer des Verurtheilten, und mancher frug leise den vorbeischleichenden Wärter: „Wo ist die Zelle des armen Kerls?" —

Endlich war die schaurige Szene zu Ende, die Familie rüstete sich auf den Rath des Priesters zum Fortgehen, leise schlich sie durch den Gang, die Kinder gingen voraus, die eisenbeschlagene Thür ächzte und öffnete sich, einmal noch drehte sich das todtbleiche Gesicht der Frau nach ihrem Manne um, ein langer peinlicher Blick — lebend sah sie ihn nie wieder. Ich wartete noch einige Minuten, bis mir der Priester zuwinkte, er kannte mich und stellte mich dem Verurtheilten vor, der mich höflich und zuvorkommend empfing. Sein Gesicht war durchaus nicht abstoßend, es zeugte von Intelligenz, ein harter, fester Zug um den Mund erzählte von energischer Willenskraft, von großer Anlage zu bitterem, unversöhnlichem Haß, sonst war sein ganzes Auftreten, seine Physiognomie und besonders sein Auge nicht ohne Spuren

von freundlichen Gefühlen, er sah durchaus nicht wie ein Mörder aus. Und doch hatte dieser Mann einen kaltblütig vorher geplanten und lange erwogenen Mord ausgeführt, er hatte einen Polizisten überfallen und nicht nur niedergeschossen, sondern sogar den Leichnam höchst überflüssig noch viermal mit Kugeln durchlöchert. Zwei Jahre hatte er nun in den Tombs gesessen, ehe der Spruch über ihn gefällt wurde, zwei Jahre hatte er in der nackten Einsamkeit der Zelle verbracht; über Damokles schwebte das Schwert am Pferdehaar nur kurze Zeit, über ihm zwei lange Jahre! Ob die Richter wohl von diesen unnöthigen Qualen wissen? — Ein anderer Gefangener, der nur eilf Monate in den Tombs gewesen war, hatte die Wärter und Schließer um Gotteswillen gebeten, ihn wo anders hinzubringen; in der Stille der Nacht, sagte er, säße der Geist des Ermordeten neben ihm, er schaue hohnvoll aus der Decke des Gemaches auf ihn nieder, er läge neben ihm auf dem Lager — er müßte wahnsinnig werden, wenn dies länger so fort dauere; aber das Gesetz in seinem starren Buchstaben war unbeugsam, er mußte allein in seiner Zelle bleiben, und eine Woche darauf war er wahnsinnig, er fletschte mit den Zähnen, heulte und schrie in den tiefsten, markerschütterndsten Tönen, man brachte ihn in's Irrenhaus, und nach zwei Monaten war er im bittersten Elend des Wahnsinns gestorben.

Mir fiel dies Alles unwillkürlich ein, als ich den Gefangenen ah, bevor er sprach, feuchtete er mit der Zunge seine trockenen Lippen m, um Worte herausstoßen zu können. Was für ein Fieber mochte n seinem Innern rasen! Die Worte fielen abgebrochen aus seinem Munde: „Wollen Sie mir einen Gefallen thun?" — Gewiß, erviderte ich, wenn es in meiner Macht steht. —

„Nun, so schreiben Sie morgen in der Zeitung, daß ich gesagt ätte, es thäte mir leid, daß der Gouverneur die Vollstreckung meines rtheils nicht noch auf einige wenige Tage verschoben hätte."

Ich schwieg unwillkürlich.

„Ja, sagte er und sah mir fest in's Gesicht, kein Mensch wünscht u sterben, besonders wenn er noch jung und kräftig ist. — Aber wie eiß ist es hier! rief er mit einem Male aus und warf sein Halstuch b. Kommen Sie, lassen Sie uns einen Spaziergang im Gefängniß-ofe machen!"

Der Priester, der Verurtheilte und ich stiegen in den Hof hinab, ie Wärter hatten nichts einzuwenden. Es war ein kühler Abend, er Mond war halb von Wolken verhüllt; wir gingen den Hof entng bis zum Galgen, auf und nieder, wohl zwanzig Mal. Niemand gte ein Wort. Es war ein fürchterlicher Spaziergang. Endlich gann der Verurtheilte das bleierne Schweigen zu brechen, er sprach n seiner Familie, von der Schande, die er über sie bringe. „Meine ltern sind alt, sagte er, die werden es bald überstanden haben und

mir in nicht zu langer Zeit nachfolgen, aber meine Frau, Herr, und die armen Kinder! Die müssen nun durch's Leben gehen, und man wird mit den Fingern auf sie zeigen: ihr Vater war ein Mörder und ward gehenkt! O, das ist hart, der Gedanke liegt centnerschwer auf mir." — Der Priester ließ ihn nicht zu Ende kommen, er schob seinen Arm ihm unter und tröstete ihn, er sprach von der Gnade Gottes und den Wirkungen der Reue, er redete herzlich und vernünftig, und doch zitterte der Mann, er faßte auch mich unter, sein Arm bebte nicht, aber sein Körper ruhte schwer, wie eine todte Masse, auf mir, ich fühlte, der starke Mann sei schwach wie ein Kind. Endlich faßte er sich wieder, er bemerkte: „Es ist doch etwas Schreckliches, das ich morgen zu überstehen habe" — er sagte es mit leiser vibrirender Stimme, es durchrieselte mich kalt, und heute noch, nach Jahren, klingt dies Wort mir in's Ohr. Der Priester vergaß die Situation einen Augenblick, er sagte: „Ich glaube, es wäre besser, Sie gingen hinein, die Luft wird kühl, Sie könnten sich erkälten" — eine banale und unschuldige Phrase im gewöhnlichen Leben, hier erschien die wohlgemeinte Redensart wie ein lächerlicher Hohn, der Verurtheilte lächelte schwach und sprach: „Ich denke, es wird morgen früh wenig darauf ankommen", — und dann gingen wir in's Gefängniß zurück, der Priester ging mit dem Verurtheilten, ich wandte mich nach Haus.

Ob er die Nacht wohl geschlafen hat? Ich war nicht im Stande dazu, schlaflos verbrachte ich die langen Stunden, bis der Morgen dämmerte, ohne Frühstück, düster und ernst gestimmt, begab ich mich nach den Tombs, die heute ihren Grabesnamen mehr denn je verdienten. Die ganze Nachbarschaft der angrenzenden Straßen war in Aufregung und zitternder Erwartung, die Kinder, die am Rinnstein saßen, sprachen vom Hängen, in den Cigarrenläden standen allerlei verdächtige Gestalten, die alle Augenblicke nach der Uhr sahen, aus den Rum-Butiken drang das dumpfe Gemurmel zahlreicher Gäste, die mit Branntwein ihre Aufregung beschwichtigten oder vermehrten. Der Einlaß zu den Szenen des letzten Aktes der Mordtragödie ist verhältnißmäßig nur Wenigen gestattet, aber das abgesperrte Publikum kostet die krankhafte Stimulation des Ereignisses reichlich mit aus: nach den Schlägen der Uhr macht es die Hinrichtung mit, tausend von Gedanken folgen dem Mörder, begleiten ihn bis an den Galgen und versetzen sich in seinen Seelenzustand. Giebt es nicht Beschreibungen und Berichte genug von der Schlußszene? Zehntausende von Menschen haben diese Schilderungen getreulich studirt und ihrem Gedächtniß eingeprägt, sie wissen so gut Bescheid damit, als hätten sie den Hinrichtungen ein Dutzend Mal beigewohnt, sie schwelgen in den Todeszuckungen des Opfers, denn unsere Zeit bedarf starker Gewürze, um sich im Kampf des Lebens noch erregt fühlen zu können,

haſcht nach unnatürlichem Genuß, der natürliche iſt ſchon bis auf die Hefe genoſſen worden, aber ſie verſchmäht auch die Hefe und den Schmutz nicht, wenn es nur die Nerven emporzucken macht und die Einbildungskraft aufpeitſcht . . . . . Ich war im Beſitz einer richterlichen Verfügung, die mich zu einer geſetzlich berechtigten Perſon ſtempelte, ich hatte von Amtswegen der Hinrichtung beizuwohnen und fand daher leicht Einlaß. Ich glaube weder an das Geſetzlich-Berechtigte der Todesſtrafe, noch an ihre moraliſche Wirkung; ich ging ungern, aber ich hatte verſprochen, Alles gründlich zu beobachten und meine Eindrücke wiederzugeben. Unter zehn zum Tode Verurtheilten gehen fünf in Amerika als Schauſpieler an den Galgen und kokettiren im Angeſichte des Todes mit ihrer Schuldloſigkeit, mit ihrer Stärke und Gleichgültigkeit oder mit Reue und Bußergüſſen, die unwahr ſind. Der moraliſche Kitzel unter der Verbrecherwelt, die von den letzten Szenen am Galgen in allen Journalen lieſt, drängt alle Furchtgedanken zurück; möglicherweiſe iſt bei dem Einen oder Andern ſogar Furcht vorhanden, aber kein Gedanke an Beſſerung. Wochen- und Monatelang ſpricht man von dem Todeszucken des Opfers, von ſeinem theatraliſchen Anſtand, von der Gefühlloſigkeit der Umſtehenden — ob die Volksmoral dadurch gebeſſert wird? Ich zweifle ſehr.

Der erſte Schritt in die Tombs beſtärkte mich in meinen Anſichten; geſtern war Alles ernſt, ſchweigend, würdig geweſen, heute war das Gegentheil der Fall. Eine lachende, witzelnde, zankende Gruppe von Menſchen ſtand auf den Corridoren umher, alle waren mit Einladungskarten verſehen, die einen phariſäiſchen, ſchwarzen Trauerrand zeigten, eine Farce in der Tragödie! Politiker, die ſchon von weitem nach Rum rochen, Advokaten, deren Praxis ſich auf Criminalfälle beſchränkt, und die große, flimmernde Diamanten als Buſennadeln trugen, Philantropen, die gegen die Todesſtrafe eiferten und doch ihre Anwendung ſehen wollten, Gefängnißwärter, die haarklein von dem Benehmen des Verurtheilten in den Nachtſtunden und während der Morgenzeit erzählten, Zeitungsberichterſtatter, die geſchmeidig einherſchlüpften und raſtlos ſchrieben, voll geheimer Angſt, ein College möchte ſich in den Beſitz von wichtigeren und intereſſanteren Einzelheiten ſetzen, Subjekte, die aus den Verließen ihres Gedächtniſſes alle Mord- und Hinrichtungsſzenen aufſtöberten, von denen ſie gehört und geleſen hatten — ein rauchender, ſchreiender, ſchnatternder Haufe von Menſchen hatte ſich da zuſammengefunden. Ich war beſchämt, zu ihm zu gehören, dieſem ganzen Schwarme fehlte es an Anſtand und würdiger Haltung. Plötzlich ward das eiſerne Hofthor geöffnet; alles ſtürzte und drängte ſich auf den Hof, um einen guten Platz zu erobern; ein Polizeikapitän, der mich kannte, gab mir wider meinen Willen einen der „beſten" Plätze in der Vorderreihe.

Das helle Sonnenlicht schien unbekümmert und freundlich auf den Galgen, an dem das fatale Seil im Hauch des Morgenwindes hin und her schwankte. Die Polizei stand in Form eines römischen E aufmarschirt, für sie war es etwas Gleichgültigs, oft Gesehenes. Einige Mitarbeiter an illustrirten Zeitungen zeichneten in eilfertiger Hast. Aber wer war jener schmutzige, ungestalte, eulenartige Mann, der schnell wie ein Wiesel überallhin durch die Gruppen eilte, der Polizei Ordre gab, mit dem Sheriff sprach, den Berichterstattern zulächelte und dann die Maschinerie des Seiles am Galgen sorgfältig prüfte? Kein Zweifel, es war der Henker, der Mann, der von dem gesetzlich autorisirten Morde seiner Mitmenschen lebt. Der Mann hatte mit seinen vulgären Manieren etwas unsäglich Abstoßendes, Widerwärtiges, Ekel erregendes. Ich begreife jetzt den Haß gegen ihn, ich fing an, ihn selbst zu theilen; es kommt mir nicht mehr merkwürdig vor, daß man ihn in früheren Zeiten oft beschimpfte, verwundete, ja, tödtete. —

Plötzlich trat eine tiefe Stille ein; der Ruf erscholl „Hut ab!" Jeder stand barhäuptig da. Die Prozession erschien, voran einige Sheriffs, dann ein Corps von Schließern und Wärtern, und dann der Verurtheilte, der Mann, dessen Hand ich gestern noch geschüttelt hatte, auf jeder Seite von einem Priester begleitet und unterstützt. Er sah schrecklich aus, auf dem Kopf trug er die Todtenmütze, die ihm nachher über das Gesicht gezogen werden sollte, die Arme waren gefesselt, um den Hals war die verhängnißvolle Schlinge gelegt, mit den Händen umklammerte er konvulsivisch ein Cruzifix, sein Gesicht sah leichenfarbig aus — ein gräßlicher Anblick! Ich blickte unwillkürlich einen Augenblick zur Seite, um mich zu sammeln.

Die Sekunden wurden mir zu Stunden, ihm mochten sie kurz genug vorkommen, er ging an mir vorüber, er erkannte mich und wollte sprechen, er konnte nicht, die Zunge klebte ihm am Gaumen. Jetzt war er auf dem Schaffott angelangt und sank auf seine Kniee, der Priester murmelte halblaut Gebete her, das Gesicht des Opfers sah unnatürlich aus, seine Hände schienen wie unpolirter Stahl, seine Kinnlade arbeitete heftig, seine Augenlider zuckten. Und dann waren die Gebete vorüber, die Priester und der Verurtheilte erhoben sich, der Priester wand ihm das Cruzifix sanft aus der Hand. Eine Menschenseele stand nun am äußersten Rande der Lücke, die uns von der Ewigkeit trennt.

Noch einmal ließ ihn der Gottesmann das Cruzifix küssen, dann noch eine unangenehme, niederdrückende Pause, ein schwerer dumpfer Ton erscholl, ich legte unwillkürlich die Hand vor meine Augen, das Blut schoß mir mächtig zum Gehirn, ich stand einen Augenblick selbstvergessen, wie betäubt — als ich wieder aufblickte, hing eine träge, leblose Masse da, ein Aas für die Raben, eine Speise für die Würmer.

Das Schwatzen der Menge begann, man stritt über die Todesart, ob Erstickung oder Bruch des Genicks — ich eilte fort, den meisten der Zuschauer war es ein oft gebotener Anblick, der keinen großen Eindruck mehr auf sie machte. Der Mensch gewöhnt sich an Alles; ich mußte an die Stelle aus Voltaire denken: Eine Magistratsperson, die das Hängen, Verurtheilen und Martern verhängt, hat sich verheirathet; zuerst schaudert seine junge Frau vor der Amtsthätigkeit ihres Gatten zurück; endlich erweckt es ihr ein pathologisches Interesse, nnd bald frägt sie ihn, wenn er heimkehrt: „Mein Bester, hast Du heute Niemand martern lassen?" —

Das zweite Gefängniß New-Yorks in der Ludlowstraße hat keine solche Tragödien aufzuweisen, oder sie wickeln sich dort in einem andern Styl ab. In den Tombs ist das Grausen vorherrschend, sie sind das Gefängniß der Mörder, der Schauplatz der Hinrichtungen, eine Stätte des Blutes; in der Ludlowstraße wiegen andere Bilder vor, der Gemeinheit, des Ekels, des Widerwärtigen oder des Jammers. Will man die Charakteristik dieses amerikanischen Gefängnisses kennen lernen, muß man Dickens' Schilderungen der englischen Schuldgefängnisse lesen. Die Farben, in die der große englische Dichter des sozialen Lebens seinen Pinsel taucht, sind oft grell, in tiefen Tönen gehalten, aber sie sind lebenswahr und nicht erlogen, sie passen auch für die Zustände vieler amerikanischen Gefängnisse, in denen Verhältnisse vorwalten, die nicht bitter und sarkastisch genug besprochen werden können, und die man in diesem Lichtjahrhundert des Fortschritts für unmöglich halten sollte.

Der Gefängniß-Wardein (warden) Herr Tracey ist ein kurzes, dickes Menschenkind mit harten Zügen, dessen Gesicht wie eine Semmel aussieht, der man einen stachlichen, groben Backenbart angeklebt hat. Herr Tracey ist verheirathet und hat für eine zahlreiche Familie zu sorgen; und er thut sein Möglichstes darin. Dieser dunkle Ehrenmann hat nämlich aus dem ihm anvertrauten Gefängniß ein „boarding house" ein amerikanisches Kosthaus gemacht — natürlich nur für diejenigen beglückteren Sterblichen, die Willens oder im Stande sind, ein hohes Kostgeld zu zahlen. Schon geraume Zeit hindurch gingen Gerüchte über die sonderbaren Zustände in diesem Gefängniß durch die Stadt, denen es jedoch an einer festen und bestimmten Grundlage fehlte. Die Presse übernahm es, diese zu liefern, und einen Heiligen seines angenommenen Glorienscheines zu entkleiden. Die Zeitung „Tribune" ließ nämlich unter der Anschuldigung einer Unterschlagung von zweihundert Dollars einen ihrer Reporters, der einen anderen Namen angenommen hatte, verhaften; wie dies in solchen Fällen üblich ist, wurde der Angeschuldigte unter Bürgschaft, und zwar im Betrage von 300 Dollars, gestellt; er ward in's Gefängniß geführt, dort frug man ihn, ob er Jemand hätte, der für ihn bürgen könnte und wollte; und da er dies verneinte, ward

er ein regulärer Insasse und Bewohner von Nummero Sicher, hatte also Zeit und Gelegenheit genug, das Gefängnißleben in seinem ganzen Detail, mit allen seinen Schattenseiten zu studiren, und wohl aufzumerken, ob und wie die gesetzlichen Vorschriften umgangen oder geradezu verletzt würden.

Herr Wilson — so nannte sich der freiwillige Gefängnißstudent — zeigte im Gewahrsam ostentiös von vornherein eine Rolle Geld und wurde in Folge dessen zuerst höflich behandelt; wohlweislich erwähnte er aber nichts von einem Wunsch, ein Privatkostgänger des Gefängniß-Wardeins zu werden; er wartete, und der Schließer ließ ihn eine Stunde im Sprechzimmer sitzen; nach Ablauf dieser Zeit, da er nichts von einer Privatwohnung sagte, brachte man ihn in's höchste Stock, in eine elende, ärmliche Zelle. Niemand erwartet in einem Gefängniß angenehme und luxuriös ausgestattete Räume; aber die Zellen des Ludlowstraße-Gewahrsams sind seiner Beschreibung nach so gänzlich verwahrlost, über alle Beschreibung schmutzig, so kalt und trostlos, daß er nach wenigen Tagen erkrankte. Mit dem schmierigen Zustand der Räumlichkeiten stand die Behandlung der Inhaftirten und ihre Kost in vollem Einklang, das Essen war gar nicht zu genießen und mußte nach kurzer Zeit auf die Gesundheit höchst nachtheilig einwirken und einen Zustand herbeiführen, wie ihn Dickens bei Alfred Jingle in den Pickwickpapieren so drastisch schildert. Selbst mit dem größten Heroismus war es dem Berichterstatter nicht möglich, länger als fünf Tage unter diesen Verhältnissen dort zu bleiben, die Tribüne erlegte für ihren einer fingirten Unterschlagung angeklagten Mitarbeiter die geforderte Bürgschaft, und er war frei; aber er hatte seine Zeit wohl benutzt und durch andere Gefangene, wie durch die nichts ahnenden Wärter und Schließer eine Fülle von Material gesammelt, das dem Herrn Tracey gefährlich ward und zu seiner Absetzung führte.

Man muß wohl bedenken, daß die Insassen dieses Gefängnisses keineswegs verurtheilte und ihres Verbrechens überführte Menschen sind, es sind nur solche, die angeklagt sind und unter starken Verdachtsgründen stehen, eine verbrecherische Handlung begangen zu haben. Auch Unschuldige sitzen natürlich dort, sogar solche Zeugen, die man zu wichtigen Prozessen dringend bedarf, und die für ihr Erscheinen vor Gericht keine Bürgschaft stellen können — also oft durchaus unbescholtene Menschen; aber sie werden alle dort mit gleichem Maße gemessen und nach der Schablone schlecht behandelt — allerdings gegen das Gesetz und seine härteste Auslegung. Herr „Wilson" erzählt in seinen bald darauf in der Tribüne veröffentlichten Berichten von den traurigsten Szenen, von dem widerlichsten Anblick, von der größten Rohheit und Bestialität, die in jenen Räumen zu Hause sind. Die Stadt bezahlt für die Insassen, die zu arm sind, und nicht in ge-

ringer, sondern in freigebiger, durchaus genügender Weise, wie für Alles, was aus dem Stadtsäckel berichtigt wird. Das Geld steckt der Herr Wardein ein und läßt dafür die armen Opfer zu Tode hungern und im Schmutz vegetiren. Diejenigen jedoch, die 15 bis 30 Dollars per Woche Kostgeld an ihn zahlen wollen oder können, leben in behaglichem Comfort, an gut besetzter Tafel, sie dürfen durch das ganze Gebäude frei umhergehen, selbst in die Privaträume des Herrn Gefängnißwardeins und das Sprechzimmer, sie dürfen bis 11 und 12 Uhr Abends Licht brennen, ja der Herr Gefängnißdirektor läßt sich herab, mit ihnen zu kneipen, einen lustigen Commers abzuhalten, zu rauchen, Billard, Karten und Hazard zu spielen, sie leben wie der Herrgott in Frankreich. Das ist die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz! Die Zustände dort erinnern wenigstens in einer Beziehung an das lustige Gefängniß bei Berlin, in dem die Inhaftirten zwar nicht gequält und gemartert wurden, doch, wenn sie fleißig zahlten, mancherlei verbotene Bequemlichkeiten genossen.

Zwei für verurtheilte und überführte Verbrecher bestimmte Gefängnisse befinden sich in Sing-Sing und Auburn im Staate New-York. Von dem ersteren nahmen wir schon Gelegenheit zu sprechen; als fernere Illustration zu den dort herrschenden Zuständen könnte man noch hinzufügen, daß vor Kurzem dort eine geheime Schnapsfabrik im Gefängniß entdeckt wurde. Den Wärtern ist es bei Strafe sofortiger Entlassung strenge verboten, Spirituosa irgend welcher Art in die Anstalt einzuschmuggeln, den Züchtlingen zu verabfolgen, oder auch für den eigenen Gebrauch zu verwenden. Trotzdem fand es sich, daß die Sträflinge en masse betrunken waren und zu den schlimmsten Szenen, zu Insubordination, und, in Folge davon, zu harten Strafen Anlaß gaben. Man forschte der Quelle eifrig nach, und endlich entdeckte eine Spürnase die Wurzel des Uebels. Auf dem obersten Boden eines Gebäudes innerhalb der Gefängnißmauern fand man eine Spiritusdestillation; unter Beihülfe oder doch durch schweigendes Gewährenlassen mehrerer Bediensteten war es einigen ingenieusen Köpfen gelungen, dort eine solche herzustellen; die kostbare Flüssigkeit wurde zu hohen Preisen an solche Gefangene verschachert, die zahlen konnten. In Auburn saß lange ein berühmter Gefangener, der amerikanische Eugen Aram. Sein Name war Ruloff, er war jedenfalls eine merkwürdige Persönlichkeit, die schon in gar vielen Ländern gelebt hatte, ein reichbegabter, ja talentvoller Kopf, bei dem sich Spuren eines enormen Wissens vorfanden. Und trotzdem war er ein Verbrecher der schlimmsten Sorte, ein raffinirter Mörder, der die Gerechtigkeit schon oft genug düpirt hatte. Früher lebte er eine Zeit lang in einer kleinen Stadt im Staate New-York, die an einem See gelegen ist, er hatte Frau und Kind, besaß noch etwas Geld und gab vor, Studien zu treiben. Aber das Teuflische in seiner Brust

erwachte bald wieder, das ruhige, stille Leben konnte der gelehrte Bösewicht nicht ertragen, sein Kind schickte er zu einer Verwandten seiner Frau, und diese selbst ermordete er. Den Leichnam that er in einen Sack und warf die Last eines Nachts in den See. Die Unthat blieb nicht unentdeckt, er ward gefänglich eingezogen, doch nach längerer Haft aus Mangel an Beweisen entlassen und blieb im Städtchen wohnen. Doch den Bürgern graute vor ihm, jedes Kind auf der Gasse wußte es, daß er ein Mörder sei; daher bildete sich ein Vigilanzkomité der besseren Bürger, und Ruloff ward von diesem benachrichtigt, er habe den Distrikt innerhalb drei Tagen zu verlassen, widrigenfalls man ihn theeren und federn oder lynchen würde. Dies wirkte; Ruloff ging. Er verschwand gänzlich aus der Gegend. Jahre vergingen, und Niemand wußte, wohin er gegangen sei, die Geschichte war schon halb vergessen worden. Wo er gesteckt und gelebt hat, ist unbekannt; Ruloff war eine seltsame Persönlichkeit, schweigend und wenig mittheilsam, Enthüllungen hat er auch vor dem Galgen nicht gemacht.

In der Gegend der beiden Städte Albany und Troy wurde plötzlich eine Reihe von Mordthaten verübt, brutale Abschlachtungen, die mit raffinirter Schlauheit und Sachkenntniß ausgeführt wurden. Die Polizei verdoppelte ihre Wachsamkeit, Geheimpolizisten kamen aus New-York, um den Thätern nachzuforschen. Lange wollte es nicht glücken, endlich erwischte man einen Mann, dessen Identität mit Ruloff trotz alles Leugnens von den Bürgern jener Stadt festgestellt wurde, in der er früher mit knapper Noth dem Verderben entronnen war. Ruloff war bei dieser letzten Unthat Nachts vom Flusse aus in das Haus eines Kaufmannes eingebrochen, hatte ihn ermordet und so viel als möglich eingesteckt; beim Verkauf der geraubten Gegenstände erwischte man ihn. Es dauerte lange, ehe es zur Verurtheilung kam, zu einem Geständniß des Inkulpaten kam es überhaupt nie. Er wußte Richter und Advokaten durch gewandten Redestrom in Verwirrung zu bringen. In seinem Gefängniß war er mit Studien eifrig beschäftigt, Gelehrte, die ihn dort besuchten, erstaunten über seine glänzenden Geistesanlagen und über sein tiefes Wissen. Unterdessen hatte man ihm die Verübung des Mordes bis zur Evidenz nachgewiesen, die Geschworenen fanden ihn einstimmig schuldig, der Richter verurtheilte ihn zum Tode durch den Strick; doch Ruloff wußte noch einmal einen Aufschub der Vollstreckung des Urtheils zu veranlassen. Er wandte sich in einer Petition an den Präsidenten der Vereinigten Staaten und bat um seine Freilassung, sowie um eine Nationalbelohnung von einer Million Dollars, er habe ein großartiges Geheimniß mitzutheilen. Weitere Andeutungen machte er nicht; die Commission, die ihn examinirte, konnte nichts Positives aus ihm herauslocken. Vielleicht war es nur ein grober Schwindel;

daß er merkwürdige Sprachkenntnisse besitze, darüber waren Alle einig; ohne Bücher, nur mit Schreibmaterialien versehen, hatte er in seinem Gefängniß eine vergleichende Grammatik von fünfzehn Sprachen angefangen; ob er eine Universalsprache gefunden zu haben glaubte, ob er ein anderes vermeintliches Geheimniß auf dem Herzen hatte, hat Niemand mehr erfahren können. Die Petition wurde abschläglich beschieden, man ließ der Gerechtigkeit freien Lauf, er wurde gehenkt. Ohne Geistlichen, stumm und finster, ohne Furcht und Zittern, erlitt er den Tod.

XIII.

Boarding-Haus-Leid und Freud'.

Was ist ein amerikanisches „Boarding-House"? — Wie man es in einem solchen treibt und wie es darin zugeht, kann man vielleicht schildern, aber eine kurze deutsche Uebersetzung dafür dürfte sich schwer finden lassen, ebenso wenig wie für die englischen Ausdrücke comfort und gentleman. Comfort ist nicht nur Bequemlichkeit, es ist mehr als das, es ist der Reiz des Angenehmen und Häuslichen damit verbunden, es liegt in ihm der Ausdruck vollständigen Wohlbehagens. Im Winter denkt man dabei an ein wohlgeheiztes Zimmer, schwellende Teppiche, Blumen, eine Cigarre für den einsamen Junggesellen, dessen Leben Verhältnisse halber oder aus freiem Willen liebeleer geblieben ist — ein Quell, der im Sande verrinnt, sagt Bodenstedt-Mirza-Schaffy — und dazu gut sitzende Schlafschuhe, ein bequemer Schlafrock — ah! wie das zusammenpaßt! — und einige Dutzend angenehmer Gedanken dazu, ein gutes Abendbrot, zu dessen Verdauung man sich eben anschickt — und der Comfort ist fertig; im Sommer besteht der Comfort in der Abwesenheit von Moskowitern (ich bitte um Verzeihung, es heißt mosquitoes, aber meine Wittwe, die ewig trauernde, bei der ich lange wohnte, pflegte sie krampfhaft Moskowiter zu nennen), kühlem Luftdurchzuge, Abwesenheit von Staub, einem Glase Eiswasser mit Rothspon und viel, sehr viel Ruhe — wie kann man dies Alles mit einem einzigen Worte schlagender ausdrücken, als mit dem Ausdruck Comfort? Aehnlich verhält es sich mit der Bezeichnung „Gentleman"; das ist nicht blos ein gut gekleideter Herr, ach nein, da gäbe es viele Tausende von Menschen in Amerika, die deswegen den Titel beanspruchen könnten, alle professionellen Spieler und Ward-Politiker zum Beispiel — ein gentleman ist ein Herr, der gute Manieren hat, der sich in Gesellschaft von Damen nie die Zähne stochert, der bei'm Essen nur die Gabel gebraucht und sich nicht mit dem Messer die Speisen in dem Mund stopft, der keine blaugefrornen Finger zeigt, sondern Handschuhe trägt, dessen Stiefel

gewichst sind, der reine Wäsche an hat, und der — nun kommt die Hauptsache — sich stets anständig benimmt, nicht laut schreit und lacht, und auch stets anständig, menschenwürdig, nobel denkt — und des letzteren Erfordernisses halber giebt es nicht so gar viele gentlemen, und Viele, die sich dafür ausgeben möchten, sind es im Grunde ihres Herzens gewiß n'cht .....

Mais revenons à nos moutons Ein boarding-house ist keine Restauration oder Kosthaus, eher eine Art Schweizer-Pension, und auch das nicht einmal. Es ist eben eine idiomatische Phrase, die man ebensowenig ins Deutsche übertragen kann, als der Englisch-Redende das Wort Hand-Schuh oder Meer-Busen wörtlich zu verstehen im Stande ist. Ein boarding-house ist eine Privat-Speise- und Wohnanstalt, die eigentlich wenig Privates an sich hat, denn Jeder kann sie benutzen, der fünfzehn bis hundert Dollars per Woche verdient; es ist vor Allem aber eine Wirthschaft, in der die ungezwungenen Opfer der Verhältnisse mit „hash" gefüttert werden. Hash ist auf deutsch: kurzgefaßte oder gedrängte Revue der Woche — was Fleisch anbetrifft; man sieht, wie schwerfällig die reiche deutsche Sprache ist, die so vieler Worte bedarf, um einen, allerdings den boarding-house-Wirthinnen selber oft unklaren Gegenstand anschaulich darzustellen. Hash giebt es an vielen „Plätzen", wie sich der sprachbegabte Deutschamerikaner ausdrücken würde, jeden Morgen, sicherlich aber am Ende der Woche, um des Vergnügens zu genießen, die Speisekarte der vergangenen Tage noch einmal in möglichster Conzentrirung bewundern zu können.

Daß es in Amerika so viele Boardinghäuser giebt, hat seine Ursache in den Verhältnissen und im Charakter der Bewohner. Ein guter Theil der Amerikaner hat einen im herrschenden Heuchelsystem begründeten Widerwillen gegen Restaurationen, weil dort Spirituosa offen verschenkt werden; auch giebt es oft keine in der Nähe. Ich wohnte einmal in der 45sten Straße auf der Westseite New-Yorks; im Umkreis einer englischen Meile entsinne ich mich aber nicht, eine öffentliche Speiseanstalt angetroffen zu haben, außer Hotels, deren Preise für gewöhnliche Mahlzeiten durchschnittlich zu theuer sind. Zu jedem Bissen Nahrung mehrere Straßen weit laufen zu müssen, wird aber selbst für den geduldigsten „bachelor" (Junggesellen), der an Unbequemlichkeiten gewöhnt ist, gewöhnlich zu viel. Auch Verheirathete benutzen die Boardinghäuser und leben in ihnen; entweder sind es junge Ehepaare, die sich noch kein eigenes Heim haben gründen können, da ihnen die Mittel zur Ausstattung fehlten; oder es sind kinderlose Beweibte, die sich die Mühe des Haushaltens ersparen wollen. Ein echter Deutscher würde diesen letzteren Fall allerdings nicht begreifen können; denn es gehört eine gewisse Selbstüberwindung dazu, stets unter Fremden zu leben, sich mit fremder

Möbeln zu begnügen und alles das zu entbehren, was eine Häuslichkeit lieb und angenehm macht; aber der Amerikaner, der in den großen Städten, in der „modernen Lebensbarbarei" lebt, hat oft wenig Sinn für eigenen Besitz; es ist praktisch, im Boardinghaus zu wohnen, und das genügt. Du bezahlst jede Woche deine stipulirte Summe, und dafür hast du keinen Aerger mit Hauswirthen, Handwerkern, Dienstmägden und anderen Anhängseln des Lebens, die manchen Verdruß bereiten.

Es giebt Sommer-Boardinghäuser und permanente. Die ersteren befinden sich im Lande, am Fluß oder See, im Walde oder in der Nähe eines Bades, und sind nur auf die Saison berechnet, daher auch preiswürdiger, das heißt, höher in ihren Preisen als die permanenten; wer lange Monate in ihnen verbringt, wird sicherlich an Gewicht nicht zunehmen. In den letzteren bekommst du für den Preis von zehn Dollars an per Woche ein Schlafzimmerchen, das vielleicht mit einem invaliden Sopha und drei ausgedienten Stühlen versehen ist. Zu deiner Verfügung steht aber der gemeinsame Parlor, das Besuchszimmer, um dort Visiten zu empfangen, den Veilchenfresser zu spielen und zu gähnen, was in Gemeinschaft mit anderen Mitleidern und Mitdulderinnen interessanter sein soll. In die Boardinghäuser besserer Klasse gelangst du nur durch eine Empfehlung, die halb und halb die Bürgschaft involvirt, daß du im Stande und Willens bist, deinen wöchentlichen Tribut pünktlich zu entrichten. Die Boardinghauswirthin besitzt einen feststehenden Typus; sie ist stets aus sehr guter, höchst respektabler Familie und hat nie ihr Lebelang dem Geschäft des Boardinghaus-Haltens obgelegen; ach nein, sie hat immer einmal früher, in lange vergangenen Tagen, ein besseres Loos genossen und eine würdigere Existenz geführt; an elegischen Andeutungen der Art fehlt es nie, entweder war es der Krieg, der ihr den Ernährer raubte, oder ein „accident", ein Unglücksfall, oder eine verfehlte Spekulation, die sich der Selige so zu Herzen nahm, daß er dieses Jammerthal mit dem himmlischen Elysium vertauschte. Die schwarze Trauerkleidung ist daher in den meisten Fällen gerechtfertigt, außerdem steht das schwarze Gewand der noch rüstigen Wittwe ganz gut, und endlich ist es wohlfeil; es ist auch in solchen Fällen angebracht, wo der liebende Gemahl keineswegs verstorben ist, sondern ein Roué oder Taugenichts war und ohne Ceremonie des Abschiednehmens nach dem Westen, in das kalifornische Goldland, oder nach Canada, dem Kein-Goldland, durchbrannte. Von solchen Fällen spricht man aber nicht gern, denn warum „der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl nähren?" was Virgil mit: infandum regina jubes renovare dolorem ausdrückt, und Blumauer durch

„Infantin, du befiehlst,
Daß ich den Schmerz erneu're,"

travestirt. — Manchmal existirt aber auch noch der Mann seiner Frau, der Boardinghauswirthin; und in diesem Falle giebt es auf Gottes Erdboden keine bejammernswerthere Existenz, als die seinige; er steht als unnützes Hausmöbel überall im Wege, muß essen, was übrig bleibt, wird schnöde angeranzt oder gar nicht beachtet, und wundert sich vielleicht selber manchmal über das nicht wegzuleugnende Faktum, daß er noch die süße Gewohnheit des Lebens weiter genießt.

Wie der Wirth, so der Gast. In den boarding-houses trifft man durchgehends stereotype Menschen, die oft gar keinen Namen gebrauchen und mit einer Nummer versehen ebenso gut durch's Leben stolpern könnten. Kaufleute jeder Branche, von dem Bankcommis an, der hohes Salair bezieht, und von dem die Wirthin mit unterthänigen Geberden nur zu flüstern wagt, bis zum stellenlosen Glücksjäger, der noch so grün ist, sind in allen Schattirungen vertreten, daneben giebt es Lehrer, Studirende der Gottesfurcht, Jünger der Medizin — kurz, Leute von jedem Lebensalter und jeder Nationalität, die nur darin sich gleichen, daß ihnen allen, falls sie nicht vorübergehend im Hause leben, dasselbe Gepräge der Heimathslosigkeit, Langeweile und Oede aufgedrückt ist. Ein Mensch, der stets im Boardinghause lebt, ist in meinen Augen ein geistloses und unbedeutendes Individuum. Noch viel ausgesprochener ist der Charakter des weiblichen Theiles der Boardinghausbevölkerung. Unter dreimal Schminke per Tag thun die zarten Damen im Boardinghaus es nicht, eine Schätzung ihres Alters ist darum von vornherein unmöglich, da man nie weiß, wo die Natur beginnt und die Kunst aufhört, oder umgekehrt. Sie sind gewöhnlich steif, prüde, äußerlich geleckt, innerlich hohl; trotzdem und obwohl sie nicht mehr im ersten Mai des Dasein stehen vielleicht aber auch gerade deshalb, sind sie für Liebe nicht unempfänglich. Etwas „flirting", Cour machen und den angenehmen Schwerenöther spielen, fällt in den meisten Boardinghäusern vor, nach Herzen wird stets geangelt, wobei es sich leider ereignet, daß der kühne Fischer statt der Lachsforelle einen alten zertretenen Schuh aus dem Schlammgewässer der Boardinghausgesellschaft emporangelt.

Monoton, wie das Essen, ist die Unterhaltung, dieselben Gemeinplätze wiederholen sich, die zum „hash" wunderbar passen. Die Damen sind oft leidend und „nervös", die Herren dyspeptisch und biliös. Gegessen wird im Allgemeinen nicht viel, die Speisen sind äußerlich wohl ansehnlich, aber saftlos und kraftlos, gleichgültig. Nur zuweilen findet sich ein Grüner, der es noch wagt, in das zähe Gemisch von Sehne und hartnäckiger Muskelfaser tapfer einzuhauen; seine Kraft wird bald erlahmen, keine Kinnlade hält es aus, ein energisches Ringen gegen die Stücke von bejahrtem, schwerhinwandelndem Hornvieh und altehrwürdigen Hühnern auf längere Zeit

mit Erfolg durchzuführen. Und eine kritisirende Aeußerung darüber nutzt absolut nichts, sie bewirkt nur, daß du geringschätzig angesehen und bei der Bedienung vernachlässigt wirst. Außerdem schlägt Herr „Edwards" jeden Einwand gegen die Güte des Tisches nieder, Herr Edwards ist sehr redselig und fähig, ohne jede Veranlassung einen Schwall von Worten loszulassen, eine solche Sündfluth von Phrasen, daß es unmöglich ist, dagegen anzukämpfen. Ich habe ihn in geheimem Verdacht, der „Schlepper" der Kostanstalt zu sein, der wenig zahlt und dafür dem Geschäft durch Anpreisung und durch Zuführung ahnungsloser Rekruten aufhilft. Eine Figur à la Edwards ist in den meisten Boardinghäusern zu finden, die entweder dem angedeuteten Geschäfte obliegt oder es mit Madame hält, die auch noch hier und da eines fühlenden Herzens sich erfreut. — Nach dem Essen geht es in den Parlor, und von dort oft zu einem gemeinsamen Spaziergange, oder in die Kirche. Gelegenheit zu Erörterungen, Besprechungen, Erkennungen und Bekenntnissen einer schönen Seele, oder mit einem Berliner Wort: zum Reinfall, ist vorhanden. Chacun à son goût.

Und wie verlockend ist nicht das Bild der jungen Ehegatten dort drüben, die zwei Wochen verheirathet sind und ihre Honigmonate in diesem Eden verleben! Wie aufregend ist ihr Geflüster, das Erröthen der jungen Frau, die einen halb vorwurfsvollen, halb zärtlichen Blick auf ihren Gatten wirft, der ihr eben eine scherzende Bemerkung zugewispert hat! Ein unbestimmtes Sehnen beginnt in dem Busen der älteren Jungfrau aufzusteigen, das sich später in der geborgten Empfindung eines Bravourstückes auf dem Piano Luft machen wird. Wie viele Tragikomödien werden in diesen Häusern aufgeführt, von denen nicht wenige in Ehen nach dem Typus des Ehepaares Lammle (siehe Dickens) sich aufzulösen bestimmt sind! —

Herr Jones war ein Mann Anfangs der Dreißiger mit intensiv braunem, etwas gelocktem Haupthaar, dito Augen und Schnurrbart, dem die weiße Binde, die er gewöhnlich trug, um so besser stand, als sein Gesicht eine gewisse Röthe zeigte, die nicht ohne Ursache war. Und die Unschuldsbinde gebührte ihm auch, denn er war in einem kirchlichen Büchergeschäft angestellt und hatte dort in täglicher Berührung mit dem Ballast von Frömmigkeit in Gestalt von Büchern, Traktätlein und milden Reverends soviel Sinn für Heiligkeit empfangen, daß er beschlossen hatte, selber Geistlicher zu werden.

„Nur lumpige tausend Dollars, hatte mir Herr Jones, der bei Tische mein vis-à-vis war, einmal in einer schwachen Stunde, bei einer Anwandlung von konfidentieller Freundschaft erzählt, und ich wollte meinen Weg schon machen." — Sie müssen heirathen, erwiderte ich im Scherz, machen Sie eine gute Partie, es kann Ihnen nicht fehlen, ein Mann von Ihrer Bildung (er hatte in seinem Geschäft einige Konversations-Lexikon-Kenntnisse gesammelt) und Ihrem ge-

fälligen Auftreten (Herr Jones stand vor dem Verschönerungsglas und zupfte wohlgefällig an seinem Bärtlein) kann bald sein Glück machen. — Und Herr Jones machte es, im Boardinghause. Er litt ewig an Dyspepsie, konnte nichts verdauen und aß wenig, dazu sein rothes Gesicht — ei, ei, Herr Jones, Sie frommer Schäfer, sollten Sie etwa — — — Ich drängte mich das nächste Mal vor dem Essen geflissentlich in seine Nähe und veranlaßte ihn zum Sprechen — es war zweifelsohne, der Balsamduft, der von Herrn Jones herkam, stammte nur aus einem Flaschengeist — Whisky oder Brandy, es blieb sich gleich, eins von beiden konsumirte er nothwendigerweise in reichlichen Mengen.

In dem Boardinghause befand sich eine Deutsche, eine ältliche, stille Jungfrau, die als Erzieherin, Gesellschafterin und Nätherin sich anspruchslos und ehrlich durch das Leben geschlagen hatte. Sie war sehr schweigsam und ruhig, voll frommer Milch der Denkungsart, einfach gekleidet, mit glatt gescheiteltem, eng anliegendem braunen Haar. Sie schien sehr still und gleichgültig zu sein, war langweilig bis zum Uebermaß und konnte Stunden lang aus ihrem leeren Herzen in die Leere blicken. Ihr Leben war ohne jede Aufregung, glatt und sicher, verlaufen, Stürme hatte sie nie erfahren, aber auch keine Süßigkeiten. Sie stand schon in den vierzigern, hatte aber jenes zweifelhafte, glatte Gesicht, das der Neugierde des gewiegtesten Alterthumsforschers spottet und ebensogut auf fünfunddreißig hinweist. Sie hatte sich einige tausend Thälerchen erspart und war in die Periode des weiblichen Daseins getreten, in der die Frauen und Fräuleins oft um jeden Preis heirathen wollen. Mit Herrn Jones hatte sie schon immer auf freundschaftlichem Fuße gestanden, ich hatte sie schon zusammen ausgehen und angelegentlich mit einander sprechen sehen, aber nichts Arges dabei gedacht.

Einige Monate später, als ich das Boardinghaus verlassen hatte, war das Verhältniß offenbar geworden. Vierzehn Tage darauf waren sie Herr und Frau Jones und lebten sicherlich wie die Turteltauben, so lange das Baargeld vorhielt. Herrn Jones sprach ich von ungefähr auf der Straße, sein Gesicht war noch röther, er roch bedeutend nach Feuerwasser und litt noch immer an Dyspepsie, wie er mir auf meine theilnehmende Frage gestand. Er studirte jetzt mit „Zwei-Pfarrer-Kraft", um es zum einfachen Pfarrer zu bringen, und da das viele Studiren angreift und der Gesundheit nicht sehr zuträglich sein soll, erfrischte er seine Lebensgeister durch aqua vitae, das Lebenswasser. Nach einem Jahre erblickte ich ihn wieder, es war der alte Herr Jones und doch nicht, er sah jetzt weit feierlicher und würdevoller aus, seine Halsbinde war noch größer und wo möglich noch weißer geworden, er hatte sein Ziel erreicht und war bereits ordinirt. Seine Frau hatte Glück, sie hatte sich plötzlich erkältet und

war sehr rasch und unerwartet verstorben, vielleicht ohne den wahren Charakter ihres Gemahls vollständig durchschaut zu haben, ihr Geld war fast verbraucht, wie mir eine ihrer früheren Freundinnen später mittheilte. —

In der 19ten Straße in New-York kam ich häufig in ein feines Boardinghaus, in dem ein Freund von mir seine temporäre Wohnung aufgeschlagen hatte. Mein Freund war eine jener redlichen, tiefinnerlichen norddeutschen Naturen, die dem Leben und dem Fremden meistens nur eine kalte, ja, fast schroffe und abstoßende Seite zeigen, die erst liebenswürdig und schätzenswerth werden, wenn sie aufgethaut sind, die durch längere Bekanntschaft nie verlieren, sondern überall gewinnen. Er war ein tüchtiger Arbeiter, der in Amerika gut durchgekommen war, er stand eben davor, als jüngerer Partner in das Geschäft einzutreten, in dem er lange gearbeitet hatte, und ward von Allen, die ihn näher kannten, geachtet. Eins aber wußten Wenige, daß der äußerlich kühle, stille und ruhige Mensch eine tiefleidenschaftliche Seite und ein sinnliches Temperamet besaß.

Das Boardinghaus, in dem er residirte, war eins der besseren oder besten; das Essen und die Einrichtung waren gut, hash gab es nur am Sonnabend, und mein Freund, der es aus Prinzip nicht anrührte, hatte eine Extraschüssel, da er in der Lage war, reichlich zahlen zu können. Sein Zimmer war besonders gut möblirt, da er sich, wenigstens zum größten Theil, seine Möbel selbst erstanden hatte. Frau Douglas, die Inhaberin, erschien stets in schwarzer Seide und hatte im ersten Augenblicke wirklich etwas Würdevollimponirendes. Man munkelte allerdings über ihren früheren Lebenslauf, aber das war, wie sie selber, passé, sie stand in den fünfzigern. Eines Sonntags, als ich meinen Freund zu einem Ausflug abholte, bemerkte ich eine blauseidene Schönheit dort, eine rothlockige Erscheinung mit dem englischen auburn-Teint, man stellte mich ihr pflichtschuldigst vor, es war die Nichte der Madame; sie war schlank und groß, dabei voll und üppig. Ich neckte meinen Freund nachher mit der Gefährlichkeit dieser Boardinghauspflanze, er wich aus und brachte das Gespräch bald in ein anderes Geleise. Das fiel mir damals gleich auf, doch schwieg ich. — Es vergingen einige Monate, ich hatte meinen Freund weniger oft gesehen, da erhielt ich die Nachricht von seiner Vermählung. Ich war aufs höchste erstaunt und eilte zu ihm, er war verreist, die rothlockige Nichte hatte den dunkelblonden, schönen Deutschen eingefangen.

Zwei Jahre mochten verflossen sein, ich war aus der Stadt fortgezogen, wohnte aber in der Nähe. Eines Sonnabend Morgens, sehr früh, klopfte es an meiner Thür, mein Freund stand vor mir, nicht mehr blühend und frisch, eine bleiche, einsinkende Gestalt. Der Grund seines Kommens war bald erklärt, in seinen kurzen abgerissenen

Worten zog eine lange Leidensgeschichte an mir vorüber. Seine Frau hatte einen Cousin, und der war Hausgast und Hausfreund bei meinem Freunde geworden, es war ein Oberst, ein alter Jugendfreund der Frau, der erst selten, dann aber oft und öfter erschien. In der Ehe war eine Lücke, ein tiefer Riß, den nichts auszufüllen im Stande war. Mein Freund war kein Gelehrter, aber nicht ungebildet, er hatte gute Schule genossen und interessirte sich für Kunst und Literatur wärmer, als Leute seines Berufes es meist zu thun pflegen. Ein Kirchengänger war er nicht, aber er war religiös, er dachte in jeder Weise tolerant, er nahm es Niemandem übel, daß er in die Kirche ging. Seine Frau war in ihrer Weise und für amerikanische Verhältnisse nicht ungebildet, aber von europäischer Bildung hatte sie keine Spur, auch kaum ein Interesse für die „zerfallene Civilisation" der alten Welt, sie war im engbegrenzten Horizont amerikanischer Anschauungen aufgewachsen nnd verstand ihren Gemahl kaum; er hatte gehofft, durch seine volle Liebe die Kluft ausfüllen zu können — eitles Wähnen! Anerzogene und mit der Muttermilch und der Luft eingesogene Vorurtheile lassen sich nicht so leicht abgewöhnen. Sie besuchte die Kirche, erst selten, später mehr, je öfter der cousin colonel erschien, desto häufiger frequentirte sie das Gotteshaus. Das mußte selbst meinem Freunde auffallen, der sonst in manchen Punkten ein arglosses Kindergemüth besaß, es erfolgten einige Scenen, hinterher Versöhnung, aber das Uebel wuchs. Endlich hatte mein Freund den colonel absichtlich beleidigt, um ihm sein Haus zu verleiden; der tapfere Krieger hatte ihn gefordert. Ich sollte ihn auf dem Gange begleiten. „Es ist eine kindische Geschichte, sagte er zögernd, und sah mich an, was soll ich thun? und wie soll ich sonst Ruhe bekommen". — Ein Duell in Amerika ist ein Anachronismus, versetzte ich, das Ritterliche ist hier schlecht angebracht. Ist etwas Positives geschehen, daß Du ihn niederschießen müßtest? — „Wo denkst Du hin, erwiderte mein Freund eifrig, und die Röthe stieg in seine Wangen, nichts derart, aber ich habe ihn gröblich insultirt." — Dann werdet ihr beide in die Luft schießen, sagte ich, Du hast Dein Wort schon gegeben? — Er bejahte es. — Das war voreilig, doch nun ist es zu spät, ich komme natürlich mit, aber nur unter der Bedingung, daß Du mich nicht zum Versöhnungsfrühstück einladest. —

Wir gelangten nach langer und langweiliger Fahrt an den Ort des Rendezvous. Ich drückte meinem Freunde die Hand. „Ich wollte, sagte er, der Oberst — — —" er verschluckte die nächsten Worte, ich wußte, was er sagen wollte, der Tod war ihm nicht unwillkommen, ich kannte seine tief angelegte Natur, er konnte mit dem steten Verdacht nicht leben. Das Duell verlief wie die meisten solcher Zweikämpfe, und wie ich es erwartet hatte, es war eine Farce, de

Oberst hatte ein tückisches, aber hübsches Gesicht mit schwarzgefärbtem Schnurrbart, er machte ganz den Eindruck eines Spielers oder fettglänzenden Wardpolitikers auf mich und hatte sicherlich keine Lust, einen Mord zu begehen, der seine soziale Stellung in Frage bringen mußte; und doch hatte ich ihn zu milde taxirt, er gab meinem Freunde einen guten Streifschuß, dann war Alles vorüber, die Gegner schüttelten sich die Hände, mein Freund versprach mir, mich nächstens wieder zu besuchen — ich wußte im Voraus, er würde nicht kommen und wußte auch, warum . . . . . .

Fünf lange Jahre waren vergangen, da fand ich seine Todesanzeige. Seine Frau war vor zwei Jahren durchgegangen, und um sie war es auch nicht Schade; aber mein Freund, der blühende, starke, gesunde Mann, er war an seiner Liebe gestorben — „welche sterben, wenn sie lieben"! Es ist das alte Lied, das so süß und so trübe klingt! — „Ja im Gedicht," setzt der behäbige Spießbürger hinzu, der sich lächelnd auf seinen Wanst schlägt; „im Leben ist es nicht so schlimm." Die meisten Menschen mögen an eine solche Intensivität des Gefühls nicht mehr glauben, weil das ihrige längst eingefroren oder mit dem Spiritus jüngerer Jahre verflogen ist. Das Menschenherz bricht nicht so leicht, sagt der moderne Epikuräer und pfeift dazu. — So leicht nicht, und doch bricht es, und, sagt Byron, es sterben mehr daran, als ihr denkt. Mein Freund muß wohl auch vom Stamm der Asra" gewesen sein. Wir haben ihn oben auf der Höhe eingescharrt, wo fern das atlantische Meer gegrüßt, und mir war, als sei ein gutes Stück meiner Jugend mit ihm versenkt worden — und Alles um eine Boardinghaus-Liebe! —

Das Tragische wiegt aber im Boardinghausleben nicht vor, ach nein, weit eher und öfter der Gegensatz. Wer lange Zeit im Boardinghaus gelebt hat und noch reines Herzens zu sein behauptet, ist in meinen Augen ein Humbuger und Hypokrit. Bei den meisten Ehen, die aus Boardingshausbekanntschaften herstammen, sind beide Theile gleich betrogen; ja, es kommt vor, daß Personen, die um des Geldes willen von dort geheirathet haben, später zu der unverhofften und unwillkommenen Entdeckung gelangen, daß sie nur aus Liebe den Bund fürs Leben geschlossen haben, die dann aber doch etwas unfreiwillig sein dürfte. —

In einem Boardinghause auf der Westseite der Stadt traf ich mit einem Deutschamerikaner zusammen, der in einem Bankgeschäft thätig war; es war ein harmloses Menschenkind, das sich auf seine Schlauheit etwas einbildete, sonst aber sehr bescheiden auftrat. Große Fertigkeit glaubte er in der Kunst zu besitzen, den Hof zu machen, war auch beständig in irgend ein Liebesabenteuer verwickelt, nahm solche Verhältnisse stets auf die leichte Schulter und lachte darüber, wenn ich ihn warnte, sich nicht zu tief einzulassen. Er war der ent-

schiedene Liebling des Hauses, sagte sogar der fetten Boardingmadame Schmeicheleien, wenn er mit ihr allein war, erhielt in Folge dessen die besten Bissen zugesteckt und schwamm oft in Liebeswonne. Auch seine Stunde schlug. Eine schwarzlockige Irländerin, die noch dazu Vermögen besitzen sollte, fesselte ihn so, daß er sie heirathete. Die glücklichen Ehegatten verbrachten noch einige Monate in dem Boardinghause, dann wurde es dem Deutschen dort zu ungemüthlich, er sehnte sich nach eigener Häuslichkeit, miethete sich einen Stock in der 17ten Straße, möblirte die Zimmer hübsch aus und zog glückselig in sein neues Eden ein. Aber im Paradiese fehlt die Schlange nie, und das war seine eigene Frau, die ihm nach dem ersten Sonnenschein des Glückes eine Reihe von Regentagen schenkte, welche ihm seine Liebe und seine Ehe gründlich verleideten. Der Traum des vorgespiegelten Vermögens zerrann allmählich, sie hatte Geld — aber in Aussicht, da sie eine kinderlose Tante zu beerben hoffte; kam er an Wintertagen nach Hause, so fand er sein Zimmer ungeheizt, die Stuben waren ungekehrt, das Essen verbrannt oder gar nicht vorhanden. Er gab es auf, seine bessere Hälfte zu bessern, leichtlebig, wie er war, und von moralischen Gewissensbissen nicht geplagt, verkaufte er seine Ausmöblirung unter der Hand an einen Händler und zog in den Staat New-Jersey hinüber — aber ohne seine Gemahlin, der er ein Handbillet mit einigem Gelde hinterließ, worin er ihr mittheilte, daß er diesem unerträglichen Zustand gegenseitiger Abneigung und Gleichgültigkeit ein Ende machen wollte. Kinder waren nicht vorhanden, er rieth ihr, in die Arme ihrer Mutter zurückzukehren. Monate vergingen, seine Gattin ließ nichts von sich hören, sie wartete, um ihre Rache vollständiger zu machen. Triumphirend erzählte er mir eines Tages, seine Frau schiene sich in ihr Schicksal gefunden zu haben und dächte nicht mehr an den Treulosen. Er bezog wieder eine Wohnung in der Stadt, und da ihm das Leben im Boardinghause gründlich verleidet war, miethete er sich zwei Zimmer, die er selber ausmöblirte, und aß in einer nahe gelegenen Restauration. Sein Herz hing besonders an zierlichem und geschmackvollem Möblement, er hatte sich seine beiden Räume höchst komfortabel, ja glänzend eingerichtet und ahnte nichts von dem Damoklesschwert, das über ihm schwebte. Seine Ehefrau hatte ihn nie aus den Augen verloren; sobald er sich neu einmöblirt hatte, fuhr sie eines Morgens — ob mit einem richterlichen Befehl versehen, erfuhr ich nicht — in seine Wohnung, wußte sich Einlaß zu verschaffen und ließ das gesammte Mobiliar ausräumen, mit dem sie triumphirend verschwand. Am Abend kehrte er nach Hause zurück und fand nur die traurige Leere der Wände vor, er mußte wieder in's Boardinghaus ziehen. Allein auch dort ließ sie ihm jetzt keine Ruhe, sie sollte einen Theil seines Gehaltes an sie abtreten, da er sich hier

nicht verstand, verhaftete man ihn eines Tages. Er stellte Bürgschaft und verließ das Gefängniß, um mit dem nächsten Dampfer nach Europa zu flüchten. Er hat seine Boardinghaus-Liebe und -Erfahrung sicher nie vergessen. —

Ein anderer Deutscher, den ich kannte, war in einem Boardinghause an eine junge Wittwe gerathen, er ging öfters mit ihr spazieren und führte sie mehrmals in's Theater, dachte aber durchaus nicht daran, seinen Junggesellenstand mit einem andern Stande zu vertauschen. Doch in Amerika kann man zur Liebe gezwungen werden und nicht nur heirathen, sondern auch geheirathet werden. Als er Miene machte zu scheiden, verklagte ihn die holde Dame wegen eines Eheversprechens, sie stellte Zeugen, welche die Wahrheit ihrer Aussage beschworen, Geld besaß er nicht, um sich loszukaufen, als Märtyrer des Junggesellenprinzips in's Gefängniß zu wandern, behagte ihm auch nicht. So ergab er sich in's Unvermeidliche und ward mit der Liebeglühenden ehelich verbunden; aber er hielt nicht lange vor, eines Tages verschwand er spurlos, er war nach den Gestaden des stillen Ozeans gezogen, um dort, a sadder and a wiser man, betrübter und klüger, eine neue Laufbahn zu beginnen. Und das Alles um eine Bekanntschaft im Boardinghause! —

Nicht jedes Boardinghaus ist eine Mausefalle für den Unverzählten, es giebt auch Häuser, in denen Alles höchst achtbar zugeht, in denen eisige Frömmigkeit und verknöcherte Wohlanständigkeit ihre höchsten Triumphe feiern und eine kühle Atmosphäre erzeugen, die für Liebeleien impraktikabel erscheint. Es giebt auch Häuser, in denen ein wohlwollendes Entgegenkommen neben guter Sitte und recht wohl genießbaren Speisen nicht zu vermissen brauchst, deutsche Boardinghäuser, in die sich ein Hauch deutschen geselligen und gemüthlichen Lebens verzogen hat. Wißbegierige und lerneifrige Amerikaner, denen es um etwas Kenntniß der deutschen Sprache zu thun ist, suchen die letzteren gern auf, um neben der Abfütterung einen Kursus in deutscher Konversation gratis durchzumachen; in einem solchen, übrigens wohlachtbaren Hause, geschah es, daß die Hausfrau ihren Eßkunden einen Pudding vorsetzte, der Rosinen und eine sparsame Idee von Rum enthiel,; der zunächst sitzende Amerikaner, ein Studiosus der Geistlichkeit, nahm ein Stück, roch den Antitemperenzfrevel und sprach vermessen und feierlich das fürchterliche Wort: „Rum!" mit exemplarischer, klarsträubender Verachtung aus, die Löffel und Gabeln seiner Nachbarn fielen darob entsetzt aus den Händen. Sie weigerten sich, davon zu essen. Die Speise verstieß gegen ihr Mäßigkeitsgelübde. Die barbarischen Deutschen, die am Tische saßen, ließen sich das teuflische Gericht vortrefflich munden.

Je frömmer es in einem Boardinghause zugeht, desto verdächtiger ist es. In Hoboken existirte eine solche Kostanstalt, in der das

Gebet bei der Mahlzeit nie fehlte; der Hausfreund, ein Prediger der Episkopalkirche, sprach dort oft in eigner hochwürdiger Person den Segen; am Sonntag ging das ganze Haus einmüthig in die Kirche. Und doch war es eine schändliche Lasterstätte; denn der Reverend, der mit reinen Händen das Abendmahl am Sonntag unter die Gemeinde vertheilte, stand in sehr nahen Verhältnissen nicht nur zu der erwachsenen, üppigen Tochter, sondern auch zu der lüsternen Mutter, und die „Boarders" folgten seinem Beispiel; über Allem aber hing der dichte Schleier des geistlichen, hochgeachteten Namens und der augenscheinlichen Frömmigkeit. Der Schleier zerriß endlich, und es zeigte sich der erstaunten Welt eine solche Versunkenheit und Abwesenheit menschlicher Scham, wie sie selbst am Hudson auffallen mußte. Die Gemeinde erklärte nach Veröffentlichung dieses letzten Boardinghausskandals, sie wollte eine reinere Hand am Tisch des Herrn sehen, sie dachte vielleicht an das Wort aus Lenau's Albigenserm:

„Sieh ein Aas hier liegen in der Fluth,
Durch das Aas kam dir der Quell gegangen,
Doch du hast ihn freudenvoll empfangen,
Und er kühlte deines Herzens Gluth.

Fließt für uns des Heilands Wort zu Thal,
Geht ihm durch die Sünder und die Thoren
Doch die Gottesfrische nicht verloren
Und die Kühlung heißer Erdenqual."

Aber der Ketzergreis erwidert:

„Doch wisse, Mönch, und sag' es den Prälaten:
Wir wollen oberhalb des Aases trinken!
Gerad' in's Herz will unser Gott uns fließen,
Nicht durch den Mund des Lasters sich ergießen!"

Und dieser berechtigten Ansicht schließen wir uns an. —

XIV.

Amerikanische Seltsamkeiten. Mahlscenen.

In unserer Zeit ist es schwierig geworden, etwas Neues i deutscher Sprache zu schreiben; der deutsche Geist ist von eigen und fremder Literatur etwas vollgepfropft. Gar zu leicht stolpert man üb die Pflöcke von Citaten, die gleich Fußangeln, ähnlich wie in Amer die Annoncen, überall ausgelegt sind, selbst in der Wildniß, wo m

ganz allein zu sein vergebens träumt; mit dem Kopf stößt man an geflügelte Worte, wenn man Citate vermeiden will, und gewisse Themata sind mit der an den Deutschen schon so oft gerühmten Gründlichkeit schon so oft beackert worden, daß selbst das bescheidenste Blümchen auf dem humuslosen, entwässerten Boden nicht mehr gedeihen will. Ich saß neulich in der zweitgrößten deutschen Stadt, nämlich in New-York, die Frühlingssonne schien nach der langen Winterqual ermuthigend in mein Zimmer, in das ein Hauch von Blüthenduft, von jungfräulichem Blättergeruch und frischer Lenz-Luft und -Lust drang, draußen blühten die weißröthlichen Sträucher, die dem Pfefferbusch ähnlich, sich gar nicht erst die Mühe geben, in Blätter auszuschlagen, die doch Keiner ansieht, sondern von Kopf bis zu Fuß sofort eine einzige Blume repräsentiren — mein Herz ging mir auf, ich spitzte schon die Feder, um meine Empfindungen in Worte zu kleiden, und ich that es, (doch fürchte kein Attentat, freundlicher Leser und liebenswürdige Leserin, es ist schon vom Papierkorb verschlungen) ich las mir selber mein kleines Frühlingslied vor, und es gefiel mir nicht übel — aber erschrocken schob ich es wieder bei Seite — ein Gedicht über den Frühling! Wie absurd! Das ist schon zu ausgetreten, man mag sich drehen und wenden, wie man will, der Frühling ist in Deutschland schon lange todtgesungen, man mag die farbenreichsten, üppigsten Worte à la Hamerling hervorsuchen, oder die farblosesten à la..... (hier lasse ich für Liebhaber eine leere Stelle zum Ausfüllen nach eigener Wahl), es will's nicht mehr thun — originell, mein Bester! und über den Frühling giebt es nichts Originelles mehr, die ganze deutsche Empfindung darüber ist nur noch ein Anklang.....

Es ist jetzt, hüben und drüben, eine wahre Hetzjagd nach Originalität; die versteckteſten Thäler sind nicht mehr sicher, Nordpol und Sahara sind dem Berliner Weißbierphilister, wie dem Leser des „New-Yorker Herald" schon so bekannt, daß beide nur noch gähnen, wenn man davon sprechen will, Californien und die anderen Paradiese am Stillen Meer sind durch Bret Harte und Cincinnatus Heine Miller abgeklapperte Themata geworden, Japan — pah! Es giebt ja Japanesen genug in Berlin und New-York, der märkische Sand ist schon ebenso gut besungen worden, wie der Kaukasus, und das Land der Pyramiden ist nur eine Vorstadt, etwas hinter Charlottenburg, es ist unmöglich etwas noch nie Dagewesenes zu leisten, es giebt nichts Neues mehr unter der Sonne.

Das ist ja aber auch gar nicht nöthig, ertönte eine Stimme hinter mir, man muß den Gegenstand vertiefen. Ja, Vertiefung! — Ich machte vor Jahren bei mehreren Berliner Professoren, Schulräthen und Gelehrten Visite, wir sprachen über Geschichte, französische und englische Sprache, und ich wagte es, schüchtern anzudeuten, ich möchte

mich auf die Möglichkeit der Erlangung einer Lehrstelle in Deutschland vorbereiten. Ja, sagte der erste Gelehrte, zu dem ich kam, ich kann Ihnen in der Geschichte das Quellenstudium anempfehlen, z. B. Wattenbach's Werk darüber, im Französischen Studium des Altfranzösischen und Provenzalischen, im Englischen des Angelsächsischen — Vertiefung des Studiums, das ist es, was wir im Allgemeinen anstreben und beanspruchen. Ich ging zu dem zweiten Herrn Professor, er fing diesmal mit dem Englischen an und frug mich, ob ich angelsächsisch getrieben hätte, dann kam das Französische, ob ich Altfranzösisch und Provenzalisch studirt, und endlich Geschichte, ob ich schon Wattenbach gründlich gelesen und verdaut hätte, denn Vertiefung des Studiums wäre es, was im Allgemeinen angestrebt und beansprucht würde. So kam ich zu dem Dritten, und das war ein Schulrath, nun war ich aber schon gewitzigt, und wie er vom Französischen zu sprechen anhub, fiel ich ihm sogleich in's Wort, ich hätte Altfranzösisch und Provenzalisch getrieben, im Englischen behauptete ich Angelsächsisch gelernt zu haben, und in der Geschichte, ich hätte Wattenbach eifrig studirt — der Mann wurde immer wohlwollender — ja, sagte er, sehen Sie, wir streben die Vertiefung der Gegenstände an — ja, ja, das hatte ich gemerkt, Vertiefung, es ist doch ein schönes Wort! In Deutschland hat man recht viel Vertiefung, dachte ich, vielleicht hat man dort dasjenige davon zu viel, was man in Amerika zu wenig hat. In Amerika wird nämlich Alles nach der Schablone betrieben, in Deutschland nie, dazu ist die deutsche Gelehrsamkeit zu vielseitig. Meine gute alte Großmutter pflegte zu sagen: „So was thut mein Sohn Otto nicht", und der Deutsche nach der Aera vom Jahre 70 behauptet: So was kommt bei uns nicht vor!

Und doch kommt auch in Deutschland Manches vor; es fällt dem Deutschen, der in der Mitte seiner Landsleute und der Eigenthümlichkeiten seiner Nationalität lebt, vielleicht weniger auf, als dem Deutschamerikaner, der mancherlei Nationalabsonderlichkeiten hat kennen lernen und unwillkürlich sofort zu Vergleichen greift. In Amerika mag etwas Außergewöhnliches, Aufsehen Erregendes sich ereignen und sogleich stellt es der Deutschamerikaner neben Ereignisse anderer Länder, am liebsten Deutschlands; aber alle Vergleiche hinken, und darum wimmelt es in Amerika von schiefen Urtheilen und ungerechtfertigten Beurtheilungen. — In einem amerikanischen Irrenhause hatte sich ein Wärter so weit vergangen, einen widerspenstigen Patienten, der ihm viele Mühe machte, ja, ihn auch verletzt haben sollte, so grausam zu schlagen, daß er an den Folgen der Verwundungen starb; der brutale Mensch erhielt eine mehrjährige Zuchthausstrafe. Auch in Deutschland passiren merkwürdige Irrengeschichten. Eine Patientin wurde im Staate der Intelligenz für ein Irrenhaus angemeldet, die dort an einem bestimmten Tage erwartet ward; kurz vor der Anstal

befand sich ein Wäldchen; die Irre, die in Begleitung einer ihrer Angehörigen fuhr, benutzte die Gelegenheit, um in einem plötzlich auftretenden Fieber oder Einbildungsanfalle aus dem Wagen zu entspringen und in den Büschen zu entweichen. Was blieb der Verwandten übrig, als eilends in die Anstalt zu fahren, um Maßregeln zu ihrer Wiederergreifung zu veranlassen? Sie langt dort an, wird höflichst aus dem Wagen eskortirt und geht in's Haus. Ein Wärter heißt den Kutscher nach Hause fahren; demselben war zwar befohlen worden, zu warten, allein unter den Umständen denkt er, die Dame hat sich eines anderen besonnen und fährt ab. Die unglückliche Dame war durch die Flucht ihrer Anverwandten lebhaft bewegt, in der Erregung mochte sie vielleicht unzusammenhängender, wie gewöhnlich, sprechen, kurz, man hält sie für die Irre, man achtet nicht auf ihre Protestationen; an ähnliche Scenen ist man ja in solchen Häusern gewöhnt, man sperrt sie in eine Zelle, und da sie außer sich geräth, wird sie durch die Zwangsjacke wehrlos gemacht. So verbringt sie den Tag in tödtlicher Angst; am nächsten Tage liefert die Polizei die unterdessen eingefangene wirkliche Irre ab, und die Mystifikation löst sich; aber eine lebensgefährliche Krankheit und längere Nervenstörung war die unausbleibliche Folge. — So was kommt bei uns in Amerika, wenn wir ehrlich sein wollen, auch vor. An Geschichten, die an Philipp Galen's „Irren von St. James" erinnern, ist kein Mangel. Die Bestechlichkeit ist ein amerikanisches Nationallaster; eine Familie, die einen lieben Anverwandten aus Vermögensrücksichten des Erbes berauben will, besticht zwei Aerzte und läßt ihn für wahnsinnig erklären, der Aermste wandert in's Irrenhaus, die beschworene ärztliche Aussage ist genügend. Verschiedene Schauergeschichten dieser Art, die von einem gewissen Pubikum gierig verschlungen werden, ereigneten sich vor einigen Jahren, so daß eine schärfere Fassung und Auslegung der darauf bezüglichen Gesetze eingeführt ward; doch läßt es sich Jemand etwas Bedeutendes kosten, so bin ich überzeugt, er kann noch heute irgend Jemand, der ihm mißliebig ist, in ein amerikanisches Irrenhaus einsperren lassen. Es kommt noch hinzu, daß die Grenzlinie zwischen normal-gesundem und gestörtem Verstand oft sehr dünn, blaß und unsichtbar ist. Mancher wandert in der Irre umher, den die Welt für gesund hält, und umgekehrt, Manchen hält die Welt wegen einzelner sonderbarer Angewöhnungen oder wegen solcher Worte und Handlungen, die von dem hergebrachten, landesüblichen Schema der allgemein eingeführten Schablone abweichen, für geistig gestört. Der Ritter Wahn spukt mehr auf Erden, als man es denkt. In New-York kann man sogar in's Irrenhaus kommen, wenn man die unverantwortliche Dummheit begeht, kein Englisch zu verstehen. — Ich war mit einer liebenswürdigen amerikanischen Familie New-Yorks sehr genau bekannt; Mutter und Tochter lernten beide deutsch und

hatten sich auf meinen Rath, um besonders in ihren Conversationsstudien rasch gefördert zu werden, ein deutsches Dienstmädchen genommen, ein „Grünhorn", das gerade vom Schiff heruntergekommen war und keine Sylbe Englisch verstand. Das Experiment glückte vortrefflich, die Familie sprach mit der Dienstmagd ausschließlich deutsch und ward in ihren deutschen Studien rasch gefördert, aber das Mädchen lernte durchaus kein Englisch. — Ein Jahr war vergangen, als ich plötzlich einen Brief von Seiten der erwähnten Familie empfing, mit der Bitte, ihr sofort, wenn es irgend angänglich wäre, einen Besuch abzustatten. Ich folgte der Aufforderung und erfuhr, daß Dora, so hieß die Dienstmagd, verschwunden sei. Man hätte ihr einen Auftrag ertheilt, der sie in eine etwas entferntere Gegend der Stadt geführt haben mußte; von diesem Ausgang war sie nicht zurückgekehrt. Wir wandten uns an die Polizei; ein Verbrechen schien kaum wahrscheinlich; Dora war am hellen Tage ausgegangen und führte nur das nöthigste Geld, eine unbedeutende Summe, bei sich. Ein plötzliches Verlassen ihrerseits war auch kaum annehmbar, ihre Kleider und sonstige Habseligkeiten befanden sich in ihrer Kammer, sie war gesund und kräftig, allerdings, wie mir ihre Herrin erzählte, zu Zornausbrüchen geneigt, und in leidenschaftlicher Wuth stammelte sie. Somit konnte nur ein Unglück vorliegen; an alle Krankenhäuser und Aufnahmestätten für Verunglückte ward telegraphirt — kein Erfolg! Endlich kam ein gewiegter alter Polizist auf die Spur, er meinte, sie könnte sich verlaufen haben, plötzlich krank geworden sein und wäre vielleicht sogar nach Blackwell's Island in die Abtheilung für Kranke oder für geistig Gestörte transportirt worden. Wir bestiegen ein Fuhrwerk, nahmen einen Polizisten mit, den man uns zur Aufklärung des mysteriösen Dunkels bereitwillig verabfolgte und fuhren nach dem angegebenen Ziel. In mehreren der gewaltigen Gebäude dort war unsere Nachforschung resultatlos, endlich fanden wir sie im Irrengewahrsam, bitterlich weinend; ein Freudengeschrei begrüßte uns, als sie uns erblickte. Dora hatte sich in der That verirrt und sich, wie ihr für vorkommende Fälle empfohlen war, an einen Polizisten gewandt, der leider kein Deutsch, und Dora's Mischenglisch noch weniger verstand; vielleicht hatte er sogar über die „Dutch girl" gelacht, darüber war Dora ergrimmt geworden, hatte heftig gestikulirt und den Mann des Gesetzes angestammelt, ja, sogar angepackt. Der Polizist hielt sie für verrückt und brachte sie auf's Stationshaus, und da der wachthabende Sergeant sie ebenfalls nicht verstand, schleppte man sie ohne Weiteres auf die Insel. Dora war nicht nervenschwach und erholte sich bald von der Angst, lernte jetzt aber, aus Vorsicht für kommende Fälle, eifrigst Englisch.

So können Personen in Amerika verschwinden, es findet sich alljährlich eine kolossale Zahl von Verschwundenen auffummirt, die theils freiwillig, theils wider ihren Willen sich „verspurlosen". Man muß

die täglichen Blätter in Amerika lesen, um es glauben zu können. Die gefährlichste Gegend der Stadt befindet sich am Wasser, an beiden Armen des Flusses, der tief und reißend ist und im Dunkel der Nacht wie die trübe Schlammfluth der Themse bei London manches Verbrechen mit seinem düsteren Schleier auf ewig verdeckt. Die New-Yorker Flußpiraten sind die berüchtigsten Mörder; wehe dem Unerfahrenen, der sich des Abends oder an Nebeltagen auf das Wasser wagt! Ein kurzes Ringen, ein Schrei, der unter dem Geheul der Fährboote ungehört verhallt, ein Aufplätschern der Fluth — und im nächsten Blatte liest man die lakonische Notiz von der Leiche eines Unbekannten, die im Strome aufgefischt ward und zur Identifizirung einige Tage in der Morgue aufliegt. An den Bollwerken, um die Schiffe her, die oft zu vielen Hunderten dort liegen, treibt sich stets ein verdächtiges Gesindel auf und ab, das nicht davor zurückscheut, ein im Strom vor Anker liegendes Schiff zu einer günstigen Stunde, wenn die meisten Seeleute ihrem Vergnügen auf dem Lande nachgehen, mit stürmender Hand zu überfallen, die Wache niederzuschlagen, die Kajüten total auszuplündern! — Und nicht durch Mord allein verschwinden in Amerika alljährlich viele Personen, oder durch Selbstmord, der relativ weitaus die meisten Opfer unter der deutschen Bevölkerung Amerika's zählt, sondern auch durch gewaltsame Entführung. Wir wollen hier nicht etwa die „elopements" meinen, die fast alltäglich sich ereignen, die Entführungen des Gegenstandes der zarten Sehnsucht im Jünglingsherzen, die gewöhnlich ohne Gewaltverschwendung vor sich gehen, sondern den gewaltsamen Menschenraub, der sogar am hellen, lichten Tage in größeren Städten verübt wird. Vor mehreren Jahren ging Frau Mackay, die Gemahlin eines wohlhabenden Bürgers, mit ihrer dreizehnjährigen Tochter Eliza spazieren; ein Verdeckphaëton hielt auf der Straße, dem mehrere Männer entstiegen, Eliza wurde von ihnen ergriffen und in den Wagen gesetzt, der mit rasender Schnelligkeit davonfuhr. Alles Nachsetzen war vergeblich, Eliza blieb verschwunden, große Belohnungen wurden umsonst ausgesetzt. Endlich, nach vier Jahren kehrte die unglückliche Tochter in das Elternhaus zurück, an Leib und Seele gebrochen, das Opfer einer thierischen Bestialität und Wollust, die sich weiterer Besprechung entzieht. Die Thäter wurden nie entdeckt. — Verhältnißmäßig noch mehr Aufsehen erregte vor einiger Zeit das Verschwinden eines Knabens, Namens Roß, des Sohnes achtbarer Eltern zu Philadelphia. Jahre sind vergangen, und alle Mühe, alles Ausbieten hoher Belohnungen hat zu durchaus keinem Resultate geführt. Noch mysteriöser wird diese räthselhafte Verschwindungsgeschichte durch ein Ereigniß des letzten Jahres. Zwei Räuber drangen, um zu plündern, in ein Landhaus der Vorstadt New-Yorks ein, wurden aber dabei erwischt und zum Tode verwundet.

Der eine der Räuber sagte im Sterben positiv aus, er wisse mit der Affaire Roß Bescheid und hätte Kenntniß von dem Verbleib des Knaben. Weitere Enthüllungen machte er nicht, er starb gleich darauf. Die verschiedenartigsten Auslegungen dieser seltsamen Geschichte existiren; die glaubwürdigste scheint die Annahme, daß die Räuber des Kindes von dem begüterten Vater, ähnlich wie die Briganten in Griechenland und die Banditen in Italien, ein reiches Lösegeld zu erpressen hofften, nun aber durch die unerwartete Sensation, die der Fall machte, wie durch die Furcht vor einer Strafe, die wegen Menschenraubes nicht gelind ausfallen dürfte, abgeschreckt worden sind und den Knaben überhaupt nicht, oder erst dann herausgeben werden, wenn noch erst etwas mehr Wasser den Berg hinabgeflossen ist. Qui vivra verra.

Von anderen, freiwillig verschwindenden Personen zu sprechen, lohnt sich kaum der Mühe, es ist so alltäglich, daß es kein Aufsehen mehr macht. Zu Zeiten herrschte eine wahre Ausreiß-Epidemie, es kommt vor, daß zwei bis drei clerks (Handlungsgehülfen), die Gelder veruntreut haben, in einer Woche verschwinden. Auch dieses kommt ja wohl in Deutschland nicht vor, oder sollte es doch? — Die Bigamie grassirt in Amerika stark, und Bigamisten, oder selbst Leute, die fünf bis sechs Ehen geschlossen haben, sind keine Seltenheit. Wahre Musterexemplare dieser Art tauchen von Zeit zu Zeit auf, Don Juans, die es zu einer zahllosen Frauensammlung bringen, ohne den Ritter Blaubart gespielt zu haben, die von Ort zu Ort reisen, überall Verbindungen anknüpfen und nach kurzem Freudenrausch weiter auf die Suche nach dem inkarnirten Weibthum gehen und grundsätzlich nie der Sünde Wildfrucht erhaschen wollen, sondern vom Spalier der Tugend zu pflücken bestrebt sind. Erst kürzlich wurde ein fünffacher Ehemann auf einem Europa-Dampfer dingfest gemacht. Das Personal der Dampfer hat oft ein doppeltes Herz, wenn die Mittel ausreichen, eins in Deutschland oder England, eins in Amerika. Das amerikanische Gesetz ist in Bezug auf Eheversprechungen hart; ein Ingenieur eines Bremer Dampfers wurde neulich vom Schiff heruntergeholt und zu dem Ehemann einer Irrländerin gemacht, an die er en passant einmal sein Herz verloren hatte. Du gehst in Amerika mit einer Dame mehrmals aus, sie verschafft sich zwei Zeugen, die beschwören, daß sie es gehört haben, wie du der Holden treue Liebe bis zum Grabe zuschwurst — und du bist geliefert. Immer und immer wieder stoßen sich hart im Raume aneinander nicht bloß die Gedanken, auch die Extreme; Amerika, das Land der Holy Bible und Massenfrömmigkeit, ist zugleich die Heimath des Eidbruches. Daß die Bigamie so häufig eintritt, ist die Folge des schnellen Heirathens; du siehst ein Mädchen beim Piknik, sie gefällt dir, du gefällst ihr, Verlobung ist ein überwundener Stand-

punkt, in drei Tagen seid ihr Mann und Frau. Heirathen ist leicht, scheiden gar schwer; — wenn du kein Geld hast oder nicht nach dem Staate Indiana gehen willst, wo, früher wenigstens, die Scheidungen ebenso fabrikmäßig betrieben wurden, wie die Ehen beim Schmied zu Gretna-Green in Britannien geschlossen wurden, bist du auf Lebenszeit gebunden, du kannst dich von deiner Ehegattin allerdings trennen, aber du mußt zahlen. Wenn der Hochgestellte in Deutschland, zum Beispiel der Prinz, oft über und außer dem Gesetze steht, so nimmt in Amerika der Reiche dieselbe Stellung ein; ich möchte den Richter sehen, der die Ehe eines Millionärs nicht lösen würde! Und das Faktum selbst ist noch nicht so schlimm, weil am Ende alle Millionäre ja nicht vollendete Schurken sein können, als das Bewußtsein davon im Volke, das Bewußtsein, daß es gegen die Macht des Geldes kein Mittel giebt, als etwa Selbsthülfe, die immer noch kein moralisches Mittel ist.

Wie der Eidbruch en gros betrieben wird, darüber ward mir wenige Monate nach meiner Ankunft in Amerika ausreichende Belehrung. Es war die Zeit der Wahl, eine Periode, in welcher selbst den ruhigsten Philister ein gewisses Fieber anzupacken scheint. Ich trank in einer Restauration ein Glas Bier, der Wirth ließ sich mit mir in ein Gespräch ein und frug mich, ob ich wählen würde und für wen? Ich gestand, ich sei erst wenige Monate im Lande und besäße daher noch kein Bürgerrecht, denn fünf Jahre sind die gesetzmäßige Frist für den Immigranten, bevor er Bürger werden kann. „Wenn's weiter nichts ist", sagte der dunkle Ehrenmann, „so will ich von der nächsten Ecke gleich ein halbes Dutzend Kerls herrufen, die für paar Gläser beschwören, daß Sie schon zehn Jahre im Lande sind." — Ich lehnte den Freundesvorschlag ab.

Die Tage vor den Wahlen und die Wahltage selber sind in Amerika oft, wie schon angedeutet, eine aufgeregte, seltsame Zeit. Die eigentlichen Wahlexcesse, Mord und Todtschlag aus Parteileidenschaft, haben in den letzten Jahren wesentlich abgenommen, und es zeigt sich dadurch ein erfreulicher Fortschritt in der menschlichen Gesittung,, die auch ohne Militär und Polizeimaßregeln herbeigeführt werden kann. In den letzten Jahren habe ich den Wahlen stets beigewohnt und Beobachtungen angestellt, auch wanderte ich am Wahltage gern durch die Stadt, um ein Bild amerikanischen Freiheitslebens in mir aufzunehmen, aber nie sah ich besonders rohe Ausschreitungen. In früherer Zeit war es anders, ein gewaltiger Umschwung zum Besseren ist unverkennbar. Die Wahl dauert stets von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Während dieser Zeit sind alle Kneiplokale ohne Ausnahme strenge verschlossen, eine Maßregel, die genauer als das Sonntagsgesetz durchgeführt wird und zwar die Trunkenheit nicht ausschließt, aber doch Aufläufe und Massentumulte,

deren Schauplätze sonst gewöhnlich die Schenken bilden, wesentlich beschränkt. Betrunkene giebt es freilich an den Wahltagen trotzdem; in der achten Avenue sah ich einmal an einem solchen hinter einander in kurzen Zwischenräumen fünf fuselselige Individuen, die quer über der Straße, harmlos und leblos, dalagen. Die ganze Stadt zieht schon einige Tage vorher ein anderes, ein Festgewand, an, wie denn der achtbare Bürger nie verfehlt, am Wahltage selbst im schwarzen Rock und reiner Wäsche würdevoll zur Erfüllung seiner Bürgerpflicht zu schreiten. Riesige Banner in Regenbogenfarben, die durch ihre schreiend grelle Malerei die Augen der Vorübergehenden auf sich lenken müssen, hängen zu Dutzenden quer über der Straße, von Haus zu Haus gespannt; fußhohe Portraits der Kandidaten in Wasserfarben, vielleicht, um ihren wässerigen Charakter versteckt anzuzeigen, prangen über den Häusern, an den Häusern, in den Häusern. Gehst du über den Rinnstein, so gewahrst du auf der Außenseite des Bürgersteiges oder Trottweges (à la Stephan), der Straße zugekehrt, die Namen von wählbaren Mitbürgern, an allen Zäunen, in allen Ecken schimmern Namen dir entgegen, in allen Sprachen und in jedem ersinnbaren Farbendruck. Alle Wirthshäuser sind ohne Ausnahme voll von Anpreisungen, Knaben laufen durch die Gassen und drücken dir Wahllisten in die Hand, des Abends durchziehen wandelnde Glocken oder Wagen mit Fackelbeleuchtung, auf denen Musikchöre schauerliche Weisen blasen, die Hauptstraßen, man brennt Feuerwerke los, hält auf improvisirten Tribünen langathmige Reden, die nicht gesprochen, sondern gebrüllt werden, eine Massenversammlung jagt die andere, und Prozessionen durchpilgern die verschiedenen Quartiere. Fieberhafter Paroxysmus der Aufregung pulsirt durch die großen, wie durch die kleinen Städte. Der Telegraph arbeitet unerhört, und aus den Zeitungen ist jeder andere Lesestoff verbannt, nur Proklamationen, Aufrufe, Anreden, Warnungen, Wahlanzeigen, Erklärungen, die mit: „Bürger heraus"! beginnen und mit „Kommt Alle!" endigen.

In Bezug auf die Redner, die bei den Wahlversammlungen und besonders auf den Straßentribünen in patriotischen und Partei-Ergüssen excelliren, bei denen gewöhnlich nur die Kraft der Lunge bewundernswerth erscheint, kann man sich an das Wort eines englischen Pfarrers erinnern. Jemand bestellte bei ihm eine Grabrede. „Ja", sagte Hochwürden, „welche wollen Sie? Nummer drei ist die wohlfeilste und schlechteste, zu der kann ich Ihnen selber nicht rathen, also wählen Sie zwischen zwei und eins, der Unterschied beträgt zehn Schillinge." — Ebenso giebt es große, mittelmäßige und ganz geringe Redner, die letzteren nur als Nothbehelf; daß solches aber der Fall ist, habe ich selber einmal beobachtet. Bei einer Wahlvorversammlung war ein versprochener Redner nicht erschienen, ein anderer sollte

noch später kommen; der erste Redner hatte sein Geschütz abgefeuert, seine Saalbaderei konnte er nicht länger fortsetzen, eine Pause trat ein. Pausen sind gefährlich, in ihnen verkühlt sich der Enthusiasmus, der eben vielleicht erweckt war, und schrumpft zu einem Minimum zusammen, das Comité mußte Rath schaffen; rasch entschlossen erwischte man einen Winkeladvokaten, eilte mit ihm in das Nebenzimmer, zog ihm des ersten Redners Frack an, bläute ihm eiligst sein Thema ein, und nun vorwärts! Unter beliebigem Namen trat der Unglückliche auf und entledigte sich schweißtriefend seiner improvisirten Jungfernrede, die glücklich durch das Erscheinen eines Redesternes erster Größe bald beendet war, der als Nonplusultraredegewaltiger das Donnern und Blitzen, das Flüstern und Kunstpausiren aus dem Fundamente verstand und einige Kalauer und drastische Witze im Sacke hatte, die ihren Zweck nicht verfehlten. — Einmal ließen die Irländer einen Kandidaten für das Bürgermeisteramt laufen, für den nur sehr wenig Deutsche günstig gestimmt waren; bei der nächsten großen Versammlung rieth man ihnen an, auch einen Deutschen für ihre Sache sprechen zu lassen, das würde sicherlich anziehen. Ein Mitglied des Wahlkomité's war deutsch und übernahm die deutsche Rednertribüne in der vierzehnten Straße. Zufällig kam ich des Weges und hatte Gelegenheit, die Anstrengungen dieses Redners würdigen zu können. Es war ohne Frage ein Demosthenes, aber einer im ersten Stadium, zur Zeit, als er noch die Kiesel im Munde hatte und sich am Ufer des vielrauschenden Meeres einübte; der ärmste hatte sein Deutsch total vergessen, es war eine fremde, seltsame Sprache, die an mein Ohr schlug, ein gelungener Anlauf zu einer Universalsprache vielleicht, aber deutsch war es nicht, er ohrfeigte die Sprachregeln mit rührender Naivetät und schlug der Grammatik so kräftig und anhaltend in's Gesicht, daß die wenig zahlreiche deutsche Zuhörerschaft, wenngleich sie nur aus den zweifelhaftesten Elementen bestand, sich nicht entbrechen konnte, nach Landessitte in ein schauriges Grunzen auszubrechen.

Obschon die Wahlen jetzt ohne nennenswerthe „riots", Prügel- und Mordskandale, verlaufen, ohne Betrügereien gehen sie nicht vor sich, die bei einer so gewaltig fluktuirenden Bevölkerung, wie es diejenige Amerika's ist, auch wohl sehr schwer gänzlich vermieden werden können. Das Zählen der Stimmzettel kontrolirt man jetzt so ziemlich, indem Mitglieder der verschiedensten Parteien dabei angestellt sind, die sich schon aus Parteirücksichten gegenseitig scharf auf die Finger passen. Aber der Wähler selber wird betrogen; die Liste der zu Erwählenden ist oft lang, und mancher sieht sich den Zettel, der ihm auf der Straße oder am „poll", dem Stimmzettelhäuschen, die in allen Hauptstraßen wie preußische Schilderhäuser aufgepflanzt sind, zugesteckt wird, nicht genauer an; nun giebt es aber auch unechte und falsche Wahl-

zettel; der falsche enthält vielleicht die ersten Namen richtig, die anderen sind die der Gegenpartei; oder beide Namengruppen sind so durcheinander gemischt, daß ein nicht besonders Kundiger leicht getäuscht wird, und so gehen tausende von Stimmen durch die Wähler selbst verloren. — Eine andere Betrügerei wird durch die „repeaters“ herbeigeführt; verschiedene Banden von zehn bis zwanzig angeworbenen Männern durchziehen die Städte und gehen von Wahlort zu Wahlort, sie stimmen an drei bis vier Stellen und geben an jeder ein für den Distrikt zutreffendes Domizil an. Die großen Städte helfen sich dabei mit „Stimmvieh“ aus; vor mehreren Jahren sollen an zweitausend Philadelphier nach New-York geschleppt worden sein, um dort den Wahlsieg erringen zu helfen. Natürlich kann dies nicht geschehen, wenn nicht wenigstens einige der Behörden dabei ein Auge zudrücken. Doch seit man angefangen hat, diese „repeaters“ wegen Meineides mit schweren Zuchthausstrafen zu belegen, treten sie wenigstens nicht mehr so massenhaft auf. Große Parteimanöver vollführt der exekutive Ausschuß, worin diese bestehen, möge ein Beispiel zeigen. Es stehen sich zwei Parteien gegenüber, die eine ist voraussichtlich weit stärker, als die andere; um ihre Macht zu brechen, bewirkt die geringere Partei, daß noch ein dritter oder vierter Kandidat von einer Parteifarbe aufgestellt wird, die mit derjenigen der zahlreichsten Partei die meiste Aehnlichkeit hat; dann werden der größeren Partei auf diese Weise viele tausend Stimmen entzogen, und ihre Macht wird dadurch so geschmälert, daß sie möglicherweise unterliegt. Ja, Volksstimme ist Gottesstimme, oft ist es aber auch ein sonderbarer Götze, dessen Organ sie darstellt. Man möchte oft mit Schiller's Sapieha ausrufen:

„Was ist die Mehrheit? — Mehrheit ist der Unsinn!“

Die amerikanische Presse vergleicht die Wahl in schätzenswerther Selbstironisirung stets mit einem Marionettenspiel, die Redner, die du vor dir siehst und sprechen hörst, sind nichts wie Vögel, die nach einer Pfeife tanzen, die Bewegung siehst du, aber nicht die bewegende Kraft, die ist dem Auge des großen Publikums wohlweislich entzogen, um die Illusion nicht zu stören, daß die frei ausgesprochene Meinung freier Bürger die Wahlschlachten entscheidet; aber komm mit mir in das Hauptquartier einer Partei, dort kannst du die schlauen „wire pullers“, die Drahtseilzieher, sehen und bewundern, wenn dieses Gefühl dir bis dahin noch nicht verflogen sein sollte, dort siehst du das Hirn der Bewegung, die Macht, welche die Maschinerie in Bewegung setzt. Ein solches Hauptquartier ist zur Wahlzeit keineswegs ein uninteressanter Anblick und Aufenthaltsort; um den großen runden Tisch dort sitzt der Generalstab, obenan der Pseudo-Moltke; Dutzende von Adjutanten harren seines Befehles, Dutzende von Depeschen und Mittheilungen laufen ein, es ist ein spannendes, reich be-

wegtes Leben, das dort herrscht! In den Vorsälen und den nahen Wirthshäusern treiben sich die dii minorum gentium umher, dort sind die Wettbureaus aufgeschlagen, und das Geld wechselt dort, wie es in amerikanischem Styl heißt, gar rasch die Eigenthümer. Zu Wahlbewegungen hat man es in Deutschland ja auch schon gebracht, aber was wollen die gegen amerikanische Wahlerregungen sagen! Wetten werden nicht nur in Geld entrirt, auch um allerhand merkwürdige Exzentrizitäten. Das gewöhnliche Wettobjekt ist ein neuer Hut; die vernünftigste Wette schlossen jene beiden Liebenden ab, von denen ein Cincinnati-Berichterstatter erzählt: er war republikanisch gesinnt, sie demokratisch; siegten die Republikaner, so hatte er gewonnen, und sie mußte ihn heirathen, siegten die Demokraten, so war sie im Vortheil und er mußte sie heirathen. Eine besonders gern ausgeführte Wette ist die folgende: Der Besiegte muß den Sieger in einem Schubkarren, mit oder ohne Musikbegleitung, eine bestimmte Strecke weit fahren; unter großer Betheiligung des Janhagels und der lieben Straßenjugend wird diese humoristisch sein sollende Schaustellung nach der Wahl vollzogen und ruft noch einmal die Erinnerung an eine überstandene Echauffirung der Geister wach. Wer in der Wahlzeit „nassauern" und „Freibier" genießen will, hat reichliche Gelegenheit dazu; sobald in jenen Tagen ein Politiker von Fach oder ein reicher dummer Kandidat in eine Weinschenke oder Bierkneipe tritt, traktirt er Alles, was vom genus homo im Lokal vorhanden ist, ohne Wahl und Unterschied, und wohlgefällig schmunzelnd heimst der Wirth die Ernte ein. Am zweiten und dritten Tag nach der Wahl ist Alles vorbei; Todtenstille herrscht, man spricht nicht mehr davon, die Partei, die verloren hat, zählt seufzend die Leichen und öffnet den Geldbeutel, denn wenn das Räderwerk der Maschine nicht geschmiert worden ist, läuft es nicht. Die Sieger vertheilen die Aemter und fetten Bissen der Sinekuren, und ein nicht kleiner Theil des großen Publikums freut sich, daß der Trödel, bis zum nächsten Wahl-Jahrmarkt wenigstens, zu existiren aufgehört hat; nur die Portraits der Kandidaten starren noch wochenlang auf den öffentlichen Plätzen dir entgegen, bis der Regen, der sie leider nur in effigie vertilgt, die Gegend von ihnen gereinigt hat.

Nicht nur an Wahltagen sollen in New-York, wie im größeren Theile Amerika's, die Bier-, Schnaps- und Weinschenken geschlossen sein, sondern auch jeden Tag um zwölf Uhr Nachts und Sonntags vollständig. Das Gesetz existirt, aber es ist nur dazu da, umgangen und verletzt zu werden. Die Geschichte dieses Sonntagsgesetzes ist eine bedeutend komische; zehnmal hat man versucht, es in strenge Anwendung zu bringen, der Terrorismus dauerte aber gewöhnlich nur einige Monate, dann wurde eine mildere Praxis eingeschlagen. Besonders waren es natürlich Deutsche, die sich energisch dagegen

auflehnten und protestirten, und die sonderbarsten Auskunftmittel wurden erfunden, um zum Biergenuß zu gelangen, den die Deutschen womöglich höher als die Freiheit schätzen. In den Vereinen, die geschlossene Lokalitäten hatten, konnte man das Biertrinken auch am Tage des Herrn nicht verbieten, und sehr viele durstige Seelen ließen sich daher in solche Vereine aufnehmen oder einführen, in denen Bier verzapft wurde. Die Wirthe schlossen nach außen hin zu; aber gewöhnlich hatten sie von einer andern Straße aus, durch den Hof, oder vom Nachbarhause her, einen Weg in ein Stübchen bereit, in dem der Saft des Gambrinus floß. Im Keller und auf dem Boden wurde Bier verschenkt, und da der Deutsche oft und gern am Oppositionsgeist leidet, ward noch weit mehr als sonst getrunken. Geheime Zeichen öffneten dem Gaste die Thür, in dunklen Verstecken, bei Unschlittkerzenbeleuchtung, saß man und trank Bier. Manchmal wurde eine solche Zechgruppe dann trotz aller Vorsichtsmaßregeln doch überrumpelt, und der Wirth mußte die ersten Male Strafe zahlen; später ward ihm die Concession zum Ausschank entzogen. Ein wahrer Krieg entbrannte, die Polizei schickte Spione umher, die nach Gesetzesverächtern schnüffelten, es kam zu Schlachten, nicht pro aris et focis, sondern pro cerevisia. Der gelungenste Bierverkäufer, Umgeher der Sonntagsgesetze und Sabbathschänder par excellence war ein Deutscher, Namens L., nicht der Papier-Engrossist in New-York, der das Bier nur vertilgt, nicht verkauft, sondern ein weit älterer Namensvetter, der vor langen Jahren existirte und es im Religionsspott zu einer Art Berühmtheit brachte. Besagter Deutscher war ein Original, nicht ohne Bildung und voll der drolligsten Einfälle. Da das Bierverkaufen am Sonntag nicht erlaubt war, stiftete er eine Religionssekte, zu deren gottesdienstlichen Gebräuchen es, wie er vorgab, gehörte, bei den Sonntagsandachten Bier zu trinken. Er behauptete, so gut wie die „shakers“ es für religiös hielten, um den Altar zu tanzen, ebenso gut könnte man auch zur Erweckung der Gottseligkeit Bier trinken; bezahlt ward es nicht, aber es war für jeden Theilnehmer, für jedes Mitglied der neuen Religionsgemeinschaft Ehrensache, am Tage vorher oder nachher seine Schuld zu berichtigen, manchmal schickte er auch den Klingbeutel herum, und Jeder konnte dann sein Getränk bezahlen. Er erschien im Ornat, eine Kanzel war improvisirt, und er predigte munter drauf los; alle paar Minuten mußte sich die Gemeinde stärken. Viele Monate trieb er dies Spiel und soll oft die witzigsten und geistreichsten Bierpredigten gehalten haben, von denen frühere Theilnehmer und Zuhörer heute noch bewundernd sprechen. Nun ist er lange todt; die Bierverfolgung florirt aber immer noch von Zeit zu Zeit, je nach den Grundsätzen der herrschenden Partei, in strengerer oder milderer Form.

XV.

Glück und Unglück, Stand und Gewerbe in Amerika.

In der Kriegsgeschichte von anno 70 — einem Jahre, das nun wohl für immer der Markstein einer neuen Aera für Deuschland bilden wird, lesen wir aus dem Bericht des großen Generals „Staff" die Thatsache, daß in 180 Tagen — und so lange dauerte der Krieg — 173 Schlachten und Gefechte geliefert wurden. Großartig! Noch nie dagewesen! Oder wir staunen über eine glänzende Reiterattake, in der so und so viele feindliche Bataillone niedergeritten und zersprengt wurden. — Wunderschön! Kolossal! — Die Kehrseite wird nicht gern erwähnt, und ungern weilt unser Gedanke auf ihr. Wie viel Blut kostete der glänzende Reiterangriff, wie viel zerstörte Menschenleben schuf der Krieg, wie viel zertretenes Familienglück, wie viel Jammer und Elend, dessen Spuren Jahrzehnte noch nicht ganz zu verwischen im Stande sein werden? —

Mehr denn hunderttausend Einwanderer sind dies Jahr wieder nach Amerika gegangen, heißt es; „und der Schulz, unser Nachbarssohn, der liederliche Strick, ist nun wieder zurückgekommen mit einer bildschönen Frau und einem kolossalen Vermögen!" Merkwürdig! Staunenswerth! — „Und der Krüger schreibt, es ginge ihm drüben ausgezeichnet, er hätte eine Einnahme von 5000 Dollars jährlich." Der Beneidenswerthe! — Ja, es ist doch ein wunderbares Land dort drüben über dem Ozean, und gerade die „enfants perdus" kommen dort gut durch und werden reich und angesehen. —

Ich ging eines Abends ziemlich spät nach Hause, es war im Winter, der Schnee lag tief, die Luft war bitterkalt, und der Sturm wehte und wirbelte niederträchtige Fragmente von Hagel und Eiskrystallen durch die öden Gassen, wo die Gaslaternen mühsam flackernd gegen den Wind ankämpften; auf der Steintreppe eines Hauses hockte eine dunkle Gestalt, halb in den Schnee gelehnt. Ein Betrunkener dachte ich, aber eine gefährliche Zeit für einen Rausch, die Kälte ist ein heimtückisches Gift, eine Schlange, die schmeichelnd und unmerkbar den Lebensathem aus dem Körper saugt. Ich rüttelte die dunkle Menschenmasse vor mir, sie erhob sich, ein bleiches, verwildertes Gesicht starrte mir entgegen. Es ist zu kalt, sage ich, Sie werden hier erfrieren, Landsmann — ich konnte die Worte kaum zu Ende bringen — eine Erinnerung überfiel mich aus meiner Studienzeit — R . . ., er war es, unverkennbar, der feine, hübsche Student, mit dem ich manchen Sommertag bei lustigem Gläserklang verbracht hatte. — Mensch, rief ich, um Gotteswillen, wie kommen Sie hierher, und wie

sehen Sie aus? — Halb vor Scham, halb vor Ueberraschung murmelte er eine unverständliche Antwort. Zu einer freundschaftlichen längeren Conversation war der Ort zu unpassend — ich nahm ihn mit mir in meine Behausung, das Feuer im Ofen wurde neu angefacht, die Cigarre angesteckt, der Demijohn mit rothem Californier hervorgeholt, und eine lange Elendsgeschichte harrte meiner. —

Ein anderes Bild — ich lag eines Vormittags meinem Geschäftsberuf ob, als ein Knabe erschien und mich fortrief, ein Fremder wolle mich sprechen. Ich ging hinaus, vor mir stand ein königlich preußischer Offizier a. D. von Vollblutadel, seine Mutter war eine geborene Gräfin, oft und viel war er bei Hofe gewesen, ein Mensch von tadelloser Schönheit und elegantestem Wuchs, der sein Leben lang in einem Meer von Licht und Lust und Genuß sorglos umhergeplätschert hatte, bis die Fluth der Wechselschulden ihm über dem Haupte zusammenschlug, nun stand er vor mir, ein Bittender, Hülfeflehender, und es mußte dem Aristokraten schwer fallen, mich um eine Kleinigkeit anzubetteln, — aber, sagte er, seit mehreren Tagen habe ich nichts mehr gegessen, was der Rede werth wäre — und sein Auge ward ihm feucht, er sah todtenblaß, verwahrlost und verhungert aus — — — Zu Dutzenden laufen solche Exemplare auf den Straßen umher; auf dem Broadway begegnete mir einmal eine hohe, schlanke Figur mit vornehmen, feingeschnittenen Gesichtszügen, das unvermeidliche Monokle trug er aus alter Gewohnheit noch, allerdings löste sich schon der untere Theil seiner Beinkleider in Fetzen auf, und die Zehen guckten voreilig-neugierig aus der Ouverture seiner Stiefel hervor. — — Aus Philadelphia erhielt ich vor Jahren einen Brief von einem früheren Studiengenossen, einem Doktor der Medizin, der dort dem Untergehen nahe war, eine Woche hatte er, um sein Leben zu fristen, als Wasserarbeiter im Schlamm gestanden, das konnte er aber nicht mehr aushalten. — Wir sammelten für ihn und übersandten ihm eine kleine Summe — einen Brief erhielt ich später noch, dann war er verschwunden, jede Spur von ihm verweht, an welcher Ecke er verzweifelnd umgesunken ist, kann ich nicht mehr sagen. — — —

Das ist das Leben in Amerika; einen unter Unzähligen wirft die Fluth zufällig an den Strand, manchmal aus Laune, zuweilen so scheint es, aus Erbarmen — die übrigen schwemmt sie hinunter fort in den großen Ozean, als Dünger für die Pflanzen einer späteren Jahrtausends — die wenigen Kinder des Glückes, die sich das Höchste in dieser Welt (?), den Reichthum dort erworben haben, zählt man wohlgefällig und stolz als leuchtende Exempel auf, und der Rest ist Schweigen, von den Verwehten, Untergegangenen, in Ringen Verlorenen schweigt man, ja, man fürchtet sich, die Decke fortzuziehen und dem Elend in's Auge zu sehen, das unter ihr, oft wie ein Hohn auf unsere Zeit, schmachvoll starrt . . . . .

Nicht nur die Extreme brauchen wir zu betrachten, um lehrreiche Illustrationen für Auswanderungslustige in ihnen zu entdecken, auch im Durchschnittsschicksal des Emigranten liegt genug interessanter Stoff, der aus dem vollen Leben in des Wortes wahrster Bedeutung geschöpft ist. Nicht alle Blüthenträume reifen dem, der ausgezogen ist, in fremden Ländern sein Glück zu suchen. Ein Onkel eines meiner Freunde war nach Brasilien gezogen, er war dort weder untergegangen noch emporgestiegen, er fristete sein Leben in einer kleinen Ortschaft im Innern des Landes als Cigarrenmacher. Zur Rückreise fehlten ihm zuerst die Mittel, und allgemach erstarb die Lust dazu. Er hatte sich an seine, wenn auch kleinen Verhältnisse allmählig gewöhnt, an die große, schöne und reiche Natur, wie an die kleinen, häßlichen und ärmlichen Menschen dort, an das Licht und den Schatten, die im Menschenleben überall zu finden sind; und er war frei dort, unbespöttelt und unbeklatscht, konnte thun und lassen, was ihm gefiel, und das behagte ihm. In Deutschland war sein Vater Kreisgerichtsrath gewesen, dort hätte er nie so leben können, wie er es wünschte, studiren mochte er nicht, und ein Handwerker — der Sohn eines Gerichtsrathes! Die hohe Mauer der Kaste thürmte sich dagegen auf.

Amerika ist das Land der Kaufleute; aber der junge Kaufmann, der jetzt, und meistens ohne des Englischen Meister zu sein, dahin geht, wird seinen Weg nur schwer machen können. Vor zwei Wintern gab es in der Stadt New-York über fünftausend unbeschäftigte, mittel- und stellenlose Handlungsgehülfen, die ihr Leben mühsam fristeten. Und gesetzt, du erringst eine Stelle als Commis in irgend einem Geschäft, so ist für dein weiteres Fortkommen damit noch nichts entschieden. Ein englischer Handlungsgehülfe, den ich kannte, war in dem Großgeschäft von A. T. Stewart im neunten Jahr; er erhielt 15 Dollars per Woche, eine Summe, mit der man in New-York nur äußerst bescheiden leben kann. Bei der geringsten Kleinigkeit kannst du deine Stelle verlieren und bist dann, im besten Fall immer doch auf einige Zeit, brodlos. Die deutsche Romanliteratur begeht eine große Sünde, wenn sie den Deutschen in Deutschland lockende Bilder der Phantasie von schnellen und glänzendem Fortkommen in Amerika vormalt. Die Ruppius'schen Romane, die mir gerade einfallen, sind nicht nur flach, sie sind auch lebensunwahr. Ein reicher amerikanischer Kaufherr giebt seine Tochter nicht so, wie Ruppius es schildert, an einen mittellosen Abenteurer fort, am wenigsten an einen Deutschen und macht ihn sans façon zum Geschäftspartner, obwohl er eigentlich nichts vom Geschäft versteht. Es ist nicht geradezu positiv unmöglich, aber es verstößt zu sehr gegen die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Gerade weil man in Amerika so überaus praktisch und kühl bis in's Herz hinein ist, sollten auch die Romane und

Novellen, die von amerikanischen Verhältnissen handeln, nicht von vornherein das Gepräge des Unwahrscheinlichen an sich tragen und vielmehr Spiegelbilder des wahren Lebens, meinetwegen idealisirt, vorstellen, als verzerrte und tolle Phantasiegemälde, die etwas willkürlich Ersonnenes schildern, das sich im Leben dort nie und nirgends begeben wird. Weder glänzender Optimismus, noch schwarzer Pessimismus haben in Amerika in sehr vielen Beziehungen ihr rechtes Feld und ihren eigensten Schauplatz; Amerika ist in vielen Zweigen und auf manchen Gebieten das Land des Mittelmäßigen. — Daß das amerikanische Leben viele Schattenseiten bietet, ist unbestreitbar; aber man kann auch lichte Partien finden, wenn man will. Das Leben in den amerikanischen Großstädten ist anstrengend und aufreibend, es läßt die Menschen selten alt werden, doch es liegt etwas Großartiges darin, es ist ein großer Styl, ein bedeutender Zuschnitt, nach dem das Leben verläuft. Es sind nur wenige Deutschamerikaner, die nach Deutschland zurückkehren, wie der Franzose es durchschnittlich thut, wenn er drüben sein Geld verdient hat; und das Merkwürdigste ist, die meisten Deutschamerikaner, die zum Besuch in Deutschland verweilen und die Absicht haben, dort bleibend ihren Wohnsitz aufzuschlagen, gehen alle wieder nach Amerika, und zwar genau aus demselben Grunde, sie sagen: „Es ist zu klein und eng in Deutschland, man stößt überall mit dem Ellbogen an, die kleinlichen Verhältnisse dort sind nicht mehr für uns.“ Man hört dieses Urtheil so oft, daß man zuletzt versucht wird, an seine Wahrheit zu glauben.

In allen mechanischen und nützlichen Fertigkeiten ist der Amerikaner besonders groß, es giebt keine intelligenteren und geschickteren Handwerker, als Amerikaner, in Allem, was Maschinenwesen und dahin einschlagende Erfindungen und Verbesserungen betrifft, wie in fast allen Kleinhandwerken des gewöhnlichen Lebens. Der deutsche Handwerker mag fleißiger sein, ausdauernder, pünktlicher, solider, in Vergleich zu dem Amerikaner ist er oft plump, ungeschickt, schwerfällig und lange nicht so sinnreich; der Amerikaner weiß sich in allen möglichen Lagen zu schicken und verräth oft eine Eleganz, eine chic, eine Zierlichkeit, die bei den Deutschen lange nicht so oft zu Hause ist. Sieh' ein amerikanisches Mädchen an! Für wenig Groschen versteht sie es, ihrem einfachen Anzuge etwas Geschmackvolles und Anziehendes zu geben, sie mag arm sein, und doch tritt sie selbstbewußter, nicht immer anmaßend, aber oft gefälliger auf, als eine Deutsche unter gleichen Verhältnissen. Der Schnitt des Kleides und Rockes ist entschieden kunstreicher, anmuthender, als bei der Deutschen, und das Gefühl für Reinlichkeit und Sauberkeit ist mehr entwickelt. Der gewöhnliche Arbeiter geht in Amerika oft mit reiner Wäsche, und wäre es auch nur ein Papierkragen, der ihn schmückt, ein bei weitem wohlhabenderer Deutscher würde oft gar nicht daran

denken. Und die Gleichheitsflegelei, von der Heine nicht erbaut war, ist doch oft mehr als das, ein Gleichheitsgefühl, das nicht nur in der Phrase vorhanden ist. Der Fabrikherr geht in die nächste Schenke, wenn er durstig ist, er trifft seinen Arbeiter dort und trinkt mit ihm ein Glas Bier zusammen. Die Bedientenseligkeit, wie sie in Deutschland sich so oft findet, ist in demselben Maße nie und nirgends in Amerika anzutreffen, und der devote krumme Rücken fehlt. Diese Gleichstellung der Stände ist ein angeborenes und anerzogenes Gefühl, es fehlt in Amerika das Hängen am Erbe, am Althergebrachten, an der Tradition, einfach deshalb oft, weil keine vorhanden ist. An Aussteuer wird in Amerika wenig gedacht, der Mann soll im Stande sein, seine Frau auszustatten und zu ernähren. Ameritanische Freigebigkeit hat oft etwas Großartiges an sich, ein Zug, den man in Deutschland, mit Amerika verglichen, kaum dem Namen nach kennt. Der reiche Bürger vergißt seine Familie im Testamente nicht, aber er fühlt keine Verpflichtung, für seine Kinder zu sparen, und er hinterläßt den Seinen sehr oft nur einen Theil des Vermögens, während ein anderer, und oft nicht der kleinste, von ihm dazu angelegt wird, ein Werk zu schaffen, das seinen Gemeinsinn bethätigt und dem Lande, das ihn geboren, groß gesäugt und erzogen hat, und in dem er sein Vermögen erwarb, den schuldigen Tribut der Dankbarkeit abträgt, damit er dadurch seiner Bürgerpflicht volles Genügen leiste. Es ist ein schöner, gemeinnütziger, großer, und nicht selbstsüchtiger Sinn, der hierin liegt, und der manche Namen auf ewig vor dem Vergessen bewahrt hat. In San Franzisco und Philadelphia, in Boston und New-York, in allen größeren Städten fast und in manchen kleineren giebt es solche Denkmäler des Bürgersinnes, Schulen und Universitäten, Bibliotheken und Findelhäuser, Waisenanstalten und Hospitäler, Invalidenstifte und Asyle für Arme, Schwache, Kranke und Hülfsbedürftige jeder Art. Rückert's Wort:

„Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten,"

würde in Amerika heißen müssen: „Wenn die Rose den Garten schmückt, schmückt sie sich selber auch." Dem Sohne nützt das große Vermögen selten viel; es giebt wenig Familien, die den Reichthum von Generation auf Generation dauernd vererben, und noch weniger solche, denen sein Besitz zum Segen wäre, er lähmt oft ihre Thatkraft, macht sie müßig gehen und wirft sie nicht selten der Ausschweifung und dem Laster in die Arme. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Söhne reicher Männer das sauer erworbene und ersparte Geld der Väter oft höchst unangemessen verwenden und schmählich vergeuden. Darum giebt der Amerikaner seinem Sohne oft nur eine kleine Summe, die ihm zu einem Anfang nützlich sein kann und

ihm aufhilft; er soll selber arbeiten und streben, nicht auf ererbten Schätzen, ein müder Vogel mit lahmen Schwingen, unthätig und sorglos ausruhen.

Die Art des Geschäftes, das du in Amerika betreibst, übt auf deine soziale Stellung im allgemeinen keinen Einfluß aus. Du magst mit Lumpen oder Büchern, mit Kaffee oder Seide, mit Tuch oder Eisen handeln, oder in irgend einem Geschäfte angestellt sein, welches du gerade zufällig gefunden hast, es bleibt sich gleich, Niemand wird dich darnach fragen, Niemand wird die Nase darüber rümpfen. Der Stand drückt dir in Amerika keinen Stempel auf, wie in Deutschland; in dieser Thatsache liegt ein großer Theil der Anziehungskraft, die Amerika für den Deutschen ausübt. Ein Bekannter von mir, ein Sprachlehrer, ward seines Berufes überdrüssig und kaufte sich einen Schuhladen in New-York; die Freunde, die er hatte, blieben dieselben, mochten sie auch gelehrt genug sein. In Deutschland geht man so weit, das Wort Schuster hier und da als Schimpfwort zu gebrauchen. Du kannst deinen Stand in Amerika so oft wechseln, als du willst, es giebt Leute, die Handlanger und Lehrer, Börsenspekulanten und Kellner, Bankclerks und Farmarbeiter in bunter Abwechslung gewesen sind; aber in den meisten Fällen wirst du es nur zu etwas bringen, wenn du das Sprichwort der Amerikaner befolgst: „Stick to it!“ nach dem sie selbst allerdings oft nicht leben. „Gieb es nicht auf, halte es fest!“ würde eine Uebersetzung dieser idiomatischen Wendung sein, es schließt dieses Wort etwa das in sich ein, was Horaz mit dem Worte tenax propositi bezeichnet, und da Geduld nebst Beharrlichkeit eine spezifisch deutsche Tugend sein soll, ist es nicht zu verwundern, daß der Deutschamerikaner es manchmal wirklich „zu etwas“ bringt.

Auf dem Ozeandampfer fuhr ich einmal mit einem Manne zusammen, der mit Dachshaaren handelte, nicht etwa mit Haaren überhaupt, sondern ganz speziell mit diesem einen Artikel; in Schottland, Deutschland und Skandinavien kaufte er die meisten Dachshaare ein und hatte ein höchst einträgliches Geschäft. — Ein Mann, der auf einen Nußknacker ein Patent hatte, ward in Amerika reich. Noch sonderbarer erscheint das Gewerbe eines Mannes in London, der den „vierzehnten“ spielt. Ein alter Aberglaube ist es, daß dreizehn eine Unglückszahl ist; von der Gesellschaft, in der dreizehn Personen zu Tische sitzen, soll derjenige, welcher zuerst aufsteht, am frühesten sterben. Um dies zu verhüten, ladet man bei einem Dinner in London den vierzehnten Gast ein, und es soll dort eine Persönlichkeit existiren, die stets als Vierzehnter aushilft, sich gut dafür bezahlen läßt, gut dabei ißt und trinkt und in tadelloser Tournüre, vollständig salonfähig, dabei

auftritt. Doch das sonderbarste Gewerbe existirt in New-York, wenigstens habe ich aus anderen Großstädten nie von einer ähnlichen Erscheinung vernommen. Es ist der Beruf eines A la mode-Malers. Ein auf den Fischfang von Neuigkeiten ausgehender Amerikaner schildert die Entdeckung dieses sonderbaren Industriezweiges;

„Ich ging eines Tages die Bowery hinab, als plötzlich ein nur halb bekleidetes, frostschauerndes und blaunasiges Individuum die günstige Gelegenheit benutzte, mir, während ich gerade eine feingekleidete Person beobachtete, die zögernd vor Simpson's bekanntem Leihgeschäft stand, einen bedruckten Zettel in die Hand zu drücken. Die Person, die mir die Annonce zuschob, sah gerade nicht sehr vertrauenerweckend aus, sie machte auf mich den Eindruck, als ob ihr ein gutes Glas Rum und eine halbe Stunde Aufenthalt an einem heißen Ofen nicht schaden würden, doch las ich den Zettel, dessen Ueberschrift mich sofort frappirte. „Warum tragt ihr ein blaues Auge mit euch herum?" lautete die erste Zeile in fetter Schrift. Dies fesselte meine Aufmerksamkeit, das Stellen einer solchen Frage war für mich etwas ganz Neues. Vor zwanzig Jahren, bei unserer letzten Prügelei in der Schule, erinnerte ich mich, ein blaues Auge davongetragen zu haben. Ich las weiter: „Herr Thompson, No. 276 Bowery, ist bereit für eine stipulirte Summe alle Spuren eines Falles, Stoßes, Schlages irgend einer Art, natürliche Flecken, Hautabschürfungen, Muttermale, Narben, verbrannte Stellen und sonstige unangenehmen, die Schönheit störenden und beeinträchtigenden Verunzierungen irgend welcher Art durch eine harmlose und unschädliche Prozedur ohne Schmerzen und Unannehmlichkeiten zu beseitigen.

O großer Wohlthäter der leidenden Menschheit! rief ich in meinem Herzen aus. Am Rande des Zettels stand: „Jede Entstellung, Mißfärbung um's Auge und Flecken in seiner Nähe werden in künstlerischem Styl für den Preis von 2 bis 5 Dollars wirksam entfernt und unsichtbar gemacht." — Ich bin von Natur neugierig und muß gestehen, meine Wißbegierde war durch diese höchst bemerkenswerthe und originelle Ankündigung in hohem Grade erregt worden. Ich hatte von einer Madame Rachel in England gelesen, die durch Anpreisung eines unfehlbaren Schönheitsmittels viel Geld verdient und sich schließlich selbst damit in's Gefängniß gebracht hatte, ich hatte auch vernommen — doch o! sagt es nicht „in Gath"! — daß es in New-York junge (?) Damen gäbe, die in Bezug auf die Wunderwirkung kosmetischer Mittel, der sogenannten Teint-Emaille und der Schminke, nicht geradezu ungläubig sein sollten — aber hier war ein Herr, der nichts Heimliches trieb, der offen und frei seinen Industriezweig anzeigte und noch dazu hinzusetzte, daß er „in künstlerischem Style" arbeite. Mein Verlangen, die Bekanntschaft dieses sonderbaren Künstlers zu machen, war unwiderstehlich groß;

aber wie sollte ich ein Individuum finden, das mit einer solchen Erinnerung an eine lustige Nacht unter den Leuten umherwandelte? Ich verspürte keine Lust in mir, das Münchhausensche Mittel der Feuererzeugung an meiner eigenen Persönlichkeit anzuwenden, oder mit Willen gegen einen Pfosten zu rennen. Ich entschloß mich, koste es auch noch so viel Mühe, ein blaues Auge ausfindig zu machen.

Von Gerichtshof zu Gerichtshof rannte ich umher und lauerte auf mein edles Wild; in den Tombs traf ich, was ich suchte, eine deutsche Frau, die unverkennbare blau-schwarze Spuren eines zu handgreiflichen Zärtlichkeitsergusses von Seiten ihres darob verhafteten Gemahls an sich trug; aber — o Graus! — als ich mit meinem Plan herausrückte, stieß ich auf entschiedenen Widerstand. Sie mochte mich für einen Hexenmeister oder für Sr. höllische Majestät in Person halten, denn mit dem Schreckensausrufe: „Der Teufel!“ entfloh sie und ließ mich rathlos stehen. Doch der Zufall war mir endlich günstig. Ich entdeckte eine „blauäugige“ Marie, deren linkes Sehwerkzeug weniger vergißmeinnichtblau als blauangeschwollen war, und da sie zu einer Sorte von Schönheitspriesterinnen gehörte, die den Verlockungen eines Thalers nicht immer erfolgreichen Widerstand entgegensetzen, wurden wir bald handelseinig. Für heute war es zu spät, der kurze Wintertag neigte sich der Dämmerung zu, aber auf den kommenden Tag verabredeten wir ein Rendezvous am Chatham-Square, um 11 Uhr Morgens. —

Ziemlich pünktlich zu angegebener Zeit traf ich die holde Marie, die ihrer Ausdünstung nach zu schließen etwas Stärkeres als Caffee zum Frühstück genossen hatte und dadurch zu dem kühnen Vorhaben ermuthigt ward, sich an meinen Arm hängen zu wollen — ein Beweis freundschaftlicher Zuneigung, gegen den ich mit Erfolg remonstirte, indem ich eine deutliche und nicht mißzuverstehende Anspielung auf den versprochenen Thaler machte, dessen Bezahlung oder Nichtverabfolgung von ihrem Anstand und ihrer Fügsamkeit abhinge. Das wirkte; der Gott Mammon machte Marie zur „bezähmten Widerspenstigen“. Wir langten bei dem Künstler an und zogen die Hausglocke.

Der Künstler selber mit Pinsel und Palette stand vor uns.

„Herr Thompson, wenn ich recht bin?“ sagte ich.

„Ganz wohl; treten Sie näher“; höflich wies er mich hinein, schloß aber meiner Begleiterin die Thür vor der Nase zu.

Dies war mir für den Augenblick ganz recht; es gab mir Gelegenheit, dem Maler mein Anliegen unter vier Augen vorzutragen.

„Sie malen blaue Augen aus, mein Herr? frug ich, indem ich kühn in medias res hineinsprang. Ich möchte Sie ersuchen, Ihre

Kunst an dem weiblichen Wesen, das vor der Thüre steht, auszuüben." —

Der Maler zuckte die Achseln und schien in seinem Künstlerstolz verletzt. „Nein, mein Herr, erwiderte er, ich arbeite nicht für Leute aus den unteren Klassen." — Ich wollte eben ausrufen: O du scheinheiliger Heuchler! — aber ich besann mich noch zu rechter Zeit, schilderte ihm meine Wißbegierde, künstlerische (!) Arbeiten in diesem Genre kennen zu lernen und schloß mit der Versicherung anständiger Honorirung. Er überlegte scheinbar einen Augenblick, dann ließ er sich für fünf Dollar dazu herab. Wie gern täuscht sich doch der Mensch selbst! — Marie ward hereingerufen und ersucht, ihren Hut abzunehmen, was sie nicht ohne Ziererei und mit unterdrücktem Lachen that, und setzte sich in einen verschossenen Sammetstuhl, der an ein zahnärztliches Atelier oder an die Barbierstube erinnerte. Der Kunstmeister öffnete seine Farbenschachteln, setzte mehrere fleischfarbene und rosenrothe Flüssigkeiten zusammen und hanthierte mit einem Eifer und gewissenhaftem Ernst, als ob er eine Madonna zu malen habe. Währenddessen beschäftigte sich Marie damit, neugierig im Zimmer umherzuspähen und sämmtliche Töpfchen, Büchsen und Kästchen einer genauen Prüfung zu unterwerfen. „Setzen Sie sich hin", bemerkte ich, als ich gewahr ward, daß der Künstler mit mißfälligen Blicken ihre Bewegungen verfolgte. „Was wollen Sie denn?" fuhr ich fort, als ich sah, sie zögerte.

„Nun, entgegnete sie, ich sah nach, ob kein Photograph hier sei, ich will nicht abgenommen werden; ich weiß nicht, wer Sie sind, und traue Keinem; nachher hänge ich in der Spitzbubengallerie aus."

Der Künstler und ich lachten beide und beruhigten sie über ihre Befürchtung, dann nahm die Patientin ihren Sitz ein. Der Augenmaler näherte sich ihr und wischte mit einem feinen Schwamm die wunde Stelle sorgfältig aus und ab. Endlich ergriff er Pinsel und Palette, nahm eine künstlerische Stellung an und malte die heute schon in's Regenbogenfarbige schillernde Verwundung mit einem farblosen Pigment über. Er ließ sie das Auge öfter schließen und wieder öffnen, um zu sehen, ob auf der rasch eintrocknenden Fläche kein Riß entstände. Währenddessen sah ich mich im Zimmer um und dachte an das Bildniß „Van Dyck in seinem Atelier", der Künstler hatte in seiner Kopfbildung etwas Van Dyckhaftes. So wird die Kunst prostituirt — der Mann hatte verschiedene Malereien in seinem Zimmer hängen, die augenscheinlich eigene Produkte waren, und wenn auch nicht Bilder ersten Ranges, doch nicht ganz und gar bloße Sudeleien zu sein schienen. — Er bearbeitete das Gesicht des Mädchens mit der Sorgfalt eines Miniaturmalers, trat einen Schritt zurück, brachte hier und dort an seinem wirklich lebenden und sprechenden Gemälde eine Verbesserung an und fuhr eifrig in seiner Arbeit

fort, bis die Entstellung verschwunden war. Zuletzt war jede Idee eines mißfarbenen Fleckens auf der Wange und um das Auge her vollständig verschwunden.

„Nun, mein Herr, sagte er, wie denken Sie jetzt darüber? Die beste Arbeit, glaube ich, die ich kürzlich geliefert habe."

Er hatte Recht, Marie war ausgezeichnet überpinselt worden. Niemand konnte jetzt die geringste Spur einer Entstellung bemerken. Marie trat vor den Spiegel, war zuerst erstaunt, dann entzückt.

„Ich sehe wirklich gut aus, sagte sie, jetzt möchte ich mich abnehmen lassen."

Ich lachte von Herzen, denn sie war fern von jeder Schönheit; aber es ist eine alte Wahrheit, daß die Inhaberinnen von unendlich gleichgiltigen, ja entschieden häßlichen Gesichtern sich am liebsten photographiren lassen. — Ich bezahlte ihr den ausgemachten Dollar und ließ sie gehen, dem Künstler drückte ich sein Honorar in die Hand, er bot mir eine Cigarre an, und während ich sie ansteckte, erlaubte ich mir, ihn wegen seines originellen Geschäftes ein wenig auf den Zahn zu fühlen.

„Sie haben viele solcher Arbeiten unter Händen?" frug ich.

„Wie es gerade kommt, war die Antwort, manchmal zwei bis drei Sitzungen täglich. Einige Kundinnen kommen regelmäßig, ich male sie dann zu herabgesetzten Preisen. Eine Dame mit einer häßlichen Narbe auf der Stirn läßt sich wöchentlich zweimal verschönern. Eine andere leidet an periodischem Ausschlag und kommt dann während der Krankheit täglich."

„Haben sie Konkurrenten?" warf ich hin.

„Nur einen, so viel ich weiß, und er ist ein Stümper, kein Künstler; aber in den Apotheken giebt es oft Gehülfen, die sich damit, freilich nur sehr unvollkommen und höchst ungenügend, abgeben. Sehen Sie, die heutige Ausmalung der Weibsperson wird zwei Wochen vorhalten, und das macht mir so leicht Keiner nach." —

Ich verließ den Maler mit vielem Dank für seine Belehrung. Nun wußte ich doch, „wie's gemacht wird!" Von jetzt an bin ich über den Irrthum erhaben, daß ein schönes Gesicht allein eine Gabe der Natur ist. Ich hatte es früher für Verläumdung alter, sitzen gebliebener Schachteln gehalten, deren Tugend wie der Rahm sauer geworden war, wenn er zu lange gestanden hat, daß Damen eines gewissen Alters sich durch Kunst metamorphosiren lassen, doch nun war ich zur Erkenntniß hindurchgedrungen, daß nicht Alles, was glänzt, Gold, und nicht jedes schöne Antlitz natürlich ist." —

Von solchem A-la-Mode-Maler kann man die Geschichte der Prostituirung der Malerei in unserer modernen Zeit lernen; für die Prostituirung der Musik hat Offenbach schon gesorgt, und in vielen „gewissen" Häusern New-Yorks, in denen der Klimperkasten die ganze

Nacht neben dem drathsaitenbespannten Seufzer- oder Wimmerholz bearbeitet wird, könnte man die tiefste Erniedrigung der Musik beobachten; für das Herunterziehen der Poesie von ihren erhabenen Herrschersitz in den Staub der Welt und in den Schmutz des Lächerlichen sorgen ebenfalls gar Viele. Die Zeit der Troubadours, der Rhapsoden, Skalden, Barden und Minnesinger ist lange vorbei, was ein Dichter heutzutage noch ist, erklärt ein edler amerikanischer Poet, Russel Lowell:

„Jetzt ist der Dichter nur ein leerer Reimer,
Der, müßig hingestreckt im Sommergras,
Sein Liedchen fügt, ein schlauer Verseleimer,
Den Launen jedes Horchenden zupaß;"

und ein anderer Amerikaner, R. H. Stoddard, drückt in bitterem Schmerz aus, was Mancher ausrufen möchte, der im farblosen Lande der Freiheit sein Herz müde gearbeitet hat:

„Ich schaffte hart
In eh'rnem Druck und hoffnungsloser Plag',
In Fesseln ewig rudernd Tag um Tag,
Und in der Bahn des Lebens ringend ward
Mein Arm erschöpft, mit Staub bedeckt mein Kleid,
Ich habe nicht die Kraft zu ferner'm Streit!
Und wenn ich stürbe? — Keiner frägt darnach,
Ob eines müß'gen Träumers Herz zerbrach!
Wir leben, kämpfen, sterben unbeachtet,
Ob unser Geist und Lieben noch so groß,
Den Blumen gleich nur werden wir betrachtet,
Und Tod und Finsterniß ist unser Loos! —"

Doch die Zeit der Zerrissenen ist vorüber, und für elegisches Pathos hat unser Alter kein Verständniß mehr. Die gelungenste Anwendung der Poesie und Literatur machte ein alter Freund von mir in New-York, ein Junggeselle, der sich in behaglichen Verhältnissen befand und sich, wie er mir erzählte, die deutsche Literatur für die Bedürfnisse seiner Laune passend eingerichtet hatte. Im Winter las er vorwiegend gern afrikanische Reiseberichte und Nachrichten über die Expedition in der libyschen Wüste; im Sommer studirte er die Nordpolfahrten, die schon an und für sich eine halbe Bibliothek bilden. Sollte er Katzenjammer haben, so forschte er in Temme's Criminalnovellen, deren unvergleichlicher Styl ihm für das Studium der Adjektiva ein gründliches Feld der Erheiterung bot, besonders um zu lernen, wie man eine langsame, aber sichere Steigerung im Affekt hervorruft; Stellen, wie: „Sein Gesicht ward blaß, aschfarben, kalkig, kreidig" bewunderte er ungemein, oder kurze Schlagwörter, um plötz-

liche Spannung hervorzurufen: „Die stolze Frau war doch blaß geworden", das doch, meinte er, sei von malerischer Wirkung; oder wie man am Gelungensten abbricht: „Wer waren jene Männer? — Ich weiß es nicht, wir werden es im nächsten Kapitel erfahren." — War er melancholisch gestimmt, so versuchte er similia similibus auf homöopathischem Wege zu kuriren und suchte sich aus Lenau eine Seelenlimonade zusammen, wollte er sich wieder emporraffen, so wandte er Heine's ätzenden Spott an und rief sich zu:

„O König Wiswamitra,
Was für ein Ochs bist du!"

Stand sein goût auf psychologische Tifteleien, so langte er Heyse aus dem Regal, hatte er Appetit auf Culturstudien und altmodisch-manierirte Sprache, las er Freitag's Ahnen — so hatte er für jede Stimmung seinen Ableiter. Zum Bewundern tropischer Wörterpracht diente ihm der farbenüppige Hamerling, wollte er sich selbst bewundern, oder „in seinem Gemüth den unsterblichen Geist", so war Platen da, und zum Einschläfern bot ihm die deutsche Literatur, wie er behauptete, einen so reichhaltigen Stoff, daß es sich gar nicht der Mühe verlohnte, passende Namen von narkotisch wirkenden Autoren vorzuführen. Es war das im Grunde auch eine Prostitution der Kunst und Wissenschaft, die freilich harmlos genug auftrat.

XVI.

Der Spiritualismus.

Durch einen dünnen Flor nur, sagt Shakespeare, ist die Geisterwelt von uns geschieden, er ist leicht aufzuritzen — darum hüte dich! — So behaupten neben anderen Personen auch die Spiritualisten. Ein Anhänger ihres Geheimkultus — ob im Ernste, oder nur, um dem leichtgläubigen Publikum eine dicke Lüge aufzuhängen, oder vielleicht, um den Leuten Furcht einzujagen, weiß ich nicht — behauptete neulich in einer großen amerikanischen Zeitung, die Anhänger des Spiritualismus zählten nach Millionen. — Nun ist zwar in Amerika manches möglich, was anderswo nie vorkommen könnte, doch diese Behauptung der Spiritualisten ist denn doch wohl nicht ganz haltbar. Allerdings giebt es überall viele Dumme, doch es ist merkwürdig, sie haben nicht alle denselben Wahn und dieselben fixen Ideen, sondern ihre Dummheits-Einbildungen sind so verschiedenartig, daß A. zum Exempel seinen Nachbar B. für dumm hält, während B. höchst gescheut zu sein träumt, und C. wieder A. für einen Schwachkopf ansieht, und B. den C. — und so geht es weiter in der Welt. Aber daß

es schon Millionen gäbe, die sich von einem Spuk der Phantasie in's Garn locken lassen, die alle denselben Götzen des Blödsinns opfern und an den Spiritualismus und seine Geisterlehre als an etwas wirklich Existirendes glauben, das wollen wir denn doch zur Ehre des gesunden Menschenverstandes vorläufig noch nicht glauben. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Die Wahrheit dieses Sprüchwortes haben die Herrn Spiritualisten schon reichlich und überall empfunden, ob sie Mesmer, Hume oder Davenport heißen, von Zeit zu Zeit ist es ihnen immer einmal, um einen Berliner Bummelausdruck zu gebrauchen, in die Bude geregnet, und das gründlich; alle Herren dieser mystischen Wissenschaft haben schon einmal das Tragödienwort: Ha, ich bin erkannt! sich vordeklamiren dürfen. Aus meiner Kinderzeit erinnere ich mich noch an das Tisch-Rücken und -Klopfen, das epidemisch wie die Cholera seinen Durchzug über die Welt hielt; selbst wir Kinder übten uns darin, und es war doch gar zu schauerlich-nett, wenn der Tisch gehorsam vierzehnmal knackte und das Lebensalter des Backfisches auf's Genaueste angab. So'n bischen Gruseln ist für ein junges Gemüth, das alle möglichen Feen- und Märchen-Geschichten schon verdaut hat, gar zu angenehm, es kommt ihm gar nicht so unerwartet, denn die Phantasie des Kindes ist eine lodernde Flamme, die sein ganzes Dasein ausfüllt. Der Hang zum Wunderbaren liegt tief in uns; als ich ein Knabe war, ging es mir beinahe wie dem alten Zauberer Merlin, dem die Vögel verständlich sangen, und dem der Wald seine Weisheit erzählte; am Gestade der dunklen Salzfluth lag ich oft, am Meeresufer im weißen Sande, hinter mir rauschten die düsteren Tannen, vor mir plätscherte das Wasser, das sich an den Steinen brach, und im „wiegenliedheimlichen" Säuseln und Schwellen der Fluth, wie im hehren Flüstern der Bäume hörte ich lange Traumgeschichten, die Woge frug leise an, und der Wald gab im schwellenden Hauch des Windes die ernste Antwort, es tönte mir ein Dialog zweier geheimnißvollen Mächte in's Ohr, den ich lange nicht habe vergessen können. —

Gewöhnlich sind solche Leute, die den Singularis eines gewissen Wortes nicht besitzen, Anhänger desselben Ausdruckes im Pluralis, oder um es deutlicher auszudrücken, die den Geist nicht haben, die sehen und citiren gern Geister. Die Spiritualisten sind gewöhnlich nicht ganz ungebildet, sie haben eine halbe Bildung — und das ist gewöhnlich schlimmer als gänzliches Fehlen —, eine Glocke haben sie mal von Diesem oder Jenem läuten hören, aber das ist Alles; einige verschwommene Phrasen von Magnetismus und Elektrizität haben sie aufgefischt, aber von dem, was man über diese beiden Erscheinungen bis jetzt wirklich weiß, verstehen sie nichts. Den Dichterausspruch: „Es giebt viele Dinge im Himmel und auf Erden, von

denen sich unsere Philosophen nichts träumen lassen", citiren sie mit Vorliebe, er gehört mit zu ihrem Credo, und hätte Shakespeare das Unheil gewußt, das diese Worte einst anrichten würden, er hätte sie sicher ungesprochen gelassen. —

Daß Amerika vor allen anderen das Land des Spiritualismus ist, kann Niemand Wunder nehmen, der die Verhältnisse des Landes kennt. Der Atheist und selbst der liberal-gemäßigte Gläubige wird nicht leicht Anhänger dieser Lehre; aber der Orthodoxe, der im Stande ist, seinem Verstande die Wunder aus der „Holy Bible" faßlich zu machen, der die Fähigkeit sich erworben hat, von diesen Wundern, als von etwas wirklich Geschehenem zu sprechen, der durch frommen Glauben alle Skrupeln seines Denkvermögens zu beschwichtigen gewußt hat — den trennt vom Spiritualismus eigentlich nur noch ein Schritt. Zwischen dem Unglauben und dem Glauben liegt eine tiefe Kluft, und Manchem geht es wie Lessing, er findet die Sprungstange nie, die ihn in's Wunderland hinüberträgt, aber zwischen dem Glauben und der Geisterseherei ist schließlich nur noch ein kleiner Graben, den man leicht überhüpfen kann. —

Eine der am Meisten Epoche machenden Entdeckungen auf diesem Gebiete war die Erfindung der Geisterphotographie in New-York. Ein unternehmender Lichtbildner, dessen Geschäft an der allgemeinen Flauheit und Lauheit der Verhältnisse litt, und der ein äußerst sensibles Medium zu sein behauptete, hatte es im Geisterverkehr so weit gebracht, daß er Geisterphotographien, Bilder längst selig Entschlafener, anfertigen konnte. Mehrmals leistete er Großes darin; und das zog, das war wirklich noch nie dagewesen, das übertraf Alles, was man bisher noch gehört oder gewußt hatte. Nun war der Weg in's Geisterreich eigentlich schon halb und halb geöffnet — der nächste Schritt .....

Doch ach, ja, der nächste Schritt hätte an die Erweckung allgemeinen Blödsinns gestreift, wenn nicht — die Blase geplatzt wäre. Es war mal wieder nichts damit, das fand der verständigere Theil der Menschheit bald heraus — man rückte dem Photographen näher auf den Leib, und er ward erkannt. Fanatische, oder wie ich neulich in einem Lustspiel hörte, frenetische Anhänger des Spiritualismus ließen sich freilich auch dadurch nicht abschrecken und bauten ihre Geisterluftschlösser weiter. Mundus vult decipi, heute noch ebensogut wie zu Augustus' Zeiten, will die Welt getäuscht werden. —

Ich war erst einige Wochen im Lande, als ich in der Zeitung die Anzeige eines französischen Arztes las; der gute Mann suchte einen Sekretär oder Assistenten zum Besorgen seiner ausgedehnten Correspondenz; zwar war ich kein Stellesuchender mehr, doch hatte ich noch freie Zeit, und die Annonce war so eigenthümlich abgefaßt, daß sie meine Aufmerksamkeit erregte, ich ging zu ihm. Eine von einer schlohweißen

Löwenmähne umwallte, lange, hagere Gestalt mit unheimlich funkelnden Augen trat mir entgegen; wir wurden bald handelseinig; der Doktor redete zwar ein Langes und Breites von Erdmagnetismus, was er, nach seinen Worten zu schließen, durchaus nicht verstand, aber was ging das mich an! Drei Tage lang schrieb ich seine Briefe, den vierten nahm ich von dem Franzosen französischen Abschied. Der Herr war nichts wie ein gewöhnlicher Schicksalsprophet und Wahrsager, aus dem spiritualistischen Apostel einer neuen, geisterhaften Zukunft entpuppte sich ein ganz gewöhnlicher und gemeiner Betrüger, der alberne junge Wittwen durch Erregung sinnlicher Gedanken kitzelte und alten Jungfrauen das Horoskop stellte. Als ähnliche Schmetterlinge dürften die meisten Herren, die sich auf's Geisterkommando verstehen, aus der Chrysalide sich entwickeln, in welcher Magie, Dummheit und Betrug in einander gewickelt neben einander ruhen. —

Es war neun Uhr Abends.

„Guten Abend, meine Herren!" —

Der Gruß kam von einem schlanken und wohlgebauten großen Mann mit auffallend bleichen Zügen; er schritt ruhig, würdevoll und gemessen aus dem innern Heiligthume seines Privatzimmers in den Empfangssalon, in welchem ein Dutzend Herren in verschiedenen Gruppen saßen. Die Unterhaltung ward nur in leisem Flüsterton oder mit gedämpfter Stimme unter ihnen geführt und verstummte gänzlich, als der letzte Ankömmling, von dessen Eintritt wir eben berichteten, seinen Platz eingenommen hatte. Kaum hatte er sich gesetzt, als sich ein deutliches Klopfen in verschiedenen Theilen des Zimmers, ja, sogar an dem Tisch, an welchem er Platz genommen hatte, hörbar machte. — „Ich grüße euch, werthe Geister!" sagte der Mann, warf einen halb-erhabenen, halb-freudigen Blick um sich in's scheinbare Leere des Raumes und winkte seinen unsichtbaren Geisterfreunden mit der Hand zu, als ob darin eine Bitte läge, ihre Ungeduld einen Augenblick zu zügeln.

Das Medium — denn ein solches war er — warf sich in den bequemen Polsterstuhl zurück, um seine Gedanken zu sammeln; einen Augenblick schien er in tiefen Träumereien verloren zu sein und achtete seiner Besucher kaum. Wie geistesabwesend fuhr er sich drei bis vier Mal mit der Hand durch das volle Haar, faßte sich an den Puls und beobachtete ihn kurz, holte mehrmals tief Athem und schlug dann gleichsam mechanisch auf eine kleine Silberglocke, die vor ihm stand.

Die Seitenthür öffnete sich geräuschlos, ein farbiger Knabe trat ein.

„Bringe Cigarren und Eiswasser für die Herren", befahl das Medium in kurzem, scharfen Ton; „und hörst du", fügte er hinzu, „ich bin heute Abend für Niemand zu sprechen. Du brauchst nicht zu kommen, wenn ich nicht auf die Glocke schlage."

Die wenigen Worte schon, die er eben gesprochen hatte, schienen den Mann auf's Aeußerste erschöpft zu haben, er warf sich wieder matt in seinen Sessel zurück, schloß langsam seine Augen und schien auf's Neue in einem Ozean von Gedanken gänzlich verloren zu sein. Die Cigarren erschienen. „Ich setze voraus, Sie rauchen Alle, meine Herren", bemerkte er kurz, worauf der Knabe sie umherreichte und verschwand. Wieder hörte man ringsum deutliches Klopfen, die Geister schienen wach zu sein und auf den Augenblick zu warten, da man sie rufen würde; bald machten sie sich hier, bald dort bemerkbar, und mehrere Besucher waren so entsetzt, daß sie nicht umhin konnten, zu schaudern. Todtenstille herrschte, die nur das Klopfen dann und wann unterbrach, die Hand aus dem Jenseits, die geheimnißvoll in's Diesseits hineinragte! —

„Ja, ja, gleich!" sagte der Mann, ohne seine Augenlider zu öffnen. Was vernahm er wohl? Sein Antlitz erhellte sich, er bewegte seine Lippen, als ob er mit den Geistern Zwiesprache hielte. Dann erhob er sich ein wenig, seufzte tief auf und frug, ob seine Gäste Willens wären, die Geistersitzung beginnen zu lassen.

Natürlich war Jedermänniglich damit einverstanden, man zitterte förmlich vor Erwartung. Bei Einigen fing schon das Haar an, sich zu sträuben, blos unter dem dunklen Furchtgefühl vor den schrecklichen Mittheilungen, die folgen würden, ihr Gesicht färbte sich lebhafter, Andere saßen schon mit glühenden Wangen da, und ihre Finger spielten in nervösen Zuckungen mit den Papierzettelchen, die vor ihnen lagen. Manche wollten ihre Nervosität gewaltsam unterdrücken, sie blickten starr auf die Wand und stierten nach den Spiegeln, als erwarteten sie, irgend ein dämonisches Gesicht würde ihnen aus dem Rahmen zunicken. Noch Andere rückten unbehaglich hin und her wie Geschöpfe, denen man einen plötzlichen Schrecken eingejagt hat; ihre Blicke blieben endlich auf dem Medium haften, das ruhig, kühl und selbstgesammelt da saß. Sein Gesicht drückte durchaus keine Aufregung aus, es verrieth keine Spur von nervöser Rührung, eher zeigte es ein gewisses Erschlafftsein, eine leise Langeweile, als wüßte er die Anstrengung schon, die seiner harrte, die mit einem auch äußerlich sichtbaren Verlust von Kraft unausbleiblich verbunden ist.

Mit einer Geberde äußerster Abspannung warf er einige Bleistifte mitten auf den Tisch und ersuchte die Anwesenden, die Namen der Geister, von denen sie Mittheilungen zu erhalten wünschten, auf die Papierstücke, die vor ihnen lagen, zu schreiben. Und wieder versank er in seine Träumerei und blickte standhaft in's Leere, als ob sein eigener Geist aus der Hülle des Körpers entflohen sei und sich mit den geheimnißvollen Wesen unterhielte, deren Anwesenheit das häufige, seltsame Klopfen hinlänglich dokumentirte. Verschiedene der Gäste sahen mit einem halb mitleidigen, halb entsetzten Blick auf das

Medium, das in seinem leidenden Zustande mit der Geisterwelt in mystischem Rapport stand.

Ungefähr vierzig beschriebene Zettel waren nach und nach vor ihn gelegt worden — jeder trug den Namen eines Freundes oder Verwandten oder bekannten Mannes — lauter Namen, die längst auf Erden zu existiren aufgehört hatten, die über den breiten Raum der Lücke gewandert waren, die jeder Erdenwanderer einmal passiren muß, und von wannen keine Wiederkehr ist.

Das Medium ergriff einen dieser Zettel, hob ihn langsam empor und hielt ihn vor sich hin, dazu murmelte er leise und unzusammenhängend. Plötzlich zuckte er zusammen und schien ganz Leben und Bewegung, seine Augen funkelten, sein Nervensystem erschien vollkommen wieder erfrischt zu sein, er sah fast zehn Jahre jünger aus. Er warf einen suchenden Blick im Kreise umher, dann sagte er: „Sie werden mich entschuldigen, meine Herren, Sie sind mir alle fremd, wer von Ihnen ist Herr Wilhelm Bowers?"

Er brauchte die Frage nicht zu wiederholen, ein ernster, hübscher Mann in seiner Nähe fuhr auf, sein Gesicht verfärbte sich ein wenig, dann sagte er fest und sicher: „Das ist mein Name."

„Herr Bowers", begann der Geisterseher wieder, und er sprach langsam und deutlich, in etwas orakelhaftem Ton, „Ellens Geist ist hier." Er wandte sich um, sah über seine Schulter und fragte: „Nicht wahr, Ellen, du bist hier?"

Tap! tap! tap! klang es scharf auf dem Tisch, ohne daß Jemand ihn berührt hätte. Herr Wilhelm Bowers saß mit halboffenem Munde und verhaltenem Athem da.

„Haben Sie eine Frage an den Geist zu richten?" frug das Medium.

„Nein", erwiderte der Mann mit halb erschrockenem Ton; er drehte sich zu seinem Nachbar um und flüsterte: „Die arme Nelly ist nun schon fünfzehn Jahre todt; ist das nicht schrecklich, daß sie hier erscheint? Ich konnte sie nach nichts fragen."

Wieder nahm das Medium einen Zettel und hielt ihn empor; ein heftiges Klopfen ward sofort vernehmbar. „Ja, ja", sagte der Geisterseher, als ob er einen unruhigen Geist beruhigen wollte, „die Reihe wird gleich an dich kommen. Herr Georg Hawley."

Der Angeredete saß dem Medium gerade gegenüber und erbleichte ein wenig, sagte aber nichts.

„Der Geist des Kapitäns Charles Hawley ist hier", sagte das Medium. „Will Herr Georg Hawley einige Fragen an ihn richten?"

„Gewiß, ich will ihn fragen", erwiderte der Gerufene kurz und scharf, und ein skeptisches, ungläubiges Lächeln spielte um seinen Mund.

„Nun?" forschte das Medium.

„Fragen Sie ihn", sagte Herr Georg Hawley, wie und wo er starb."

Drei Schläge erschollen, das Medium drehte sich um, als würde ihm eine Mittheilung zugeflüstert.

„Der Geist sagt, er wäre in der Schlacht bei Gettysburg getödtet worden", verkündete das Medium mit geschlossenen Augen, ohne Jemand im Besonderen anzureden.

„Fragen Sie ihn, ob er John Lanigan im Himmel getroffen hat?" —

„Nein, der ist noch nicht todt, er lebt in San Franzisko."

Der Frager schien ein wenig betroffen und rückte unbehaglich hin und her. Aber er war entschlossen, das Medium zu entlarven oder in Verlegenheit zu bringen und begann von Neuem.

„Fragen Sie ihn", sagte er nachdenklich, „wo er geboren war?"

„Der Geist sagt, er wäre vorzeitig geboren worden, auf einer Reise von New-York nach Liverpool."

„Das ist genug", sagte der skeptische Herr, „ich muß anerkennen, daß meine Fragen richtig beantwortet worden sind. Wie das möglich ist, kann ich nicht verstehen. Ich behaupte aber dennoch, es ist Alles blos Humbug."

Nachdem er so sein Herz erleichtert hatte, sah er das Medium mit einem strengen Inquisitorblick an, als hätte er ihn am liebsten als Schwindler und gemeinen Betrüger arretiren lassen. Er hatte es sich vorher wohl überlegt, ob er sich der Gesellschaft anschließen sollte oder nicht; und doch schien er jetzt den Fünf-Dollarschein zu bedauern, den er als Eintrittsgeld in Vorausbezahlung erlegt hatte. Er schien mit der ganzen Geschichte unzufrieden zu sein; den ganzen Abend saß er so unruhig da, wie ein junges Mädchen, deren verlobter Schatz nicht zum Ball erschienen ist. Er wünschte fortzugehen und wünschte dazubleiben. Doch seine Strafe blieb nicht aus, alle Ungläubigen müssen gezüchtigt werden, hier zeitlich und dort ewiglich, und er erhielt noch vor Schluß der Sitzung sein wohlgemessenes Theil, und zwar in einer Art und Weise, von der er sich wenig hatte träumen lassen. — Mehrere der Besucher versammelten sich um ihn und sprachen lebhaft über den Fall. Sie erwiesen ihm, wie unmöglich es sei, daß das Medium, welches ihn nie in seinem Leben gesehen oder von ihm gehört hätte, solche Fragen allein richtig beantworten könne, deren Beantwortung kaum seinen genauesten Freunden möglich sei. Ein Betrug sei kaum denkbar, und sie brachten ihn so weit, daß er das Medium wegen der verursachten Störung um Entschuldigung bat, er nahm auch das Wort Humbug zurück. „Aber", setzte er hinzu, „ich kann es und will es nicht glauben, daß meines verstorbenen Bruders Geist in diesem Zimmer gewesen ist. Ich verstehe das nicht; es ist für mich ein vollkommenes Räthsel, eins von diesen Pro-

blemen, welche die Denkkraft des Einen zu lösen vermag, aber die des Anderen nicht." —

Die Sitzung ward wieder eröffnet, mehrere Geister wurden citirt und erschienen, wunderbare Antworten wurden auf schwierige Fragen gegeben, und Allen begann das Haar zu Berge zu stehen. Einige Besucher sahen bleich und fassungslos aus, Ueberraschung folgte auf Ueberraschung. Andere nahmen die Sache leicht und halfen sich durch Scherze über das unheimliche Räthsel fort. Diese letzteren beredeten die Schüchternen und Erstaunten, schwierigere Fragen zu stellen, die alle ohne Fehl beantwortet wurden. Zwei oder drei, unter ihnen der erwähnte Skeptiker, saßen schweigsam da, beobachteten scharf, aber nahmen selbst keinen thätigen Antheil mehr.

Nach einer langen Unterhaltung mit seinem Nachbar, die im Flüsterton geführt ward, schrieb jetzt ein Herr einen Namen auf einen Zettel, faltete ihn und warf ihn auf den Tisch. Er hatte sich bis dahin wenig betheiligt und nur gespannt aufgepaßt. Er sah das Medium mit regster Neugier an, als dasselbe das Papier entfaltete.

„Ist dieser Geist hier?" fragte das Medium.

Keine Antwort. —

„Ist dieser Geist hier?" wiederholte der Geisterbeschwörer.

Noch keine Antwort.

Zum dritten Male frug er, kein Klopfen ertönte, kein Zeichen war vernehmbar.

„Aha!" rief der Skeptikus mit leisem, höhnischem Kichern, „was ist das?"

„Ich kann den Geistern nicht befehlen, mich zu bedienen", bemerkte das Medium gelassen, „ich gehorche nur ihren Befehlen, ich bin nur das Medium ihrer Mittheilungen, wenn sie zugegen sind."

In demselben Augenblick reichte er den Zettel zurück. Mechanisch öffnete ihn der Herr, der ihn überreicht hatte.

„Bei'm Himmel!" rief er plötzlich aus, „ich habe ein Versehen gemacht, ich habe den unrechten Vornamen hingeschrieben. Dieser Mann ist nicht todt. Es ist sein Bruder, den ich meine."

„Wenn der Mann nicht todt ist," sagte das Medium und warf einen ruhigen, selbstzufriedenen Blick auf den Skeptiker, dessen Kinnlade plötzlich bedeutend herabgesunken war, dann sehe ich nicht ein, wie sein Geist hier erscheinen kann. Aber, fügte er hinzu, sah sich plötzlich um und wandte sich dann an den Fragesteller, an meiner Schulter steht ein Geist, der behauptet, er sei der Mann, den Sie meinten; er sagt, sein Name sei Howard Bailey.

Der Herr sprang von seinem Sitz empor, als ob eine Kugel ihn getroffen hätte.

„Gott im Himmel!" rief er aus, „das ist der Name!"

Sein Nachbar flüsterte wieder in sein Ohr und sagte ihm eine Frage vor.

„Wollen Sie den Geist nach dem Vornamen seines Bruders fragen", begann der Fragesteller mit schlecht verhehlter Erregung.

Tap, tap, tap, klopfte es an dem Tische.

„Der Geist", sagte das Medium, „will den Namen in Blutbuchstaben auf die Rückseite meiner Hand schreiben."

Während er dieses sagte, schlug er den Aermel seines Rockes und seine Manschette zurück und legte seine linke Hand flach auf den Tisch. Alle standen auf und drängten sich um ihn, als erwarteten sie, der Teufel selber würde mit einer Feder und einer Flasche rother Tinte erscheinen und die mystischen Buchstaben schreiben. Man sah nichts; aber allmählich begannen sich blasse rothe Linien zu zeigen, und zuletzt entfaltete sich das Wort Frank in starken, großen, glänzend rothen Zügen. Alle stierten und starrten in höchstem Entsetzen, der Name war richtig, und die Farbe deutlich. Man hörte fast ein Gefühl des Schauders durch die Versammlung gehen. Sie blickten alle auf die Hand, als ob etwas darauf wäre, das einer andern Welt angehöre. Starke Ausrufe entwanden sich den zusammengepreßten Zähnen und fest geschlossenen Lippen Mancher. Der Eine behauptete dies, der Andere jenes; Einige sagten, die Buchstaben wären durch eine chemische Zusammensetzung auf natürlichem Wege hervorgerufen worden, Andere schalteten ein, das Medium hätte doch den Namen vorher nicht wissen können. Einer der Herren hielt sich für behext, er faßte sich an den Kopf und eilte nach der Ecke, um Stock und Hut zu ergreifen, er erklärte, er wolle nicht länger im Zimmer bleiben, und könnte er 500 Dollars dabei verdienen. Mit Mühe hielt man ihn zurück. —

„Kommen Sie hierher, Herr Cleary, sagte der skeptische Herr, lassen Sie uns die Geschichte bis zu Ende durchmachen. Ich glaube an den Spiritualismus ebenso wenig wie Sie; aber merkwürdig geschickt ist Alles ersonnen, und wir wollen das Ende davon sehen."

Während dieser ganzen Zeit lag das Medium in seinen Polstersitz zurückgelehnt, anscheinend ohne auf die Aufregung um ihn her zu achten. Es kümmerte sich weder um die Ausrufe, die erschollen, noch um die Ausbrüche negirenden Zweifels, die den Verlauf der Geistersitzung etwas unterbrochen hatten. Doch plötzlich sprang er auf seine Füße, sah fest und unverwandt auf die Gesellschaft, erhob seine beiden Arme und ermahnte sie schweigend, Ruhe zu geben und ihre Sitze wieder einzunehmen. Es war, als ob er eine magnetische Kraft besäße; Jeder gehorsamte ihm, die Einen willig, die Anderen widerstrebend. Die Geister kehrten zurück, das Frage- und Antwort-Spiel begann von Neuem. Die Neugier trieb den Skeptiker noch einmal an, eine Frage an das Medium zu richten. Eben wollte der

Visionär ihm antworten, da klopfte es laut und anhaltend, er machte eine Pause, zitterte und sah über seine Schulter. — „Ja, ja!“ rief er im Tone trauriger Erregung aus, „ich will es ihm sagen.“

Einen Augenblick lehnte er sich zurück, als fürchte er sich, zu sprechen, er rang augenscheinlich mit sich selber, dann verkündete er mit Grabestönen: Ethel Allen's Geist heißt mich reden; sie ist hier und wünscht Herrn Georg Hawley ihre Anwesenheit kund zu thun.“ — „Gott des Himmels! rief der Skeptiker aus und sprang empor, was für eine Teufelei ist das? Woher kennen Sie den Namen? —

Es war unverkennbar, daß er heftig erregt schien, seine Brust hob und senkte sich, er athmete schwer und mühsam und sein Auge funkelte wild.

„Der Geist ist hier“, sagte das Medium gelassen.

„Geist! hier!“ rief der Mann halb wahnsinnig aus, „die Dame, deren Name von Ihnen erwähnt ward, lebt und ist wohl und munter!“

„Ethel Allen's Geist ist hier und heißt mich Herrn Georg Hawley seine Anwesenheit kund zu geben“, wiederholte das Medium feierlich.

Der Skeptiker stand wie gelähmt, ohne Bewegung, sprachlos da.

Langsam und augenscheinlich mit großer Schwierigkeit erhob sich der Geisterseher von seinem Sessel. Das Gas ward ausgedreht, und an der Wand erschienen in Feuerlinien, in rohen Umrissen, aber deutlich genug, die Züge einer Dame.

Mit einem Schrei des Entsetzens sank der Skeptiker in seinen Sitz zurück. Das Gas ward sofort wieder angesteckt und alle Augen richteten sich auf den ungläubigen Zweifler. Es war kein Zweifel mehr da, er bekannte es, die Züge gehörten der Dame seines Herzens an. —

So weit haben wir eine amerikanische Muster-Spiritualisten-sitzung beschrieben, wie sie wirklich stattgefunden hat. Leider bringt das Ende die Enttäuschung.

Die Flügelthüren, die in's nächste Gemach führten, öffneten sich plötzlich, man sah in ein glänzend erleuchtetes Gemach, in dem eine wohlbesetzte Tafel stand. Auf dem Piano ertönte ein lustiger Marsch, und der farbige Aufwärter zog eben die Flaschen auf.

„Was bedeutet dies Alles?“ rief der noch zitternde Skeptiker aus, riefen mehrere der Gäste mit ihm. „Es bedeutet, sagte sein Freund, daß wir uns Alle einen Spaß gemacht haben, der, wie es scheint, ein bischen zu weit getrieben worden ist, und daß wir jetzt ein gutes Abendbrot mit einer Flasche guten Wein zu uns nehmen werden.“

Ja, verehrte Leser, es war wirklich ein vollständig gelungener Geister-Spaß. Sechs Herren hatten ebenso viele genaue Freunde,

mit deren Leben und Vergangenheit sie vollständig vertraut waren, zu einer Spiritualistensitzung, wie sie damals Mode war und heute noch stattfindet, mitgenommen. Alles war vorher geplant, wohl überlegt und trefflich ausgeführt worden. Alle möglichen Namen und Zahlenangaben hatten sie vorher mit großer Mühe genau erforscht und ihrem gemeinsamen Freunde, dem Medium, mitgetheilt, Photographien, Phosphor und chemische Mittel hatte man nebst einer elektrischen Batterie, die unsichtbar das Klopfen besorgte, zu Hülfe genommen. Niemand, außer den sechs Eingeweihten und dem Geisterbeschwörer, hatte die geringste Ahnung von der Intrigue. Die sechs Unschuldigen waren gehörig „reingefallen." — Die Geschichte erschien, natürlich mit veränderten Namen, in der Zeitung und ward noch lange belacht. Die amerikanischen Spiritualisten aber sind seitdem merklich stiller geworden.

XVII.

Aus den Geheimnissen der Wasserstraße.

Wir leben in dem Zeitalter der großen Städte. Obwohl Amerika im Ganzen noch sehr dünn bevölkert ist, — fast 80 Millionen auf dem großen amerikanischen Ländergebiet gegen über 300 Millionen in den räumlich kleinen europäischen Staaten — beginnen seine Städte doch schon mit denen Europa's an Größe zu wetteifern. Den ersten Rang nimmt in Nordamerika New-York ein, ihm folgt Philadelphia, dann Brooklyn und St. Louis. Zwischen letzterer Stadt und Chicago war ein wahrer Wettkrieg und Eifersuchtshader in den letzten Jahren ausgebrochen — und zwar um die Größe; Chicago behauptete, dieselbe Bevölkerungsziffer wie St. Louis zu erreichen, wenn nicht es zu übertreffen; der Census von 1870 entschied für St. Louis. Nach den genannten folgen Baltimore, Boston, Cincinnati, New-Orleans, San Francisco, Buffalo, Newark, Jersey City, Washington, Louisville, Cleveland, Detroit, Milwaukee, Pittsburg und Albany, die alle das erste Hunderttausend jetzt erreicht oder längst überschritten haben dürften. —

Ebenso wie die großen Städte für unsere Zeit die Brennpunkte des Handels und Verkehrs und unserer gesammten Bildung und Cultur repräsentiren, ebenso sind sie auch die Brutstätten der Kehrseite unserer Zeit, des Lasters, der Rohheit, der Armuth und Gemeinheit. Neben den Kirchen, in denen die amerikanische Menschheit auf den Knieen liegt und mit der Erbsünde ringt, stehen die Prostitutionshäuser und neben den Geldcentren der Banken die Spiel-

höllen. Die höchste Bildung der Welt, die feinste Cultur, der zierlichste Luxus, die erhabenste Kunst streift hart an die himmelschreiendste Brutalität, den tiefsten Schmutz, die abscheulichste Versunkenheit und das unbegreiflichste Elend. Es gewinnt fast den Anschein, als ob die Einen nicht ohne die Anderen leben könnten, als ob der kolossalste Reichthum die bitterste Armuth erzeuge. Nicht unwahr singt der Dichter von der modernen Lebensbarbarei unserer Riesenstädte, von dem Kohlendunst, der die zahllosen Steinmassen der Häuser wie ein düsteres Leichentuch umhängt, von Millionen Herzen, die dort zertreten werden und ein menschenunwürdiges Dasein fristen. Dicken's Schilderungen Londons sind bekannt genug, und an die größte Stadt der Erde reiht sich die amerikanische Metropole würdig an, als die zweite Stadt des Großhandels sowohl, als des Lasters und Schmutzes.

Wann ist ein Mann kein Mann mehr, und eine Frau keine Frau mehr? ruft ein amerikanischer Schriftsteller aus. Und die Antwort lautet: „Wenn sie in der Wasserstraße zu New-York leben." Früher nahmen die sogenannten „Five Points", die fünf Punkte, den ersten Rang im Schmutz, im Laster und Verbrechen ein, dort hat man durch den Durchbruch neuer Straßen und das Erbauen großer Lagerhäuser und Fabrikräume das Elend jetzt etwas verscheucht, das sich seitdem in der Wasserstraße konzentrirt hat, wo der anderswo fortgefegte Verbrecherunrath jetzt in schauerlichen Massen aufgehäuft worden ist. Es hilft kein Wegleugnen und Abdisputiren; wirf nur einmal einen Blick in diese Hölle auf Erden und sieh, wie das menschliche Leben dort verthiert! Die Wasserstraße und ihre Nachbargassen sind in New-York fast sprichwörtlich bekannt durch ihre „Gewaltakte", die so oft in tragischen Katastrophen endigen, durch ihre permanente Lasterhaftigkeit und die empörendsten Scenen aller Art. Da giebt es Logirhäuser für Seeleute, zahllose Fuselläden und Spirituusschenken der gemeinsten Klasse, Tanzhäuser, Konzertsalons und andere „Vergnügungsplätze" der verächtlichsten Sorte. Am Anfang und am Ende der langen Straße ist nichts wie Prostitution zu finden, die elenden, stets halb oder ganz betrunkenen Insassen dürfen dort Tag und Nacht ihr Unwesen treiben, ohne daß die Polizei ihnen wehrt. Man fragt sich unter diesen Verhältnissen oft: Wozu haben wir eine Polizei, und wozu haben wir Gesetze, wenn sie nicht ausgeführt werden? — Die Offenheit des Lasters dort, die Schamlosigkeit, mit der ledige Frauenzimmer ihrem Gewerbe obliegen, die Seefahrer in diese Höhlen zu locken, spottet jeder Beschreibung. Die Agenthümer dieser Tanzschenken und Matrosenkneipen halten Banden von prostituirten Dirnen, die sie, wie der Jäger seine Koppel Hunde auf das Wild, ganz ebenso auf die Ankömmlinge aus fremden Ländern loslassen; und das Geschäft zahlt sich, viele Besitzer sind dabei

reich geworden, es wirft Hand in Hand mit dem Verkauf von Gift, den sie Whisky nennen, jährlich eine profitable Summe ab. Ist es schon am Tage in dieser Gegend schlimm, so spielen sich zur Nachtzeit noch weit schaurigere Scenen dort ab, die ihr Schleier nur nothdürftig verbirgt; nichts wie Gelärm, Gebrüll, Geprügel, ein Pandämonium! Der Kampf um's Leben wird dort Nacht bei Nacht zur buchstäblichen Wahrheit, die Männer sind alle betrunken, und die Weiber nicht nüchtern, das Programm des Dramas, das man Leben nennt, ist alle vierundzwanzig Stunden des Tages hindurch ein regelmäßiges, das gewissenhaft ausgeführt und befolgt wird. Kanalschiffer, Dockarbeiter, Matrosen und Landratten kämpfen beständig um die Weiber, und die Weiber macht man viehisch betrunken, und wenn das erbärmliche Gift des Gin, Brandy oder Whisky seine Wirkung gethan hat, hetzt man sie wie die Kampfhähne an einander und läßt sie auf einander losbeißen, kratzen und schlagen. Ein vollständig verunnüchterter Mann ist kein angenehmer Anblick, aber ein noch weit schlimmeres und widrigeres Gemälde bieten die trunkfälligen Weiber, die nicht mehr Weiber, sondern Megären vorstellen, die das männliche Geschlecht in einem gewissen Stadium der Versunkenheit gewöhnlich an Gemeinheit übertreffen, von denen Schiller sagt:

„Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz."

Die alten Sagen des mythologischen Alterthums wiederholen sich im Leben unserer Zeit in schauerlichen Karrikaturen; auch den Bacchus begleiteten rasende Mänaden, aber von ihnen bis zu unseren modernen Fuselpriesterinnen ist ein weiter Schritt. Die Zuschauer dieser trojanischen Wasserstraßen-Kämpfe stehen auf einem ähnlichen oder demselben Standpunkt der Abwesenheit moralischer Scham wie die Opfer der Prügelei; sie feuern sie an wie die Hunde und hetzen sie von Neuem zusammen, bis die Eine zerschlagen in die Gosse sinkt; da mag sie liegen und verrecken; das neunzehnte Jahrhundert aber brüstet sich mit der Humanität. Die Bevölkerung der Wasserstraße kann des Abends nicht nüchtern bleiben; denn sollte sie einmal weniger trinken, so würde der Dämon der Verzweiflung in ihr aufsteigen, sie muß die letzten Funken Menschengefühls allabendlich ersticken, um existiren zu können. Der Gebrauch von Mordwaffen ist in diesem Viertel so allgemein und verbreitet, daß ein Mördchen keinerlei Aufsehen mehr erregt, nur die lüsterne, kranke Neubegier ist noch vorhanden, den Thäter zu sehen, ihm voll tiefen Mitgefühls, bevor die „Gräber" sich über ihm schließen, die Hand zu schütteln, und mag sie auch blutbefleckt sein, oder das Opfer zu betrachten und sich ein Minute an seinen Qualen zu weiden.

Und wenn diese Unmenschen eine Heimstatt haben, einen Or

den sie ihr eigen nennen, worin besteht er? — Die Männer haben keinerlei regelmäßige Beschäftigung, außer der des Lasters und der Gaunerei, sie sind nicht im Stande, ihre Familien zu unterhalten, und wollen es auch nicht. Die Frauen geben sich mit Zustimmung ihrer Ehemänner der Prostitution hin, die Kinder werden in des Wortes verwegenster Bedeutung in dem Gassenrinnstein aufgezogen; Kleider, Möbel und Bettzeug sind im Leihhause, oft längst verfallen. Auf schmierigem Stroh hocken die Kinder, um sie still zu machen, giebt man ihnen Whisky, Alt und Jung ist in engen Löchern beisammen, keine Schamlosigkeit fällt mehr auf. Und was ist die Folge? Mit zehn Jahren sind die Knaben alle Diebe, die Mädchen mit zwölf oder dreizehn schon Prostituirte, denn das Böse muß fortzeugend das Böse gebären.

Anständige Menschen wohnen fast gar nicht in der Wasserstraße selber oder ihrer Umgegend, nur einige Aerzte und Barbiere vielleicht, die auf den Schiffen gutlohnende Praxis betreiben. Das Teuflische schlummert in vieler Menschen Herzen verborgen und kommt nur deswegen bei einem großen Bruchtheil der Menschheit so selten zum Vorschein, weil die Gelegenheit fehlt; aber in dieser Straße und den benachbarten Gassen drängt sich jedem Inwohner die Gelegenheit auf, sie tritt ihm bei Tag und bei Nacht entgegen, sie zu vermeiden wäre ein Kunststück. —

Das zimperliche Salondämchen, das empfindelnd und anempfindend sich vor dem Staube der misera contribuens plebs, des elenden, zahlenden, süßen Pöbels bekreuzt und eine zweifelhafte Humanität höchstens damit bezeugen will, daß es seinen Namen und einige Thaler zum Suppenverein hergiebt oder für die armen heidnischen Fidjee-Insulaner warme Socken strickt, der Reiche oder Hochgestellte, der auf dem Isolirstühlchen sitzend mit seinem theuren Ich und seiner exklusiven Individualität im aristokratischen Geheimrathsviertel wohnt, der in seinem behaglichen Zimmer moralische Betrachtungen über die Schlechtigkeit der Welt anstellt, weil er mit einem goldenen Löffel im Munde zur Welt gekommen ist und sich wie jener Londoner Alderman darüber zu wundern berechtigt ist, daß die Armen und die Elenden, les Misérables, hungern und frieren, oft nur einen Steinwurf von seinem buen-retiro entfernt, Alle die, welche nichts weiter als nur etwas von der großen Summe lesen mögen, die man über ein Volk zieht, von reinlichen, freundlichen Bildern der Luft unseres hochcivilisirten Fortschrittsjahrhunderts, doch von der Kehrseite sich ekelnd abwenden, die an seinen psychologisch vertieften Genrebildchen ihr Ergötzen allein haben — sie alle mögen dieses Capitelchen transatlantischer Skizzen getrost überschlagen und in ihren Ich-Träumen weiterdämmern; für sie ist nur die eine Hälfte, die kleinere, einer Nation da; und eines Tages,

wenn das gorgonenhafte Nachtgespenst, das in den großen Städten lauert und von Millionen täglich größer gefüttert wird, seine Fesseln sprengt und sich am lichten Tage der bestürzten Menschheit zeigt, wird es ihnen gehen wie dem seligen Bassermann, der die finsteren, unheimlichen Gestalten der Revolution auftauchen sah und nicht wußte, woher sie kamen. Wir aber und alle die, welche ihre Blicke von der Nacht nicht abwenden, weil sie auch ein Theil des Tages ist, wissen es, und uns ist es klar, daß einst — nach langen Jahrzehnten vielleicht — langsam, aber sicher kommt die Stunde — eine zweite Serie von Revolutionen auf Erden anbrechen wird, nicht mehr von politischen Stürmen, ach nein, sondern von sozialen Krankheiten wach gerufen, die im Schooß der Großstädte emporwachsen. Die Herren Könige sind dann gar zahm geworden und keine Blutsauger mehr, sie haben nichts mehr zu fürchten, als daß man sie in immer weiterer Ausdehnung pensionirt und mediatisirt, gegen sie wird die zweite Aera der Revolutionen sich nicht mehr richten, aber gegen die, welche besitzen, gegen die Reichen und das Capital, die schlimmer als die Neronen moralische Sünden begehen, deren Strafe nahen wird, „denn alle Schuld rächt sich auf Erden." In Paris die Commüne, deren lohender Petroleumschein der entsetzten Welt schon einmal einen Vorgeschmack davon gegeben hat, welches Greuelregiment anbrechen wird, und was Alles wird niedergerissen werden, das Hohe und Große ohne Wahl zugleich mit dem Kleinlichen und Schlechten, und in England die Millionen von Fabrikarbeitern, die weißen Sklaven, deren geheime Brüderschaften von Zeit zu Zeit Enthüllungen liefern, an die der echte Philantrop nur mit Schrecken denkt, zeigen uns deutlich, was einst aus dem Schooße der großen Städte hervorgehen wird, in London die Garotters und Themsepiraten, in Berlin die messerstechenden Unholde und die Brut der Louis', in New-York die Bewohner der Wasserstraße — es sind Alles nur Ausdünstungen einer großen, gährenden Masse, Alles nur Wirkungen einer Ursache, des Zusammendrängens der Menschheit in die großen Städtecentren des Weltalls, das in den letzten Jahrzehnten mit fieberhafter Eile in enormen Prozentsätzen sich weiter entwickelt hat.

Doch folgen wir einem Berichterstatter, der in den nächtlichen Tiefen der berüchtigten Wasserstraße und des angrenzenden Stadttheils Entdeckungsreisen angestellt hat, um das Leben der anderen Seite der Menschheit aus eigenster Erfahrung kennen zu lernen. Es ist nicht blos ein pathologisches Interesse, das dieser wahrheitsgetreue Bericht eines gewiegten Menschenkenners und subtilen Beobachters in uns erregen wird, nicht nur die krankhafte Neugiersluft an der Schilderung der Luft des Schlammpfuhls und des Lebens seiner Bewohner, nicht allein die nostalgie de la boue, die den Franzosen antreibt, den Ehebruch und die Schande, verzuckert und vergoldet,

als den Hauptinhalt aller seiner Romane, Novellen und Theaterstücke überall breit zu treten, es ist auch die soziale Seite des Gemäldes, die uns anziehen darf. Man mag sich nach der Schilderung der Scenen in der Wasserstraße wohl die Frage vorlegen, ob es im alten Rom, zur Zeit seiner Blüthe, schrecklicher ausgesehen haben mag, ob die Menschheit mit all' ihrem Ringen, mit aller Genialität viel weiter gekommen ist, ob sie einen anderen Standpunkt erreicht hat, als den, welchen sie in sittlich-sozialer Beziehung vor nahezu zwei Jahrtausenden inne hatte, ob es in Sodom oder Ninive und Babylon, trotz der Klagen der Erwählten des Herrn über die Greuel jener Städte, eine grauenhaftere Sorte von Bewohnern gab. Hunderte von Kirchen giebt es in der Metropolis am Hudson — aber —

Hören wir unsern Gewährsmann: Eines Abends ging ich in das Stationshaus des Polizeireviers in der Eichenstraße und bat den Kapitän des vierten Distrikts, mir einen Geheimpolizisten mitgeben zu wollen, damit ich eine Wanderung durch diese Lasterstätten antreten könnte. Der Kapitän empfing mich sehr freundlich und beorderte sofort einen seiner erfahrensten „detectives", mich zu begleiten und zu beschützen. „Es ist dies ein Mann, sagte er, indem er mir meinen Führer vorstellte, dessen besonderer Beruf es ist, diese Brutplätze des Lasters und der Immoralität zu überwachen. Ich weiß, er wird Ihnen Scenen zeigen, bei deren Anblick Ihr Haar sich sträuben wird; in der letzten Zeit scheint es indeß etwas stiller geworden zu sein, weil man von allen Seiten mit Fingern auf das Geschäft (und was für ein Geschäft!) der Eigenthümer dieses Sündenpfuhls gezeigt hat." —

Der Polizist hatte einige kurze Vorbereitungen zu treffen, und so hatte ich Muße, im Stationsgebäude einige Studien zu machen, die mir einen guten Vorgeschmack von dem Leben der Wasserstraße gaben. Es waren zwei Fälle, die sich ereignet hatten und die vorlagen; im ersteren war es ein hübscher, junger Seemann von einem Regierungsschiff, der eine Klage gegen den Inhaber einer Matrosenschenke vorbrachte. Man hatte ihn gehörig ausplündern wollen, und da er sich darauf nicht einließ, hatte man ihn zu Boden geschlagen und mit dem Stiefelabsatze sein linkes Auge ausgebohrt, nicht etwa aus Versehen und im Kampfeseifer, sondern mit voller Ueberlegung, als ein fürchterlicher Schlag ihn ohnmächtig zu Boden gestreckt hatte. — Im zweiten Falle klagte ein erbärmlich aussehendes, nur in Lumpen gehülltes Frauenzimmer, das augenscheinlich halb verhungert war und ein miserables, bemitleidenswerthes Kindchen auf dem Arme trug, das nur aus Haut und Knochen bestand, über ihren Gemahl, den ein Polizist mitgenommen hatte. Sie sagte, er hätte Geld genug bei sich, aber gäbe ihr keinen Cent, sie und das Kind müßten verhungern. Die Frau weinte nicht, ihre Thränenquelle schien versiegt

zu sein, sie sprach heiser und mit Mühe, und hatte einen stieren Blick an sich, der an das Irrenhaus erinnerte. Der elende Lump, dem sie angetraut war, ward durchsucht, es fand sich kein Geld bei ihm vor, obwohl er mehr Taschen als Knöpfe hatte; aber aus seinen Stiefeln zog man endlich die Summe von 210 Dollars in Gold und Banknoten. —

Unterdessen war mein Führer fertig, wir brachen auf. Ich frug ihn, ob dieses Stadtviertel dichter als ein anderes bevölkert sei; er gab mir bald eine praktische Antwort, wir standen vor dem Eingange eines Sackgäßchens, darin sich zwei Gebäude befanden; das eine, sagte er mir, enthalte siebzig Familien, das andere die doppelte Zahl! Die Durchschnittspersonenzahl einer Familie betrug nach seiner Angabe fünf; somit befanden sich über tausend menschliche Wesen in diesen beiden Häusern, aber in welchem Zustande! Der leere Raum zwischen beiden beträgt nur sieben Fuß; und manch' ein Polizist, sagte mein Gewährsmann, sei dort schon schwer verletzt und auf Lebenszeit zum Krüppel gemacht worden, da die Bewohner sich einmüthig gegen die Polizei einander helfen. Es war mitten im Winter, trotzdem wogte eine vergiftete Atmosphäre um diese Höhlen, wie muß es in der Siedehitze des Sommers erst darin aussehen! Wenn alles Ungeziefer in der Welt vertilgt wäre, meinte mein Begleiter, könnte die Erde von hier aus mit Wanzen und Parasiten aller Art reichlich versehen werden. —

An der Ecke der Wasserstraße, in die wir nun einbogen, trafen wir ein Musterexemplar weiblicher Verworfenheit, der Polizist kannte sie; sie war schon mehrmals in dem Asyl für Trunkenbolde und am delirium tremens Leidende gewesen, doch ohne langdauernden Erfolg, sie repräsentirte eine echte Veteranin des Feuerwassers! Sie war mindestens einige fünfzig Jahre alt und trug alle Anzeichen eines dreißigjährigen, hoffnungslosen Krieges mit dem Fusel an sich. Ihr Antlitz, wenn es überhaupt noch möglich war, von einem solchen zu reden, war mit Schlamm bespritzt, ihre Haar flatterte in schmierigen Strähnen um sie her, ihr zerknüllte Haube hing ihr tief im Nacken; Schuhe und Strümpfe besaß sie nicht, einen Arm hatte sie liebend um den Lampenpfosten geschlungen, mit dem anderen schlug sie den Takt zu den fröhlichen Weisen, die sie sang. War es der Rest einer schwachen Erinnerung aus ihrer fröhlichen Jugendzeit, daß sie von einem Kapitän sang, der sie einst liebend angeblickt hatte? Der arme Kapitän! Er mochte wenig von der Liebe wissen, die in diesem rumduftigen Busen noch für ihn glühte. Wie sie am Laternenpfahl dort stand, und das unstät flackernde Licht auf sie fiel, gemahnte sie mich lebhaft an die Shakespeare'schen Hexen aus Macbeth; vielleicht hat der Dichter

nach einem ähnlichen Londoner Original das Bild seiner drei Schicksalsschwestern gezeichnet. —

Wir verließen die Spiritusprieſterin und zogen weiter nach Tommy Hadden's Lokal. Der Wirth war ein kleiner, aber augenscheinlich starker Mann mit einem Stiernacken und zwei rastlos wandernden und funkelnden Aeuglein, er hatte ein eisenhartes Gesicht, das den Ruf eines erbarmungslosen Gauners, der auf ihm haftete, wohl rechtfertigte. Sein Geschäft besteht im Ausplündern von Seeleuten, er liegt aber auch noch einem anderen, heimlichen, und doch wohlbekannten Industriezweig ob, der ihn endlich später auf zehn Jahre in's Zuchthaus gebracht hat, und dies ist der Menschenraub. Ein Ostindienfahrer oder ein nach China oder Australien bestimmtes Schiff liegt reisefertig; aber es fehlen noch zwei oder drei Mann an der nöthigen Schiffsbesatzung, und diese besorgt der gute Tom Hadden. Er hält ein Corps von Räubern und Mördern in Sold, diese benachrichtigt er. Das „Shanghaien", wie der technische Ausdruck lautet, geschieht auf verschiedene Weise; gewöhnlich wird der harmlose Seemann, der das Lokal passirt, von einem andern Seemann, der an der Thür steht, zu einem „treat" eingeladen, einem Glase Punsch oder Brandy-Cock-Tail; der Trank ist aber „drugged", mit den stärksten narkotischen Giften versetzt, nach dem Genuß desselben sinkt das Opfer um, wird dann in tiefer Nacht auf das Schiff gebracht, um erst wieder auf See zu erwachen. Es ist vorgekommen, daß nicht nur Seeleute, sondern auch andere harmlose Spaziergänger auf diese Weise geraubt wurden, auf dem Schiff waren sie wehrlos, der Brutalität des Kapitäns und der Leute Preis gegeben und mußten ihr Loos die drei- oder vierjährige Reise hindurch ertragen. Leute, die nie auf dem Wasser gewesen sind, machen zuweilen aus der Noth eine Tugend, gewöhnen sich an das Wanderleben auf den Ozeanen und gehen bei ihrer Rückkehr nur an's Land, um sich auf einen anderen Segler zu vermiethen. Andere sind freilich auch verdorben und gestorben, sie waren des rauhen und rohen Lebens nicht gewohnt und gingen dabei elendiglich zu Grunde. —

Während wir noch mit dem dunklen Ehrenmann-Wirthe Hadden sprachen, hörten wir von weitem ein gellendes Geschrei. Der Polizist horchte einen Augenblick, um die rechte Richtung nicht zu verfehlen, dann trabten wir so rasch als möglich den durchdringenden Hülferufen entgegen und kamen gerade zur rechten Zeit, um ein reguläres Straßengefecht in optima forma zu beobachten oder auch daran Theil zu nehmen. Ein halbes Dutzend Seeleute und ebensoviele irländische Arbeiter bildeten den Kern der Prügelgruppe; an diese schlossen sich unterschiedliche Weiber und Kinder, und alle bildeten einen verworrenen Knäuel, der wüthend auf einander los schlug, biß und stieß. Besonders die Weiber thaten sich hervor, sie rauften den Männern das Haar

handvoll aus, dazu schrieen sie in herzdurchdringenden Tönen und gebrauchten die gemeinsten Ausdrücke, um ihrer Wuth Luft zu machen. Steine, Ziegelsteinreste, Schmutz und Holzstücke flogen in jeder Form nach allen Richtungen umher, und zwei unglückliche Polizisten prügelten mit ihren schweren Stäben, in die man Blei eingegossen hat, vergebens auf die Masse los. Eine mächtige, riesenhafte Gladiatorin, die mich fast an Bulwer's weibliche Cirkusfechterinnen aus den „letzten Tagen von Pompeji" erinnerte, eine richtige Teufelinne, hatte einen unglücklichen Kerl erfaßt und bearbeitete seinen Schädel mit einem eisernen Kochlöffel; die Frau des Mannes hatte sich in dem gelösten Haupthaar der Riesin festgeklammert und hing mit der Zähigkeit einer Bulldogge daran. Ein Irländer hatte einen Matrosen niedergeworfen, er hatte ihn fest am Schopf gepackt und stieß mit der einen Hand seinen Kopf mit mörderischer Gewalt gegen das Straßenpflaster, mit der anderen hatte er ihn am Mund erfaßt und riß an seiner Kinnlade herum. Plötzlich ließen Alle von einander los und stürzten sich, wie auf Verabredung, auf die beiden Organe der öffentlichen Sicherheit; eben wollten wir auf die Gefahr eines Schädelbruches hin ihnen zu Hülfe springen, als glücklicherweise eine ganze Truppe Polizisten erschien und dem Gefecht ein schleuniges Ende machte. Sämmtliche Kämpfer und Kämpferinnen wurden ohne weiteren Widerstand, in einer langen Reihe, in Prozession auf das Polizeigewahrsam abgeführt, nicht ohne trotz ihrer blutenden Köpfe und entstellten Gesichter auf das Lebhafteste gegen ihre Transportation zu protestiren.

Nach diesem bewegten Intermezzo kehrten wir in die Wasserstraße zurück und betraten ein übelberüchtigtes Tanzhaus der schlimmsten Sorte. Das Lokal war schmierig und übelriechend, seine glänzende Gasillumination diente nur dazu, den Schmutz greller hervortreten zu lassen. Am Schenktisch standen acht bis zehn Leute, deren Physiognomien uns sofort verriethen, daß sie Langfinger waren; mit verdächtigen Blicken musterten sie uns und fühlten sich, so lange wir dort waren, entschieden unbehaglich. Der eigentliche Tanzsalon ist von dem Schenktisch durch einen Bretterverschlag getrennt, wir fanden in ihm einige Schiffer und Canalleute, acht bis zehn junge Burschen im Alter von vierzehn bis achtzehn Jahren, denen das Laster den Stempel der Frühreife aufgedrückt hatte, — jail-birds, Gefängniß-Vögel und -Aspiranten, sagte mein Begleiter — und ungefähr ein Dutzend fetter, gemeiner und brutaler Weiber jeder Altersklasse, die meisten von fünfundzwanzig bis vierzig Jahren. Ihr Costüm war passend und billig; es bestand aus einem bunten Baumwollenzeuge, das tief unter der Schulter begann und hoch über dem Knie endete, einigen falschen Corallen und Glasperlen und einigen verschossenen Bändern und zerknickten Federn. Aber Fleisch war da, oder vielmehr Fett, das überall bei ihnen hervorquoll. Wir sprachen mit dem Eigen-

thümer, und ich bemerkte, die Mädchen hätten doch gar zu wenig Bekleidung. „O, sie haben genug für die Zwecke des Anstandes," war die Antwort. Armer Anstand und arme Schamhaftigkeit! Schon die Erwähnung eures Namens in diesem Tempel müßte euch erröthen machen! — Der Besitzer war auch zugleich der Musikdirigent, er nahm seinen Sitz im Orchester ein, das aus einer Violine, einem Banjo und einem Tamburin bestand, und kommandirte zur Quadrille. Rundtänze tanzt man nicht gern, besonders sind sie bei den Seeleuten unbeliebt, obwohl sie hier nicht in Verlegenheit kommen würden, den Damen auf die Kleider zu treten. Alles rauchte, kaute, spukte und trank Whisky. Zwei Männer, oder vielmehr Knaben, hielten ein aufgedunsen-fettes Weib umklammert und tanzten mit ihr, was weder hübsch, noch originell, sondern einfach widerlich aussah. Mein Geheimpolizist winkte einem der Mädchen, das sich durch einen gewissen Anstand von den übrigen unterschied, er machte mich mit ihr bekannt und erzählte mir ihre Lebens- und Leidensgeschichte, deren Bericht sie ruhig mit anhörte und oft ergänzte. Sie war die Tochter eines Hotelbesitzers im Seebade Long-Branch, schon als Kind litt sie an Liebschaften, kam dann zu Falle und sank von Stufe zu Stufe — dasselbe alte leidige Lied! Ihr Vater hatte sie mehrmals befreit und in sein Haus wieder aufgenommen, aber sie war mit seinen Gästen durchgegangen, natürlich nach ein paar Tagen wieder verlassen worden und in's Lasterleben zurückgekehrt, nun war's ihr zur Gewohnheit geworden — hier war die echte nostalgie de la boue, die Dumas fils und Augier an Ort und Stelle hier am wahrheitsgetreusten studiren und drastisch schildern könnten. — Noch ein anderes Mädchen zeigte er mir, es war eine Schottin aus guter Familie, ihre Eltern waren reich, ihr Lebensschicksal war nur eine Variante von dem ihrer Genossin — „ja", sagte sie, „Sie wissen nicht, wie viele Mädchen aus guten Häusern es hier herum giebt, die zwei oder drei Sprachen sprechen und eine feine Erziehung genossen haben — aber sind sie einmal in dies Leben hineingekommen, können sie sich nie wieder aufraffen." Ich glaube, sie hat Recht, so unbegreiflich es auf den ersten Blick erscheinen mag . . . . . .

Wir traten in die frische Nachtluft heraus — welch ein Gegensatz! — der helle kalte Mondschein stand über den Schiffen, und tausend Sterne glitzerten am Himmelsgewölbe, friedlich und engelrein — wie Stücke Goldes, sagt Shakespeare, mit denen die Himmelsflur ausgelegt ist — Sinnbilder der Schönheit, zu denen der Mensch aus dem Staub der Welt gern emporblickt, auf die liebende Herzen freudig schauen — doch nur die Erwähnung des Wortes Liebe ist in dieser Umgegend schon eine Entweihung — wir gingen weiter.

Mein Führer brachte mich jetzt in ein Tanzhaus, das zugleich ein Boardinghaus vorstellte. Der Inhaber dieser Tanz- und Eßan-

stalt kam sofort höflichst auf uns zu, denn mein Begleiter war ihm nicht unbekannt, er komplimentirte uns in seine Zimmer hinein und zeigte bereitwilligst Alles, selbst die Logirstuben, welche seine Kostgänger inne hatten. Ventilation und frischer Luftzug waren allerdings gar nicht vorhanden, sonst schien das Haus im Ganzen nicht so unsauber zu sein, wie das vorige; die Miether oder Boarders genießen übrigens außer ihrer Beköstigung noch verschiedene andere Privilegien, die sich nicht wiedergeben lassen. — Vielleicht war das Haus jetzt gereinigt und in besseren Stand gesetzt worden, seitdem sich eine Mordgeschichte dort zugetragen hatte, die viele Neugierige dahin lockte. Es giebt in New-York eine große Zahl Menschen, denen nichts größeres Interesse einflößt, als eine Unthat, es sind dies nicht nur neuigkeitssüchtige Zeitungsmenschen, denen ihr Beruf das Forschen nach spannenden Sensationsartikeln als nothwendige Pflicht auferlegt, es ist auch im größeren Publikum eine eigene Gier nach Scandal und Verbrechen verbreitet, eine Krankheitserscheinung des sozialen Lebens, die nicht zum Wenigsten von der Presse verschuldet wird, die an wahren und erfundenen Schauergeschichten das Menschenmöglichste leistet.

Charles Ingram, ein Neuengländer, war ein nicht ungebildeter und gut situirter junger Kaufmann. Eines Tages ward er von Zechgenossen zum Besuch eines feineren Hauses der Freude überredet, er traf dort ein blondes Mädchen von schwedischer Abstammung, die den Jüngling auf's Lebhafteste zu fesseln wußte. Sie war bildhübsch, voll, blond, blauäugig, und ein gewisser leidender Zug um den Mund erhöhte noch den Reiz ihres klassisch geschnittenen Profils und ihre Anziehungskraft. Charles Ingram ward ein häufiger Besucher des Hauses; nach wenigen Wochen gelang es ihm gegen ein nicht unbedeutendes Geldopfer, sie loszukaufen, er miethete ihr ein paar hübsche Zimmer in einem Boardinghause, besuchte sie täglich und schwelgte im Genuß einer Leidenschaft, die ihn vollständig übermannt hatte, gegen die auch die amerikanische Schwedin nicht gleichgiltig bleiben konnte. Seine Freunde warnten ihn, es war zu spät, er war bereit ihr Alles zu opfern, und er heirathete sie, er glaubte an die Macht der Liebe, die wohl im Stande sein könnte, ihr den Adel der Gesinnung, den sie verloren hatte, wieder einzuflößen und ihr im belebenden und erwärmenden Sonnenschein einer echten Herzensneigung den moralischen Halt zu geben, der ihr abhanden gekommen war. Er lebte nur für seine junge Frau, er trug sie auf Händen, erfüllte ihr jeden Wunsch, er unterrichtete sie und suchte sie zu sich emporzuheben, seine besseren Freunde unterstützten ihn in seinem Bestreben, er durfte seine Gemahlin in ihre Kreise einführen, mit ihren Familien verkehren — über die Vergangenheit deckte man einen Schleier, Amerika ist das Land der

Gegenwart, und sie lebte in ihrer Gegenwart tadellos. Zwei Jahre vergingen, und ihr selber mochte ihr früheres Leben nur noch wie ein wüster Traum erscheinen, aus dem sie zum Licht eines besseren Morgens erwacht war. Sie hatte nur einen Fehler, sie war nicht fromm, sie war nicht in Frömmigkeit auferzogen worden, und ihre wechselnden Lebensschicksale hatten wohl das Gefühl der Dankbarkeit gegen eine höhere Macht in ihr wachgerufen, aber eine äußerliche Bethätigung ihrer religiösen Gefühle durch ostentatiöses Gleißen mit frommen Geberden und regelmäßigem Kirchenbesuch lag ihr fern. Ihr erster Fehltritt war durch einen Prediger veranlaßt worden, der sie im Hause ihrer alten Mutter oft besuchte, das hatte sie nie vergessen können, das flößte ihr vor dem Stande der Gottesdiener ein in ihrem Falle nicht ganz unberechtigtes Mißtrauen, ein Vorurtheil ein, das sie nie ganz besiegen konnte. Und dieser Mangel an äußerer Religiösität ward ihr Verderben. Man verzeiht in Amerika innere Rohheit und Religionslosigkeit gern, das Fehlen der äußeren Form nie.

Charles Ingram war kein Atheist, er war als Neuengländer im Kirchenglauben auferzogen worden, aber im geschäftlichen Leben sowohl, wie im Junggesellenverkehr mit Altersgenossen war er von der starren Formgläubigkeit, unbewußt und allmählig, abgedrängt worden, vielleicht auch durch deutschen Einfluß, denn zu seinen nächsten Bekannten und Freunden gehörten manche Teutonen. Er war ein Mensch der Laissez-aller-Race, hätte seine Frau darauf gedrungen, er wäre jeden Sonntag mit ihr in's Gotteshaus gezogen, doch da sie keinen Trieb dazu empfand, ließ er es gehen. Seine Frau beging aber die Unvorsichtigkeit, in einer Gesellschaft ihre Ansicht über religiösen Schein offen und wahr auszusprechen, sie war redegewandt und nicht unbegabt, und so gewann sie einen theuer erkauften Sieg über die orthodoxen Damen, die sich in dem Kreise befanden. Diese frommen Frauen schwiegen und seufzten, blickten auch dabei mit frommem Aufschlag der Augen empor, Taubensanftmuth lag auf ihren glatten Gesichtern, so viel christliche Demuth und geistlicher Hochmuth, daß andern Menschenkindern ein Grauen ankommen konnte. Sie beschlossen, sich zu rächen, und bald hatten sie aus ihren Ehemännern einzelne Andeutungen über frühere Lebensschicksale der jungen Frau Ingram hervorgelockt. Nun war die Ungläubige entlarvt, nun mußte sie büßen. Frauenzungen sind scharf, an Nadelstichen fehlte es nicht. Der Löwe, sagt die Fabel, der den Tiger überwand, ward von Wespen bezwungen, und in Frau Ingram's Leben fielen jetzt nach langem Sonnenschein dräuende Schatten. Für den Gemahl, den irregeleiteten und verführten, hatte man Mitleid und Bedauern, für seine Frau nicht. Sie litt unerhört und machte ihm den Vorschlag, fortzuziehen, in eine andere Gegend,

wo Niemand sie kannte; er sah ein, daß etwas geschehen müsse, aber er war mit den Jahren indolenter geworden und verschob einen Entschluß in dieser Richtung von Woche zu Woche. Und da begab es sich, daß Frau Ingram bei einer Fair, auf die sie nur gegangen war, um mit ihrem Gemahl, der sie abholen wollte, dort zusammenzutreffen, tödtlich beleidigt ward, daß man ihr die Sünden ihrer Vergangenheit in nackten, dürren, schonungslosen Worten vorhielt und ihr auch die Worte des Bedauerns nicht schenkte, das man allgemein für ihren Gemahl empfand, der seine Jugend an eine solche — — weggeworfen hätte, durch die er sogar vom christlichen Bekenntniß abgezogen worden wäre — es war mehr, als ihr Herz ertragen konnte, sie hinterließ ihrem Manne wenige Zeilen, daß sie fortginge und für ihn verloren sei, in denen sie den Grund ihrer Trennung andeutete und ihn bat, nicht mehr nach der Verschwundenen zu forschen . . . . . .

Es war ein unerwarteter, schwerer Schlag, der den jungen Mann traf, und seine Philosophie war zu dürftig, seine Bildung zu oberflächlich, als daß er die Wucht des Leides, das auf ihn fiel, resignirt hätte ertragen können. Charles Ingram wurde wieder fromm wie in den Tagen seiner Kindheit, er ging in die Kirche und suchte dort in inbrünstigem Ringen mit Gott sein Weh zu übertäuben. Es gelang ihm, wenigstens scheinbar und äußerlich; aber sein Heerd war verlassen, sein Leben vereinsamt, und in sein Herz zog statt der Liebe der Haß. Er begann seine frühere Frau zu hassen, je mehr er fromme Psalmen sang, desto schärfer nagte in ihm der Wurm der Rachsucht. Und wo war sie, die dies Alles verschuldet hatte? — Sie hatte lange gewartet, auf ihn gewartet, der sie einst aus dem Schmutz gezogen hatte, doch ihre Hoffnung auf die Ewigkeit seiner Liebe ward getäuscht, er traf keine Anstalten, nach ihr zu forschen, Monate vergingen, sie wartete vergeblich. Schuldlos war sie von ihm gegangen, sie verzweifelte am Leben und seinem hohen, reinen Endzweck, sie warf sich wieder in den Staub der Welt, die trübe Fluth schlug über ihr zusammen und begrub sie. Es ist nur ein Ziel in der Welt, begann sie zu denken, das sich der Mühe des Kämpfens im Leben verlohnt, das ist das Genießen! Und sie gab sich ihm völlig hin und schlürfte in vollen Zügen wieder die Süße des Lasters mit all seiner Herbheit und Bitterkeit. Betäubung! — Vergessen im Taumel! Das ward ihre Parole, und im Champagner, den man der schönen Frau willig bot, suchte sie ihr besseres Selbst zu ersticken. Sie ward die gefeierte Königin der New-Yorker Halbwelt, die tonangebende Führerin im tollen Reigen der Lust. Trinket und lachet und singet — — und après nous le déluge!

Es konnte nicht ausbleiben, daß Herr Ingram durch seine Bekannten von ihr erfuhr, New-York zerfällt in einzelne kleinstädtische

Kreise, und eine willige oder schadenfrohe Zunge erzählte ihm bald von seiner Exgemahlin und ihrem Lebenswandel. Eine wilde Wuth kam über ihn, er glaubte sich von einer schlauen Intriguantin düpirt, ihre Liebe zu ihm, ihr zweijähriges, ungetrübtes Zusammenleben — pah! — Verstellung, Dein Nam' ist Weib! Sie hatte sich durch den anständigen Namen, den er ihr verlieh, durch das sorgenlose, angenehme Leben, das sie an seiner Seite genoß, erkaufen lassen, sie war am Ende doch nichts, wie eine feile Creatur, eine ungläubige, gottlose Satansgenossin — er lechzte danach, sie zu züchtigen. Großer, andauernder, Alles überwindender Liebe war er nicht fähig gewesen, mit dem großen Haß ging es besser. In dem Herzen des Unseligen keimte nur der eine Wunsch auf, sie zu vernichten, die, wie er behauptete, sein Leben zerstört hatte . . . . .

Es gelang ihm bald, sie zu finden, aber sein erster Mordversuch mißlang. In einem Boardinghause der 38sten Straße entdeckte er sie, mit dem Revolver drang er auf sie ein, aber die Madame, die Wirthin des Hauses, die ihm gefolgt war, weil ihr das verstörte Wesen des Mannes auffiel, schlug ihm die Waffe aus der Hand, seine Exgemahlin gewann dadurch Gelegenheit, sich vor ihm zu verbergen, durch eine Hinterthür entfloh sie. Vergeblich versuchte er es zum zweiten Mal, sie war gewarnt worden und wußte ihm auszuweichen. Allerdings vertrieb er sie durch unablässiges Nachspioniren von Haus zu Haus, es war eine Hetzjagd zwischen dem Jäger und dem Wild; sie erkannte wohl, wessen sie sich von ihm zu versehen habe. Endlich, wohl nur um eine Zeit lang vor ihm Ruhe zu haben, gerieth sie in die Wasserstraße und zog in dies Boardinghaus; hier glaubte sie vor seinen Nachstellungen sicher zu sein, denn in diese Gegend setzte er seinen Fuß sicher nicht, hier konnte sie einige Monate in Verborgenheit abwarten, bis er sie vergessen hatte. Aber ihre Schönheit ward ihr Unglück; bald erscholl der Ruf von einer ungewöhnlichen Anziehungskraft in Gestalt einer weiblichen Verführerin aus der verrufenen Wasserstraße, Ingram erhielt Witterung von ihrem Aufenthalte. Jetzt war ihr Verderben nahe. Er gebrauchte die Vorsicht, sich seine blonden Haare nebst dem Barte, den er trug, tief schwarz färben zu lassen. So konnte sie ihn beim ersten Anblick nicht wohl erkennen. Der Haß macht erfinderisch. Der Anschlag gelang, der bethörte Wahnsinnige drang als Rächer seiner Ehre in das Boardinghaus, erhielt Zutritt zu ihr und jagte ihr zwei Kugeln durch den Leib, eine andere sich selber durch den Kopf. Er starb sofort, sie verschied am andern Tage. —

Wir besuchten verschiedene Lokale dieser Art in den angrenzenden Straßen, in einigen wird ein besonderer, aus Gewürzen bereiteter Stoff verkauft, fünf Cents das Glas, der so intensiven Durst erzeugt, daß die Opfer nicht ablassen können zu trinken, bis

sie zusammensinken und an die frische Luft, aber in den Rinnstein, ohne Gnade befördert werden. — Das berüchtigste Haus dieser Art war ohnstreitig der Tanzsalon John Allen's, der in sämmtlichen amerikanischen Zeitungen lange Zeit unter dem Namen „der schlechteste Kerl" figurirte und große Berühmtheit erlangte, weil er sich als reuiger Sünder von den Irrpfaden des Lasterlebens bekehrte. Mit Prunk und Ostentation ward diese Bekehrung in Szene gesetzt, sein Haus ist jetzt ein Bethaus geworden, er selbst, obwohl er sich immer noch den schlechtesten Mann New-Yorks nennt, ist ein scheinheiliger Hallunke geworden, ein frommer Heuchler, durch dessen Bekehrung die Welt wenig gewonnen hat, und die Wasserstraße noch weniger. John Allen hat sich im Ganzen genommen bei dieser ganzen Affaire blamirt, denn Niemand, außer einigen milden Reverends, glaubt an seine Besserung; die Komödie seiner geistlichen Erweckung war ein Triumph der Pietisten, ein leuchtendes Exempel vom Durchbruch der Gnade und Rückkehr zum süßen Jesulein — aber auch ein plumper Skandal voll leeren Schaugepränges und widerlicher Verstellungskunst. John Allen ist seitdem, es ist schon einige Zeit seit diesem wunderbaren Ereigniß vergangen, still, scheu und verbissen geworden. Er hat sich in seinen Hoffnungen getäuscht und ist über sich selbst und seine ganze Nachbarschaft wüthend. Sein altes Geschäft ist total ruinirt worden, seine früheren Kunden gehen ihm mit verächtlichen Blicken aus dem Wege, die Diebe, die Prostituirten und Mörder spucken vor ihm aus. Das nagt gar schwer an John Allen's Seele, so paradox es klingen mag, denn früher war er der Schutzpatron alles Gesindels.

Vor einiger Zeit wohnte ich einer Gebetsversammlung in John Allen's Hause bei; ich kann aber nicht behaupten, daß sie einen günstigen Eindruck auf mich machte. Es ist meiner Ansicht nach unmöglich, die Bevölkerung der Wasserstraße zu christianisiren, bevor man sie humanisirt hat. Das Samenkorn fällt nur in's Steinichte. Wie sollen diese Subjekte, die ihr Dasein im Schmutz verbracht haben und noch verbringen, zu einem Gott beten, den sie nicht verstehen können, denn was wissen sie von Liebe, Gnade, Sanftmuth, Geduld, Vergebung und allen anderen christlichen Eigenschaften? Es sind leere Namen für sie, Worte ohne Begriff, ein klingendes Erz und eine tönende Schelle. Die frommen Betbrüder, die hier auf Missionsreisen ausgehen, stoßen wahrhaft Reumüthige zurück und schaffen Heuchler — alle ihre Kunden sind genau so lange fromm als sie sehen, daß es zahlt und lohnt. Hört die Geldquelle auf zu fließen, versiegt der Strom der Erweckung, und das Bächlein der Gnade rinnt nicht mehr. — Ich fand in seinem Missionshaus einige fünfzehn bis zwanzig grauhaarige und glatzköpfige Herren, die augenscheinlich nicht aus der Wasserstraße stammten, sondern aus anderen

Gegenden der Stadt hierher kommandirt waren, und einige junge Frauenzimmer des stereotypen Wasserstraßen-Gelichters, die sich durch eine Unmasse von falschem Haar, Chignons und Pomade auszeichneten; man sagte mir, es wären lauter büßende Magdalenen, darum hatten sie auch wohl so viel Salböl an sich verschwendet, die Rolle war ihnen zu neu. Ferner waren da einige Lumpacivagabunden, alte verschnapste Sünder mit dickwollenen Shawls um ihre Häupter und einige Dutzend Neugierige, die sich nahe dem Eingang herumtrieben und liefen und gingen. Als ich eintrat, war die Gebetsversammlung mit dem Falle eines alten Sünders von Schiffer beschäftigt, der das Anklopfen des Gnadenfingers spürte. Einer der plattgeschorenen Redner nannte ihn einen gottlosen Sünder und einen verruchten Baalsdiener und hing ihm noch verschiedene andere biblische und unbiblische Ephiteta an; er schloß damit, ein allgemeines Gebet für dieses seefahrende Satansglied (sic) anzubefehlen. Das war der ehrlichen Theerjacke zu stark, es war mehr, als ihre Zerknirschung und ihr moralischer Katzenjammer ertragen konnte, sie suchte die Thür zu gewinnen und unsichtbar zu werden, aber die Missionäre ließen sich die schöne Gelegenheit nicht so leicht entgehen, er ward zurückgebracht, und ein anderer Bruder setzte das Gebet fort, das sein „lie—iber Bru—uder im Herrn so schö—ön a—angefangen hatte". Heilige, steinerweichende Reuagonie befiel die ganze gemiethete Betbruderschaft, die „O Lors!" und „Amens!", die in allen Tonarten geächzt wurden, verursachten mir ein unbehagliches Gefühl des Magendrückens. Ein dritter Redner begann mit der Anrede Gottes, den er frischweg „süßer Herr!" titulirte, dann hieß er Alle aufstehen, für die besonders gebetet werden sollte, wenn sie es wünschten; „doch", sagte er, „bevor diese „exhibition", Schaustellung, stattfindet, will ich noch einige Worte sprechen." Die exhibition fand statt, mit welchem Nutzen, mag sich der Leser hinzudenken. Jeder, der neumüthig zu sein vorgiebt, und besonders Diejenigen, welche bei diesen „exhibitions" aufstehen, werden gut bezahlt, doch ist es ein offenes Geheimniß, daß sie ihr Geld sofort in Rum anlegen. Ich sah selber zwei Gebetsbummler aus der Stätte des Herrn und seiner Gesalbten fort in die Schnapsschenke eilen. —

Einer der originellsten Spiritusverkäufer dieser Gegend ist Herr Christopher Burn, oder wie er im Volksmunde heißt, Kit Burn. Er ist der „sportsman" der Wasserstraße, in seinem Lokal werden die berüchtigten Rattenkämpfe abgehalten. Ich fand in ihm einen kleinen rockennarbigen, höchst jovialen Kerl, der uns freundlichst begrüßte. „Machen Sie die Runde?" sagte er zu meinem Begleiter und kniff herzhaft seine Aeuglein ein, „ich bin nur froh, Sie kommen nicht mit den parsons, den Pfarrern, hierher. Ich bin gegen das Pfarrergeschäft", fuhr er fort, „schlüpfrig, meine Herren, höchst schlüpfrig und

zweifelhaft! Mir schmeckt mein Beefsteak besser ohne Pfarrersauce. Gott sei uns gnädig, ich sage Ihnen, die Pfarrer trinken ein Glas Wasser gerade so gern wie Sie und ich — wenn ein Schuß, und ein guter, darin ist. Aber ich bin nicht der Mann, eine gute Chance gehen zu lassen, ich sagte zu den Pfarrern: Meine Herren, wozu ist das viele Reden nütze? Kommen Sie auf den Hauptpunkt, und das ist die Geldfrage. Kein Geld, kein Gebet in meinem Hause — geben Sie mir viel Geld, können Sie viel Gebet hier abhalten, ganz wie es nach Ihrem Belieben ist. Sie bezahlten mir einen Monat im Voraus, aber blieben nur vierzehn Tage hier; doch was geht's mich an?" Und er zuckte verächtlich die Schultern.

Kit Burn ist kein Freund von John Allen und Tommy Hadden. „Sehen Sie", sagte er, „das sind beides schlechte Gesellen, sie sind nicht wahr. Sie saugen die Menschen aus und wollen die Welt hinterher glauben machen, sie seien unschuldig. Ich verkaufe mein Getränk und preise es nicht, wer's nicht mag, kann wo anders hingehen. Das ist ehrlicher Handel, nicht wahr?" — Herr Burn ging dann mit uns in seinen Rattenzirkus und zeigte uns die Einrichtung. Ein Hündchen von fünf Monaten spielte in einem Käfig mit einer Ratte. „Er ist noch jung", sagte er entschuldigend, aber ich denke, er wird's lernen." — Der Zirkus für Ratten- und Hundekämpfe war eine Art Saal, der höchstens dreihundert Personen fassen konnte, obwohl Kit uns emphatisch versicherte, 475 Zuschauer wären zugegen gewesen, als der Rattenbeißer, der nun ausgestopft sein Schaufenster zierte, in einer Stunde dreihundert Ratten würgte. „Und die Hauptsache war," sagte Kit Burn triumphirend, „er that es ohne große Mühe; aber ach," setzte er seufzend hinzu, „die Tage sind vorüber, unser Freund Bergh hat das Geschäft ruinirt." —

Herr Bergh ist nämlich nicht ein großer Philanthrop Amerika's, sondern eher ein Philozoë, ein Thier-Beschützer und -Freund, der gute Genius in Menschengestalt, der über alle armen, geschindeten Hunde, über kranke Kühe, geplackte Esel und geplagte Pferde wacht. Er ist der Präsident des Thierschutzvereins und unterhält in der ganzen Stadt seine Agenten, die ihm von jeglicher Thierquälerei berichten müssen. Hr. Bergh ist Junggeselle und ohne Familien-Freuden und -Sorgen, er hat nur den einen Lebenszweck, die Thiere zu schützen und zu pflegen. Die Menschen hat Herr Bergh als pessimistischer Philosoph längst aufgegeben, sie lohnen Wohlthaten ja nur mit Undank, er beachtet sie nicht, er verfolgt sie aber immer und überall, falls sie Thiere quälen, und läßt es sich keine Mühe und Kosten scheuen, sie durch das Gesetz bestrafen zu lassen. Herr Bergh oder seine Vertreter figuriren jede Woche im Gerichtshof, die Hundekämpfe hat er so lange verfolgt, bis das Geschäft unprofitabel war

— und aus bloßem Vergnügen treibt man in Amerika so etwas selten lange. Fährt irgend ein Omnibus mit einem kranken Pferde einher, gleich ist Herr Bergh da und läßt den Kutscher verhaften, ebenso bei den Pferdeeisenbahnen, die Gesellschaften müssen zahlen, wenn Herr Bergh sie erwischt, — und er ist überall —, die car wird angehalten, die Passagiere müssen aussteigen und zu Fuß durch den Schnee waten — für Menschen schlägt sein Herz nicht warm, nur für die Hausthiere. Wäre in Amerika für jeden Zweig der öffentlichen Verwaltung ein Bergh da, so würde dies Land ein irdisches Paradies sein: doch nicht Jeder denkt so, Herr Bergh hat unter den Kutschern, Pferdehändlern und Milchfahrern, sowie den Hundesportsmen viele Feinde. Kit Burn war sonst sehr guter Laune, als er aber auf Herrn Bergh zu sprechen kam, ward er hitzig und gerieth in Aufregung. „Denn die Ratten," sagte er, „sind Ungeziefer: und wie man sie vernichtet," schloß er seine Apostrophe, der wir lächend zuhörten, „ist gleichgültig, warum soll man sie nicht todt beißen lassen? — Inhuman! — Bestialisch! — — lächerlich! es giebt ganz andere Dinge in der Wasserstraße, die weit eher bestialisch sind." —

Und darin hatte Kit Recht, der mir als ein origineller Kauz erschien. Kit Burn ist noch nicht der Schlechteste unter den Schlechten, nur die Pfarrer kann er nicht leiden. „Ich glaube, die Ratten sind Ungeziefer," sagte er, „und die Pfarrer glauben es nicht, und deshalb beten sie für mich jeden Abend, ich werde nicht namentlich erwähnt, aber ich weiß, ich stehe in dem großen allgemeinen Katalog, worin die gottlosen, nicht bereuenden Sünder verzeichnet sind — pah!" flüsterte er, und er kniff die Augen zusammen und freute sich in herzinniglicher Ironie, „wissen Sie, daß ich einst einen von den frommen Pfarrern soweit brachte, daß er den Himmel für einen Dudelsack ansah vor Betrunkenheit?" —

Doch wir zogen weiter und kamen in verschiedene Logirhäuser unter der Erde, in denen menschliches Elend in so satten, grellen Farben sich zeigt, daß zu seiner Schilderung der Malerpinsel besser wäre, als die Feder. Worte gehen uns aus und scheinen ungenügend zu sein, die gänzliche Versunkenheit und Verthierung des Menschenlebens zu beschreiben, das in diesen licht- und luftlosen Höhlen mißfarbig und ungesund vegetirt.

Denke dir, du steigst durch eine Art Fallthür in einen Keller, oder vielmehr in ein Kellerloch hinab, das meist nur sieben oder acht Fuß hoch ist. Die schmutztriefenden Wände und die rauchgeschwärzte Decke werden nur von der blakigen Petroleumlampe erhellt, welche die Eigenthümerin dieses Logirpalastes, eine alte Unholdin, hoch hält, um dir die Räumlichkeiten zu zeigen. Zuerst siehst du fast nichts, aber dein Auge gewöhnt sich gemach an das Dunkel, und du bemerkst, daß du in einem vollständigen Labyrinth von Betten

stehst. Gehe mit mir durch eine „Untergrund-Schlafstelle" dieser Art. Dicht wie die Häringe an einandergepackt, nur mit einem schmalen Gang in der Mitte, befinden sich hier dreizehn Betten, alle besetzt. Sieh auf das nächste Bett vor dir, es enthält einen alten Mann und ein 25jähriges Weib — Vater und Tochter, berichtet dir die Wirthin. Du schauderst und gehst weiter. Auf dem nächsten Lagerplatz ruht ein Arbeiter, vielleicht vierzig Jahre alt, mit seinen beiden Knaben dicht zusammengedrängt. Er wacht, er richtet sich auf, wie du dich näherst, und ein leises Schamgefühl zittert in seiner Stimme, wie er mit dir spricht. Er hatte einst eine bessere Wohnstätte, ein eigenes Zimmer, eine „Heimath" — „aber mein Weib", sagte er, „legte sich auf's Trinken, sie verkaufte unsere Möbel, ein Stück nach dem andern, dann meine Kleider mit Ausnahme derer, die ich an hatte, endlich mein Werkzeug — und hier bin ich jetzt; zu meinem Glück starb sie in der letzten Woche." — Dort hinten ruht eine andere Gruppe, Vater, Mutter und der erwachsene Sohn in demselben Bett! Und so geht es weiter, Keller an Keller, überall dasselbe eintönige Bild des Elends oder der Verworfenheit, Alt und Jung, Knaben und Weiber, Männer und Mädchen — alle ohne Unterschied in fast vollständiger Nacktheit und Schamlosigkeit eng aneinander gepreßt, so daß jeder Schatten eines moralischen Gefühls und eines sittlichen Bedenkens in den Herzen der Aermsten erstickt werden muß. In einem anderen Gelaß unter der Erde trafen wir das Aeußerste, was wir erblicken konnten, ein Gewimmer schlug an unser Ohr, ein Säuglingsschrei — eine Mutter hatte in der unterirdischen Wohnung eben geboren. . . . . .

„Und doch", sagte mir mein Polizist, „giebt es ein noch unbequemeres Logis, in dem es allerdings gewöhnlich keine Weiber giebt, dort kennt man den Luxus von Betten nicht, ein Seil wird quer durch den Raum gespannt, auf ihm, die Arme über den Strick geschlagen, schlafen die Gäste; und das spart dem Wirth die Mühe des Aufweckens am Morgen", setzte er lächelnd hinzu, „das Seil wird gelöst, die Schläfer taumeln zu Boden und wissen nun genau, daß es Aufbruchszeit ist." . . . . .

Gerade als wir aus einem dieser Verließe emportauchten, begegnete uns ein Trupp Männer, die eine leblose, schwarze Masse trugen. „Es ist nur ein Frauenzimmer, die sich vergiftet hat", sprach einer der Träger gleichgültig, „wir schleppen sie in's Hospital" — nur ein armes Menschenwesen, das des Ringens überdrüssig ward, das sein Kreuz zu schwer fand und selbst den Richter spielte:

„Von unbekannten Leichen magst Du lesen
Im Morgenblatt, es schweigt im Tod' die Pein,
Nur ein verkomm'nes Leben ist's gewesen —
Sein war die Schuld — wer wirft den ersten Stein?" —

Ich hätte dies Wörtlein „nur", das so höhnisch und verächtlich hervorkam, um eine Welt nicht sprechen mögen. . . . . .

Während meine Gedanken noch mit der armen Selbstmörderin beschäftigt waren, kam ein Weib mit einem Säugling auf dem Arm auf uns zu und erzählte uns eine Jammergeschichte von Hunger und Unglück aller Art, sie war eine einzige Masse von Schmutz und Lumpen, aus denen ein Paar flehentlich bittender Augen hervorsah; auch sie hatte einst ein besseres Loos genossen, ihr Mann war Monate lang krank gewesen und arbeitsunfähig geworden — ihre Zähne klapperten vor Frost und Müdigkeit, sie schien durchaus nicht trunken zu sein, ihre Geschichte trug den Stempel der Wahrheit an sich. „Wo ist Dein Mann?" frug ich. Er war in einem jener Keller, die wir eben verlassen hatten, wir folgten ihr dorthin, um zu sehen, ob sie wahr geredet hatte; auf einem jener primitiven und schmutzstarrenden Betten lag ein armes, ausgetrocknetes, zusammengeschrumpftes, hohläugiges, erschreckend mageres Subjekt, das die Aussagen seines Weibes bestätigte. „Wenn ich Euch Geld gebe, werdet Ihr es vertrinken?" frug ich. — „Nein," erwiderte sie fest und sah mir voll und ehrlich in's Auge. Ich gab ihr einen Dollar, sie sah erstaunt auf das Geld, barg es krampfhaft in ihrer Hand und rief: „Mein Gott!" — dann stürzte sie die Kellerstufen empor, um Nahrung zu besorgen — ihrem Manne rollten die hellen Thränen über das blasse Gesicht. „Wir haben viele Wochen so viel Geld nicht gesehen", sagte er wie zur Entschuldigung. Ich habe manche rührende und schaurige Scenen in meinem Leben gesehen, aber nie eine ergreifendere, als diese. Der Dollar war gut angewendet, das sah ich.

„Ich dächte, wir gingen jetzt in eine Diebsherberge", sagte der Polizist. Ich war bereit. Mein Führer sagte mir, wir müßten sehr vorsichtig auftreten und jedes Aufsehen vermeiden, sonst könnten wir leicht in große Gefahr kommen. Wir stiegen eine Treppe hinab, wie es schien, in einen Austernsalon der besseren Klasse; der Wirth, ein fein gekleideter, wohlaussehender Mann mit intelligenten Zügen, bewillkommnete uns mit studirter Höflichkeit, ich wurde ihm in aller Form, mit vollster Beachtung der Regeln der Etikette, vorgestellt, er erkundigte sich theilnehmend und gütig nach dem Zustande meines leiblichen Wohls und holte uns eine Flasche und ein Kistchen extrafeiner Cigarren, für die wir nichts zu bezahlen hatten. Wahrscheinlich kosteten sie ihm auch nichts. Vierzehn elegant, ja theilweise stutzerhaft gekleidete Herren saßen in eifriger Unterhaltung um einen großen, runden Tisch, sie machten den Eindruck, als gehörten sie zur besten Gesellschaft und unterhielten sich ruhig und anständig, ohne Schimpfen und Fluchen. Es waren die verschmitztesten Gauner, die „gerissensten" Brüder vom Orden der Langfinger, die wir vor uns

sahen. Die Polizei ist von ihrem Handwerk und von ihrer Schuld moralisch überzeugt; aber sie lassen sich schwer abfassen, und es fehlt jeder Grund, gegen sie vorzugehen. Das Idiom, in dem sie sprachen, war so eigenthümlich, daß Niemand es verstehen konnte, außer ein Eingeweihter; ihr Metier ist theils das der feinen Taschendiebe, theils das der Einbrecher, aber gewöhnlich ohne Mord und Gewalt, sie werden nur von ihrer List und durch ausgezeichnete Werkzeuge, Bohrer, Feilen und Stahlsägen, unterstützt. Seit den letzten Monaten haben sie sich auf Pulver verlegt, mit dem sie Geldschränke und Bankkassen sprengen; innerhalb weniger Wochen sind auf diese Weise drei oder vier Banken ausgeraubt worden.

Unsere Unterhaltung mit dem Wirth dauerte ungefähr zehn Minuten, dann gab mir mein Cicerone ein Zeichen, wir zogen ab, hinter uns wurde zugeschlossen.

„Unsere Anwesenheit wird nicht länger gewünscht", sagte mein Führer, „einer der Herren hat den Wirth bedeutet, er kenne Sie." — „Wie ist das möglich", rief ich aus, „wo hat er mich gesehen?" — „Er hat Sie aus dem Geschäftsbureau der Zeitung kommen sehen, er läßt Sie warnen, den Keller nicht durch die Zeitung vor die Oeffentlichkeit zu bringen, oder Sie wären ein gelieferter Mann." —

Nach einem kurzen Gang kamen wir in ein anderes Lokal. „Es ist dies kein Diebssalon", sagte der Geheimpolizist, „es ist die Herberge der verkrüppelten Soldaten, die auf den Straßen die Orgel spielen." Wir fanden fast ein Dutzend dort, die ihr Abendbrot verzehrten, Beefsteak mit Bratkartoffeln, und es sich wohlschmecken ließen. In dem ganzen Lokal war außer uns Niemand, der gesunde Gliedmaßen besaß, lauter einarmige und einfüßige Menschen, oder auch solche, denen zwei, ja drei Extremitäten fehlten. Selbst die einarmigen verstanden es vortrefflich, ihr Fleisch zu zerkleinern und zum Munde zu führen. Diese Leute sind von der Regierung, je nach ihrem Verlust, bezahlt worden, aber sie gehen in kein Invalidenstift, sie ziehen das bettelnde, freie Vagabondenleben vor und verdienen durchschnittlich zwei, selbst drei Dollars per Tag. Einige haben auch Assistenten; der Assistent ist wohlgekleidet, er macht bei ihnen die Runde und läßt jedesmal mit Ostentation, zu einer günstigen Zeit, wenn viele Vorübergehende es sehen müssen, ein Fünf-Cents-Stück in die Zinnschale der soldatischen Musikkrüppel fallen; auch murmelt er dazu einige mitleidige Bemerkungen von „unseren armen Opfern des Krieges" und „unionstreuen Helden", und das Beispiel ist in solchen Fällen ansteckend, viele Passanten thun dasselbe, und so füllt sich die Opferbüchse rasch.

Wir verließen die hungrigen Kriegerkrüppel bald und traten in ein Gladiatorenwirthshaus, in dem nur Anhänger der edlen Boxkunst saßen, gewaltige, muskulöse Gestalten mit Stiernacken, die mit einer

Wichtigkeit, als ob das Wohl und Wehe von Millionen davon abhinge, von dem irischen Riesen O'Baldwin und anderen Prügelhelden sprachen. Die Unterhaltung ward uns bald zu lebhaft und artete gleich darauf in Thätlichkeiten aus, denen wir durch rasche Flucht entgingen. Die Herren Faustkämpfer sind selbst in ihren Freundschaftsbezeugungen stark und gewaltthätig. Der Wirth, ein emeritirter Fechter, besaß noch Kraft genug, mir meine Hand so zu drücken, daß ich noch Tage lang hinterher eine deutliche Erinnerung an meine Wasserstraßenentdeckungsreise mit mir einhertrug.

Es war längst Mitternacht vorbei, als ich mich von meinem gefälligen Wegweiser verabschiedete, und manche Nacht noch träumte ich von schmutzigen Schenken, betrunkenem Gesindel, von Dieben und Mördern. Ich war zu dem Endresultat gekommen, daß inmitten unserer gebildeten und hochcivilisirten Bevölkerung, nahe an einem der Mittelpunkte unseres großartigen Welthandels und unserer Weltkultur ein Geschlecht der Nacht emporwächst, von dessen Existenz Mancher nichts ahnt, ein lichtloses und liebloses Volk der Finsterniß, unter dem eine andere Generation emporwächst, die nichts gelernt und nichts vergessen hat, die mit der Muttermilch das Gift einsaugt, das jede Lebens- und Strebenslust in unserem Sinne zerstört, die von ihren Vätern nur dazu angehalten wird, das Gesetz zu verachten, die Moral umzukehren und die Menschen, einen wie alle, gründlich zu hassen und bitterlich zu verachten.

XVIII.

Rowdies, Loafers und Spieler. Panelhäuser und Reno.

Es ist Alles schon dagewesen, sagt Ben Akiba, und: Alles wiederholt sich nur im Leben, singt Schiller. In Berlin sind die früheren Eckensteher mehr oder minder verschwunden, und in Neapel drohen die Lazzaroni's auszusterben. Eine Mischung von beiden, oder, wenn man will, von noch manchen anderen Menschenklassen, die charakteristische Eigenthümlichkeiten gewisser großer Städte in sich enthalten, vom Pariser gamin und vom englischen Boxer, vom Berliner Louis, Bauernfänger, Nante an der Ecke wie vom italienischen In-der-Sonne-Lungerer ist das weitverbreitete Geschlecht der amerikanischen Eckensteher, der Loafers und Rowdies, die nicht nur die Stadt New-York durch ihre Existenz verunzieren, sondern sich auch in allen größeren und kleineren, selbst den kleinsten Städten Amerika's, finden. Die Eckhäuser sind ihr unvermeidlicher Straßen-Aufenthalt, besonders,

wenn sich eine Schenke, ein grocery (Kram) Laden, eine Postanstalt, oder irgend ein anderes öffentliches Lokal dort befindet. Zu jeder Tageszeit und viele Stunden der Nacht hindurch, kannst du sie dort sehen, in Schnee und Regen, die Vorübergehenden standhaft musternd, Tabak kauend, speiend oder rauchend, nicht immer gerade betrunken, doch selten ganz nüchtern. Sie gehören zu den amerikanischen Städten und ihrer charakteristischen Physiognomie fast mit Naturnothwendigkeit, wie der Stiefel zum Fuß, oder der Hut zum Kopf. Umsonst frägst du: Wer sind sie? Ihre Namen kennt die Bevölkerung genau — und doch wieder nicht — da sie gewöhnlich nur Vornamen haben — Jimmy, Freddie, Johnnie, Charlie und Hennie; eines anderen Namens bedürfen sie auch nicht. Du magst vergeblich forschen: Wovon leben sie? — Es sind Existenzen, wie die Lilien Salomonis, nur nicht ganz so rein und unschuldig, sie säen nicht, und sie ernten nicht, und unser himmlischer Vater nähret sie doch — ja, sie sehen meist gutgenährt aus, dick und unverschämt, und ihre Kleidung ist keineswegs immer abgerissen, sie ist oft tadellos. Was sie thun? — Sie trinken, fluchen, spucken, fangen gern Streit an, kauen und rauchen, spielen Billard oder Karten und sind zu jeder Stunde zu jeder Schandthat bereit. Ihre Haupterntezeit fällt um die Zeit der Wahlen; dann sind sie alle beschäftigt und für den Wahlkandidaten meistentheils ein nothwendiges Uebel. —

Es ist eine Art geheimer Brüderschaft, eine heimliche Ordensregel und ein mysteriöses Erkennungszeichen, das sie unter einander verbindet. Sie sind dem Einzelnen nicht immer geradezu gefährlich; es giebt auch beschäftigungslose Arbeiter, die nur temporär zu ihnen gehören; wenn du harmlos vorübergehst, thun sie dir in den meisten Fällen weiter kein Leid an, als daß sie etwa deine Stiefel verunreinigen; aber wehe dem Fremden, den sie erwischen, oder wehe dem Aermsten, der sich ihren Haß zugezogen hat, oder dem prätentiös auftretenden, auffallend herausgeputzten Manne, der sich beleidigt fühlen will, wenn sie ihn im Vorbeigehen „rempeln"! Die Worte „Scheu, Achtung und Respekt" stehen in ihrem Lexikon nicht; mit dem Polizisten stehen sie auf dem Grußcomment; es ist zehn gegen eins zu wetten, daß der Polizist, falls die Rowdies und Loafers dich thätlich angreifen, nicht sie, sondern dich, wegen angeblichen Friedensbruches verhaften und abführen wird — falls du nicht eine Respektsperson, eine politisch wichtige Persönlichkeit bist. Zum Meineid sind sie jederzeit bereit, denn ihre Religion ist ihnen nur äußerlich angeklebt, und Ehre haben sie absolut nicht im Leibe. So bramarbasirend sie auftreten mögen, so wenig Muth haben sie bei Lichte betrachtet. Aus dem Hinterhalt, unvermuthet, fallen sie dich unvorbereitet an, nicht immer mit einem bestimmten Grunde, du bist ein „damned Dutchman", und das genügt. Einen mir wohlbekannten Arzt und

Apotheker in einer kleinen Stadt nahe New-York griff ein solcher Rowdy an, als er nichts ahnte, nur aus Deutschenhaß, wie er sagte, zerbrach ihm speziell zu seinem Vergnügen durch einen Fußtritt mehrere Rippen und machte ihn ohne jeden Grund siech auf Lebenszeit. Solcher Beispiele ließen sich Dutzende anführen. Der Rowdy arbeitet gern mit dem Revolver, er ist in Boxerkünsten wohl erfahren, verschmäht aber auch die gemeinsten Waffen nicht. Bei manchen Nationen zeigt der Räuber ein gewisses point d'honneur, er thut dem Wehrlosen, der unfähig ihm weiter zu schaden, am Boden liegt, nichts mehr zu Leide; der Rowdy, der sehr oft irischer Abkunft ist oder doch irisch-gemischtes Blut in seinen Adern trägt, offenbart seine vollkommene Bestialität erst dann, wenn du zerschlagen oder ohnmächtig am Boden liegst; dann tritt er deinen wehrlosen Leib mit Füßen und bohrt dir nach irischer Nationalsitte das Auge aus; denn die Kinder der Niobe der Nationen haben seltsame Gebräuche, und die Sympathie mit ihren Söhnen ist meistens nur ein Humbug oder eine leere Phrase solcher Menschen, die nie mit ihren Auswürflingen in einem Gemeinwesen haben zusammenleben müssen. Auch Deutsche gehören zu den Rowdies und Loafers; der amerikanisch-irische College behandelt ihn stets schlecht, nennt ihn sicher Dutchie — aber die Sorte Deutscher, die zu ihnen gehört, hat jedes National- und Schamgefühl längst abgestreift.

Unter den Rowdies und Loafers giebt es manche verschiedene Klassen, die wenigsten sind Diebe, das ist ihnen nicht nobel genug, wenigstens sind sie keine kleinen Diebe und gemeinen Langfinger. Diebstahl en gros ist ja auch keine Schande mehr; denn der miserable Lump, der vor Hunger in bitterer Armuth ein Brod stiehlt, der muß strenge bestraft werden; der große Hallunke, der Millionen unterschlägt oder wegpraktizirt, wird wegen seiner smartness (Schlauheit) bewundert; er ist häufig das Ideal der heranwachsenden Jugend. Alle Loafers leiden an den sogenannten noblen Passionen, wie es Hundehetzen, Jagd, Fischfang, Rattenkämpfe, Taubenschießen, Wettrennen, Wahlen, große Boxereien und Kunstprügeleien sind — jede Art des Sport treiben sie mit Leidenschaft. Der Loafer wettet stets, die Redensart: „I bet you" (Ich wette mit Ihnen) ist seine stehende Betheuerungsformel. Ohne die Rowdies und Loafers würden die Wettrennen in Amerika sehr spärlich besucht werden, denn einen Adel, der den Sport patronisirte, giebt es in Amerika ebensowenig wie adlige Gesinnung im Durchschnitt der Bevölkerung. Der Rowdy und der Loafer machen das Wort unwahr, daß in Amerika Jeder arbeiten muß, daß dort ein rastloses Leben der Arbeit geführt wird, und daß ein krampfhaftes Ringen ums Geld vorherrscht — er arbeitet nicht oder doch nur sehr sporadisch. Durch Wahlen, Wetten und Spielen „macht" er sein Leben.

Den spielenden Rowdy und Loafer kann man bald vor anderen erkennen; eine dicke Goldkette (siehe Talmi), ein schwarzgefärbter Schnurrbart, der oft auf's Wunderlichste mit seinem hellblonden Haar kontrastirt, und ein Sammtrock zeichnen ihn vor allen übrigen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft aus. Während in Europa das letztgenannte Kleidungsstück ein stillschweigendes Vorrecht des genus: „Künstler" ist, dem lange Haare gern assoziirt sind, ist in Amerika das Sammt-Jackett das spezifische Kennzeichen des professionellen gamblers (Spielers), er trägt es mit besonderer Vorliebe, im Sommer sowohl wie im Winter.

Es giebt dreißigtausend Menschen in der Stadt New-York, die sich vom Spiel und ähnlichen, verwandten Industriezweigen ernähren; man sieht also, die Aufhebung der Wiesbadener und anderer grüner Tische hat nicht dazu gedient, die Leidenschaft des Spieles im Herzen der transatlantischen Menschheit zu ersticken. Es mag ein trauriges und elendes Brod sein, das eines Spielers, aber es ist zugleich ein faules und bequemes; neben der Arbeitslust des Amerikaners steht die Arbeitsscheu gewisser Kreise. Sittlich verwahrloste Naturen, die sich aus der niedrigen Sphäre ihrer gemeinen Gedanken nicht zu erheben vermögen, lieben es, im Schmutz ihr Leben hindurch zu vegetiren. Die Idealloſigkeit Amerika's rächt sich; die treibende Düngerkraft ist reichlich vorhanden; geil und schnell wachsen die Stauden; aber den Spielgewächsen mangelt das Licht, das Licht der wahren Religiosität eben so sehr wie das der Bildung und Wissenschaft. Sperre die Pflanze in den Keller und gieb ihr reichlichen Humus, sieh, wie sie emporschießen wird, lang und mißfarbig — es giebt viele tausende von Existenzen in den amerikanischen Städten, die diesem Bilde aus der Pflanzenwelt auf's Genaueste gleichen, es sind dies vor allen Anderen vornehmlich die Gamblers.

Es existiren verschiedene Arten und Unterarten des Spiels; Roulette, Faro, Poker und Keno sind die gebräuchlichsten; es giebt verschwenderisch eingerichtete, mit allem Luxus versehene Spielsalons und gemeine, schmierige Spielschenken. Die ersteren sind keineswegs ein unangenehmer Aufenthalt, bei denen das Widerliche auf der Oberfläche liegt, das feiner besaitete Genußseelen sofort zurückschreckt, es sind Räume, die mit allem Confort ausgestattet sind, schwellende Teppiche, Marmortische und Alabasterfiguren, goldrahmige, geschliffene Spiegel, weiche Sammetfauteuils und dito Portièren und Gardinen zieren das Spielgemach der ersten Ordnung — das Buffet ist reich besetzt, ein gewöhnlicher „drink", Brandy oder Claret, kostet ebensowenig wie das Essen etwas, höchstens beim Abgehen, honoris causa, ein Douceur für den aufwartenden Schwarzen. Nicht in allen dieser Salons wird der Spieler von vornherein betrogen; es spielen in manchen derselben nur gentlemen, anständig sein wol-

lende Herren; aber der Wirth und seine Associés halten Bank, und selbst wenn sie einen oder zwei Abende hindurch verlieren, an den übrigen Tagen gewinnen sie sicher. Der Einzelne mag sogar oft bedeutende Summen einstecken, und doch gewinnt der Bankhalter, die Masse muß es bringen. Nicht alle diese Salons sind offen, in einigen wird noch ein Entrée bezahlt, wofür Speisen und gewöhnliche Getränke frei sind; in den meisten der feineren Sorte existirt eine geheime Loosung, welche die Thür öffnet; doch ist es unschwer, in den Besitz derselben zu gelangen. In solchem Spielsaal ist äußerlich Alles wohlanständig, sauber und geleckt; die Gesellschaft ist fein gekleidet, wolltest du nach den Namen forschen, du würdest manche im öffentlichen Leben bekannte darunter finden; aber studire die Gesichtszüge genauer, sieh den Wechsel der Farbe bei Gewinn und Verlust, beobachte die Gier, die aus den Augen leuchtet, die sich in jeder Bewegung kundgiebt; sieh die erschlafften, todtmüden, zerstörten Gesichter an, wenn das Morgenroth in die Fenster scheint, die verzweifelten, schlaffen, lebensmüden Züge — und dann wandre mit ihnen in ihre Häuslichkeit, sieh ihr begrabenes und zertretenes Familienglück, sieh, wie Laster sich an Laster reiht — denn immer ist, selbst im besten Falle, der Betrug mit der Gewinnsucht verknüpft; erst versteckter, später offener, wenn eine gewisse Tiefe moralischer Versunkenheit und sittlichen Abgestumpftseins erreicht worden ist, und ebenso begleiten Trunksucht, Ehebruch und Wollust die Spielleidenschaft als unwandelbar verschwisterte Genossen.

Von den äußerlich feinen Spielhallen treten wir in die roheren, auch äußerlich plumperen Fallen, in denen man dir nicht mehr per fas, sondern grob und ohne besondere Raffinerie per nefas das Geld abnimmt, und wenn dir ein Licht aufdämmert und du gegen den Betrug remonstriren willst, dich nicht ohne ein blaues Auge zum Spieltempel hinauswirst. Oder sieh „unseren Vetter vom Lande"! Er ist in der großen Stadt fremd, die Einförmigkeit seines ländlichen Lebens drängt ihn zu einer Extravaganz, ein feiner Herr hat sich zu ihm gesellt und ist sein Cicerone geworden, sie gehen in einem Hause der Bowery, einer höchst belebten Straße, eine Treppe hinauf. Da steht der Spieltisch, der Vetter setzt, er gewinnt, muß aber, um sein gewinnreiches Spiel mit Erfolg fortzusetzen, wechseln, nehmen wir an, einen Zwanzig-Dollarschein. Er thut es mit Freuden, er gewinnt fortwährend. Schon hat er statt seiner zwanzig vierzig Dollars in der Tasche, doch er ist vorsichtig und bedächtig, man hat ihn nicht umsonst gewarnt, sich in der Metropole nicht zu tief einzulassen, er benutzt eine günstige Gelegenheit und schleicht leise aus dem Lokal. Die Spieler bemerken sein Fortgehen wohl; mit höhnischem Lächeln sehen sie den Gerupften ziehen. Der Zwanzig-Dollarschein, den er wechselte, war echt und gut, die vierzig Dollars, die er

triumphirend in der Tasche davonträgt, sind nur zum Anzünden der Cigarre brauchbar, es ist „counterfeit money“, nachgemachtes, falsches Geld, das ihn unter Umständen, wenn er versucht, es auszugeben, noch in den Verdacht der Falschmünzerei oder doch des Vertriebes von falschem Gelde und in's Gefängniß bringen kann. —

Nach dem Faro ist es das Poker-Spiel, das in Amerika besonders geübt wird; es besteht eigentlich nur in glücklichem Wetten, geschicktes, feines Spiel ist nicht dazu nothwendig, wie bei weitaus den meisten amerikanischen Spielen nicht, nur Glück oder der blinde Zufall, der dem einen Menschenkind gnädiger lacht als dem andern. Das verbreitetste und am massenhaftesten betriebene Spiel der Amerikaner ist das Keno.

Prostitution und Spiel sind in der Stadt New-York nicht etwa auf einzelne Distrikte, wie den der Wasserstraße, beschränkt; dort herrscht nur das gröbere Laster, die offen zu Tage tretende Unfläthereі der Schande und des Verbrechens der gemeinsten Klassen; sondern es giebt in jeder Straße New-Yorks, selbst in der feinsten und fashionabelsten, in denen nur die Elite der reichen Bevölkerung zu wohnen scheint, versteckte Lasterhöhlen, ebenso gut wie in den auch äußerlich verkommensten Quartieren. Ich ging an einem Sonntag Morgen durch die Lexington-Avenue, eine der nobelsten Gegenden, und traf dort einen Bekannten; er wollte mich nach Hause begleiten, vorher jedoch noch einen kurzen Besuch machen; er lud mich ein, ihm dahin zu folgen, es würde nur wenige Minuten dauern, sagte er. Wir standen vor einem der glänzendsten Häuser, das höchst aristokratisch aussah; er drückte an einen Knopf nahe der Klingel, die Thür öffnete sich — wir standen in einem Rumladen. Nichts verrieth von außen das Gewerbe seines Besitzers; tadellose Spiegelscheiben, feine Vorhänge und glänzende Möblirung waren von der Straße aus sichtbar, im Hinterzimmer war eine Schnapsbutike. Sie entsprach dem allgemeinen Bedürfniß der Bewohner jener Straße; öffentlich am Sonntag Morgen würde der feinere Amerikaner es nie wagen, in ein solches Lokal zu gehen, es könnte zu leicht bemerkt werden, was würden die kirchenbesuchenden Ladies sagen, wenn sie ihn gewahrten! Er würde zu einem Paria der feinen Zirkel herabsinken — aber im Geheimen fröhnt man gern der Trunksucht; jedes Laster ist nach ameri anischen Grundsätzen erlaubt — falls es im Geheimen getrieben wird, ohne ein öffentliches Aergerniß zu erregen. Selbst der Diebstahl oder der Mord ist nicht verabscheuungswürdig, wenn er unentdeckt bleibt; kommt er dagegen an's Tageslicht, so ist Jeder tugendhaft entrüstet. Man verzeiht jede Schwäche gern; aber die Dummheit, sich dabei entdecken zu lassen, vergiebt man nie.

Wie viele Spielhäuser und Prostitutionstempel es in der Stadt New-York giebt, ist unmöglich anzugeben, zu viele entziehen sich jeder

Kontrole und sind so raffinirt heimlich angelegt, daß sie nur treuen, regelmäßigen Kunden zugänglich sind. In Assignationshäusern (Absteigequartiere, in denen einzelne Zimmer stundenweise vermiethet werden) und Prostitutionslokalen ist nach der Berechnung eines Spezialisten in diesem Fach, der sich das Studium dieser Orte zur Aufgabe gemacht hat, in der Stadt New-York ein Kapital von zwölf Millionen Dollars angelegt; die Besitzer und Miether haben ein jährliches Einkommen von neun bis zehn Millionen Dollars aus diesem Geschäfte. Die gefährlichsten und gemeinschädlichsten unter ihnen sind die Panel-Häuser und Keno-Spielplätze. Am verderblichsten sind diese Häuser, weil sie den jungen Mann, der sie besucht, gewöhnlich von einem Laster in's andere treiben. Man raubt sie erbarmungslos aus und treibt sie dazu, ihrerseits wieder Andere zu berauben, um ihren Verlust gut zu machen. Es existiren die schärfsten Gesetze und Verordnungen gegen diese Anstalten; aber sie werden nur selten ausgeführt, das Papier, auf dem ein Verbot steht, ist geduldig, das Gesetz bleibt ein todter Buchstabe. Von vielen Seiten ist behauptet worden, die Polizei erhielte regelmäßige Bezahlung, um die Bestrafung zu verhüten; viele Fälle sprechen für diese Annahme, das Gegentheil ist nicht erwiesen worden.

Daß die Presse, so lange sie die öffentliche Meinung repräsentirt, eine Weltgroßmacht ist, bewahrheitet sich nirgends besser, als in Amerika. Das Gesetz wird umgangen, falls es existirt, durchlöchert oder nicht ausgeführt; die Polizei und die Behörden sind käuflich, die Richter bestechlich — die Presse richtet oft mehr aus, als alle Gesetze, Behörden, Richter und Polizisten zusammengenommen. Sie deckt öffentliche Schäden auf, sie beweist die Richtigkeit ihrer Angaben, sie zeigt die Gemeingefährlichkeit, sie flößt der Majorität Haß und Feindschaft gegen solche Zustände ein; und im freien Lande entscheidet die Majorität unter allen Umständen, die wahre Majorität des Volkswillens, nicht die oft künstlich durch Betrug und Zusammenkaufen der Stimmen erbettelte Mehrheit, die nur vorübergehende Erfolge erzielen kann, die bald gerächt werden. Die Presse hat keine Macht, direkt zu strafen, aber ihre Worte sind oft einschneidender und dem Laster gefährlicher, als tausend Gesetzesparagraphen.

Mitglieder der Presse waren es, die zur Saurengurkenzeit, als das politische High Life verstummt war, um zwei Fliegen mit einem Schlage zu treffen, einen guten Zweck zu erfüllen und ihre Spalten mit neuem Lesestoff zu füllen, Erforschungsreisen in die Panel- und Keno-Häuser unternahmen. Jeder wußte in New-York, sie existirten; Viele hatten ihre Süßigkeit und Herbheit persönlich durchgekostet, Niemand sprach gern davon oder nahm sich die Mühe, sie eingehend zu schildern, vor ihnen zu warnen, sie bloszustellen. Es ist nicht

immer ungefährlich, sich den Haß des Gesindels zuzuziehen, das in diesem Gewerbe sein Brod mit Schanden ißt.

Nacht für Nacht, sagt der in New-York wohlbekannte Reporter A. P., schlich ich durch die gefährlichsten Quartiere, ich hatte mir einen Collegen zu Hülfe genommen, und wir stellten die seltsame Thatsache fest, daß die meisten dieser Lokale sich unmittelbar in der Nähe der Hauptquartiere der Polizei befinden. Es sollte demnach für die Polizei leichter sein, sie zu entdecken und zur Bestrafung zu ziehen, als für uns. Außerdem fanden wir, daß kein Distrikt der ganzen Stadt gänzlich frei von ihnen sei, ja, keine Straße.

Wir wandten unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich der Mercer-Straße zu. Dort ist ein angesehener Mann im Besitz vieler solcher Häuser. Bis zum Jahre 1865 beschäftigte er sich mit der Erhebung der Kriegsgelder und Pensionen für solche Leute, die im Heer gedient hatten; als das Geschäft zu Ende ging, wandte er sich diesem Industriezweige zu. Er eröffnete ein Panelhaus im achten Distrikt; doch ward er vertrieben; er wanderte dann in die vierzehnte Ward und machte dort gute Geschäfte. Der dort stationirte Polizeikapitän nahm ihn endlich, als er zu frech ward, sammt allen seinen Helfershelfern, seinen Mädchen und Louis in Haft und der Richter verordnete der ganzen sauberen Gesellschaft einen Luftwechsel auf der Blackwell's Insel. Als der Nährer dieser Früchtchen seine Zeit abgesessen hatte, traf er wieder in New-York ein und begann sein Geschäft von Neuem. Jetzt hat er fünf solcher Häuser, er betreibt es en gros und soll wenigstens 150,000 Dollars besitzen. Wer reich ist, der ist anständig; Reichthum adelt. Darum figurirte dieser abgefeimte Schuft vor zwei Jahren als Candidat für einen Hülfs-Stadtverordneten-Posten (assistant alderman), er ward erwählt, er gehörte zur Tammany-Partei; der Polizeikapitän seines Distrikts gehörte derselben politischen Organisation an; eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.

Wir hatten uns die Nummer eines diesem ehrenwerthen Stadtverordneten gehörigen Hauses verschafft und beschlossen eines Abends, das Gebäude zu überwachen, zu sehen, wer hineinginge, und zu beachten, wie die Besucher es verließen. Wir waren äußerst vorsichtig, um dem Polizisten nicht aufzufallen, der die Nummer 477 trug; derselbe blieb den ganzen Abend in der Nähe des verrufenen Hauses, nicht etwa, um dasselbe im Interesse des Publikums zu überwachen, sondern um die verbrecherischen Operationen, die in demselben vorgingen, zu schützen; gelegentlich ging er auch hinein, wahrscheinlich, um dort einen gratis gern verabreichten Trunk zu thun. Es dauerte nicht lange, so näherte sich dem Polizisten ein Mann und frug ihn um Rath; mein College hüpfte hinter einen nahe stehenden Wagen und hörte ihre Unter-

haltung mit an. Der hülfesuchende Fremdling war von einer dem Geschlecht der Venus vulgivaga angehörenden Person in das Haus gelockt und seiner sämmtlichen Baarschaft beraubt worden. Was that der Mann des Gesetzes? — Er rieth dem Fremden an, während des nächsten Tages sich auf dem Broadway aufzustellen, dort das Mädchen, die sich unfehlbar auf der Straße zeigen würde, vom nächsten Polizisten verhaften zu lassen und eine Klage anhängig zu machen. Dies schien der Mann nicht zu wünschen, er ging unwillig seiner Wege. Der Polizist war entschieden instruirt worden, bei vorkommenden Fällen solchen Rath zu ertheilen, der weniger als nichts werth war; denn diese Panelhauslockvögel gehen nie auf dem Broadway spazieren und werden stets, wenn ein guter Raub gelungen ist, auf mehrere Tage in eine andere Stadtgegend gesandt. Aus einem anderen Grunde noch ist der größte Theil des Publikums, das in ein solches Haus geräth, macht- und wehrlos und außer Stande, den Raub zur Anzeige zu bringen: den meisten verbietet es ihre gesellschaftliche Stellung, vor Gericht als Kläger in einem solchen Falle aufzutreten.

Bald darauf betraten zwei anständig aussehende Herren das Haus in Gesellschaft von zwei Frauenzimmern. Als sie herauskamen, folgten wir ihnen unbemerkt. Sie standen an der nächsten Straßenecke still, augenscheinlich in großer Erregung — sie waren total ausgeplündert worden und wußten nicht, was sie thun sollten. Nach fünf Minuten ereignete sich dasselbe mit einem Manne, der zornig ausrief: „Ihr habt mir alles bis auf den letzten Heller, den ich in der Welt besaß, genommen und sollt verdammt sein!“ — Mithelfer des Raubes kamen aus dem Hause und besprachen sich mit dem Polizisten; dieser Verkehr mit den Räubern und den Organen der öffentlichen Sicherheit dauerte die ganze Nacht; wahrscheinlich wurden die Gewissensskrupel der letzteren bei besonders flagranten Fällen sofort durch grünes Papier (Geld) beschwichtigt.

Unterdessen hatte der Polizist unsere Bewegungen, unser fortwährendes Belauern des Hauses bemerkt, er näherte sich uns und ranzte uns an, was wir hier zu thun hätten. Wir erwiderten, das wäre nicht seine Sache. Daraufhin bemerkte er, wir sähen wie Einbrecher aus, und als wir dies leugneten, insultirte er uns auf's Gröblichste, erklärte uns für verhaftet und brachte uns auf die nächste Polizeistation. Glücklicherweise konnten wir unsere Identität beweisen und wurden entlassen, da positiv gar nichts gegen uns vorlag; hätten wir keine Papiere bei uns gehabt, so wären wir dazu verurtheilt worden, die ganze Nacht mit Dieben und anderem Gesindel eingesperrt auf der Wache zu sitzen — und das Alles nur, weil wir der Polizei in's Handwerk pfuschen, oder vielmehr, weil wir das Einverständniß der Polizei mit den Dieben und Panelhausinhabern be-

weisen und den Schleier von der skandalösen Corruption der New-Yorker Polizei lüften wollten.

Mit den Resultaten dieser Nacht war ich noch nicht zufrieden; es gelang mir, mich in das Vertrauen eines Panelhausmiethers einzuschleichen. Ich hatte erfahren, der Mann wollte seine Pacht abstehen und ein anderes Haus beziehen; ich that, als sei ich einer vom Geschäft, der seine Bude übernehmen wollte. Es lag mir daran, den modus operandi genau kennen zu lernen, und mein Plan gelang vortrefflich. Da das betreffende Haus als Muster der üblichen Panelhäuser gelten kann, bin ich im Stande, den Begriff Panelhaus deutlich zu erklären.

Der Panelhausbesitzer oder sein Vertreter sitzt wie eine Spinne, die auf ihr Opfer lauert, im Hinterzimmer; eine geheime Treppe führt von da in's oberen Stock, eine andere in den Keller, dessen Thüren sich auf die Straße hin öffnen. Das Vorderzimmer ist von dem Hintergemach durch Flügelthüren getrennt, im Vorderraum brennt ein behagliches Feuer im Kamin, ein ungemein großes Bett steht darin, ein Sopha nahe der Flügelthür, ein Tisch und zwei Stühle. In dieses Zimmer lockt das Mädchen seine Beute; die anstoßende Flügelthür ist verriegelt, der Fremde sieht deutlich das Eisen des Riegels, und doch ist es nur Schein und Betrug; der Riegel hat nach hinten hin kein Holz der Thür mehr vor sich, in Wahrheit ist die Thür also offen; sollte der Fremde aber die Thür anfassen, um sich von ihrem Verschluß zu überzeugen, so findet er sie verschlossen, der Dieb im Hinterzimmer hält eine Krampe bereit, die er entfernt, sobald er das Zimmer betreten will. Wenn der Mann und das Frauenzimmer in's Zimmer getreten sind, legt das letztere Hut und Shawl auf den Tisch und den Stuhl, der Mann wird seine Sachen also auf den Sopha oder den daneben stehenden zweiten Stuhl legen; und sobald er sich den Liebkosungen seiner Schönen (?) hingiebt, öffnet sich die Flügelthür geräuschlos, eine Hand erscheint — das Bett ist so gestellt, daß man die Thür von dort aus nicht beobachten kann — ergreift die Kleidungsstücke und entleert sie, im Geldbeutel läßt der Dieb gewöhnlich nur die kleinen und geringen Münzsorten zurück. Diese ganze Manipulation erfordert nur eine halbe Minute Zeit und der Besucher ist vollständig „pennyless“ gemacht worden! — Es giebt auch Variationen in diesem Raubsystem; einige Panelhauswirthe halten sich einen riesengroßen, starken und möglichst brutal aussehenden Irländer; das Mädchen läßt sich ihren bedungenen Lohn auszahlen; sobald sie das Geld hat, giebt sie durch einen verborgenen Knopf in der Wand ein geheimes Zeichen. Eine Minute darauf klopft eine Hand leise an und eine Stimme ruft in lautem Flüsterton: „Jenny, schnell! Joe ist hier!“ — Joe ist der vermeintliche Liebhaber, der, wie das Mädchen aussagt, höchst eifer-

süchtig und gewaltthätig ist — „wenn er Sie hier trifft, sagt sie zu ihrem Begleiter, so sind Sie verloren." In höchster Eile zieht sich das Schlachtopfer an und verschwindet, sollte aber diese Einschüchterung nicht helfen, so giebt Jenny ein zweites Zeichen, Joe erscheint wirklich, schlägt mit der Faust donnernd an die Thür, und der unglückliche, genarrte Liebende ist froh, wenn er sein kostbares Leben um einige Dollars von dem brutalen Irländer loskaufen kann, der ihn im Weigerungsfalle kaltblütig niederschlägt und auf die Gasse wirft. Er muß noch froh sein, wenn ihn die Polizei nicht noch außerdem, trotzdem er der Gerupfte, Geprellte und Geschädigte ist, verhaftet. —

Ich hatte den Panelhausmiether in Begleitung eines Geheimpolizisten besucht, wir wurden auf 900 Dollars Abstandsgeld einig. Später las der genasführte Mann den ihn betreffenden Artikel in der Zeitung; unter schrecklichen Flüchen erzählte er dem Detective, hätte er diesen Zweck meines Besuches ahnen können, daß er mit seinem Geschäft als abschreckendes Beispiel in der Zeitung figuriren sollte, er hätte mich umgebracht und mit einigen Centnern Schmutz und Kohlenabfall bedeckt in den Fluß befördert — und es ist kein Zweifel, daß manche Menschen auf diese Weise in New-York ermordet und bei Seite geschafft worden sind — der Leichnam wird mit einer dichten Lage Unrath und Asche bedeckt und zur Nachtzeit an dem gesetzlich bestimmten „dumping ground", der Abladestelle zur Auffüllung des Sumpfbodens am Fluß, ausgeladen, und von einer fußtiefen Schicht Excremente bedeckt, kommt er nie wieder zum Vorschein, ja, er kann sogar auch später nie wieder aufgefunden werden, da eine Nachforschung in den Bergen von Straßenschmutz und Latrinenabfall hart an die Unmöglichkeit streift. Vor Jahren fand man dort bei einem plötzlichen Steigen des Hudson ein von der Fluth losgewaschenes Menschengerippe.

Noch viel verderblicher und demoralisirender als das Panelhaus ist der Einfluß des Kenospiels auf die Bevölkerung. Dem Faro- und Pokerspiel geben sich mehr die privilegirten Klassen hin, dem Keno die große Masse des Mittelstandes, der Handwerker, jungen Kaufmannsgehülfen und ärmeren Gewerbetreibenden, der Besitzlosen und Beschäftigungsbedürftigen. Für das einzelne Individuum ist die Beraubung durch das Keno gering, aber sie trifft gewöhnlich hart und schädigt tief; denn an fünfzig Prozent der Kenospieler sind halberwachsene Männer, wahre Jungens, die durch den verderblichen Einfluß dieses Spieles leicht zu Taugenichtsen erzogen werden. In dem geschäftsbelebtesten Theil New-Yorks, in der Nähe der Theater und anderer Vergnügungslokale stehen die Kenotempel, offen und Jedermann zugänglich, oft nur durch eine Klappthür vom Schenktisch getrennt. Wenn du in ein größeres Lokal dieser Art trittst,

siehst du eine glänzend erleuchtete Halle vor dir, in der sich unzählige kleine runde Tische befinden, auf denen Keno-Karten und -Knöpfe liegen. Um jeden Tisch stehen fünf bis sechs Stühle, und um acht Uhr Abends kann es kommen, daß du jeden fast ohne Ausnahme besetzt findest. Gegen zwei- bis dreihundert Menschen sind da versammelt. Die Leiter des Ganzen, die Spielmeister, stehen auf einer erhöhten Platform. Einer von ihnen verkauft Billets, Elfenbeinplättchen von der Größe eines Silberdollars, die einen schwarzen Halbmond in der Mitte zeigen. Der andere hält Wache bei der Urne; die Keno-Urne ist gewöhnlich sauber gearbeitet und fein ausgelegt, den Deckel kann man abschrauben und die Keno-Elfenbeinbälle, auf denen Nummern stehen, hineinwerfen; durch eine Drehvorrichtung können die Bälle durcheinander geschüttelt werden; dicht am Boden ist eine Oeffnung, durch die sie einzeln hinausgleiten, wenn man an eine Feder drückt. Hinter dem Mann, der die Kugeln in der Urne in Bewegung setzt, findet sich an der Wand ein großes Brett mit zahllosen Löchern; unter jedem Loch ist eine Nummer. Wenn du spielen willst, mußt du dir vor allen Dingen eine oder mehrere von den Karten aussuchen, die auf jedem Tisch liegen. Keno ist ein reines Glücksspiel, doch ereignen sich beim Aussuchen der Karten sonderbare Scenen, denn viele Leute sind in Bezug auf Nummern von einem besonderen Aberglauben besessen, ähnlich wie in Europa bei der Lotterie. Der Eine wählt die Nummer, die er geträumt hat, ein Anderer diejenige, auf der er schon einmal gewonnen hat, aus Dankbarkeit; ein Dritter eine solche, die das Datum seiner Geburt zeigt. Dabei werden alle Glücksfälle, die sich in der letzten Woche ereignet haben, aufgezählt; ein enthusiasmirter Stotterer naht und berichtet: „Ha—a—ben Sie von B—B—Bill S—S—Simpkins G—Glück gestern Abend gehört? Er gewann die zweite Prämie, 250 Dollars!" — und so geht es weiter. Eine solche Kenokarte sieht ungefähr folgendermaßen aus:

	12	26	30		51		79	
8			36	19	44	62		83
	18	22			58	68	76	

Die große Nummer 19 giebt die Nummer der Karte an, jede kostet 25 Cents; bevor das Spiel beginnt, gehen Knaben umher und sammeln das Geld dafür oder die Elfenbeinplättchen, von denen jedes 25 Cents bedeutet, ein. Der Knabe ruft die große Nummer deiner Karte aus, und der Mann an der Urne steckt auf die Nummer im großen Brett einen kleinen Pflock in das entsprechende Loch. Sobald alle gewählten Nummern auf diese Weise bezeichnet, und alle Karten bezahlt sind, steckt ein Neger die Kenobälle in die Urne. Diese

Kenobälle enthalten Nummern, die mit den kleinen Zahlen auf den Karten korrespondiren. Die Pflöcke am Brett werden gezählt, und da jeder 25 Cents repräsentirt, sieht Jeder, wie viel Geld im ganzen Satz steht. Der Mann an der Urne ruft den Inhalt aus: „Vierzehn Dollars im Satz!“ oder: „Dreißig Dollars zu holen!“ — Die Bälle in der Urne werden dann in Bewegung gesetzt, man hört sie aneinander stoßen, schütteln und rasseln; dann hört man, wie auf die Feder unten gedrückt wird; ein Ball erscheint; die Nummern auf dem Ball werden laut verlesen; jeder Glückliche, der eine solche Nummer auf seiner Karte findet, setzt einen der massenhaft auf dem Tisch liegenden schwarzen Knöpfe darauf; wer zuerst eine horizontale Reihe auf der Karte voll hat, ist der Sieger und erhält den Einsatz nach Abzug von zehn Prozent für den Saloninhaber.

Dabei giebt es noch allerhand andere Anreizungen; wer zuerst fünf Nummern in einer Reihe besetzt, bevor der zehnte Ball die Urne verlassen hat, erhält neben dem Einsatz eine Prämie von 500 Dollars; wer dasselbe bis zum funfzehnten Ball zuerst vollbringt, erhält 250 Dollars als Extra-Belohnung; noch andere Prämien von 200 bis 25 Dollars sind vorhanden, doch kommen sie im Ganzen selten zur Vertheilung. Der Spieler, der zuerst fünf Zahlen einer Reihe bedeckt hat, ruft laut: „Keno!“ — „Welche Nummer?“ sagt ernst und feierlich der Mann des Schicksals an der Urne. Die Nummer wird genannt, und der Mann sieht an dem mit Pflöcken besetzten Brett nach, ob die Nummer stimmt. Ist dies der Fall, so muß der Gewinner seine fünf kleinen Nummern nennen, die mit ebensolchen auf den schon ausgegebenen Bällen korrespondiren müssen. — „Alles in Ordnung!“ verkündet der Spielmeister, „Nummer 19 erhält den Satz.“ — Und weiter geht es. Das ist das Kenospiel, dem allabendlich Tausende obliegen. —

Politiker und Taschendiebe, Bankcommis und Einbrecher, weißhaarige Männer und unternehmende Fabrikjungens betheiligen sich mit gleichem Eifer an dem Spiel. Das Ganze wird für einen ehrlichen Handel gehalten, denn die Einsätze und Prämien werden jedesmal richtig vertheilt, oder es sieht wenigstens so aus, als ob es geschieht. Ich zerbrach mir lange den Kopf darüber, auf welche Weise der Entrepreneur dabei betrügt, denn daß ein Betrug verübt ward, stand moralisch bei mir fest; die Kenospiel-Besitzer werden alle in kurzer Zeit wohlhabend. Abend für Abend folgte ich dem Spiel und betheiligte mich unterweilen daran, um den modus operandi beim Betrug kennen zu lernen. Alles ging regelmäßig und ordentlich von Statten; ich konnte absolut nichts entdecken. —

Endlich war mir der Zufall günstig. Dicht neben meinem Tische saß ein Herr mit einer Pelzmütze, grauem Rock und hellen Beinkleidern, er hatte keinen Backenbart, nur einen dünnen, hellen Schnurr-

bart. In verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen rief er zweimal Keno und erhielt sein Geld ausbezahlt. Ich betrachtete ihn darum, ehe er aufstand, genauer; er trug einen auffallenden Ring mit maurerischen Emblemen darauf und dazu passende Hemdenknöpfchen. Er verließ das Lokal mit seinem Gewinnst. Nach einer kleinen halben Stunde erschien ein anderer Herr mit schwarzem Rock und dunkelgrauen Beinkleidern, einem Seidenhut und schwarzem Backenbart, auch er rief bald darauf: „Keno!" Jetzt faßte ich den Mann scharf in's Auge; die Sache schien mir verdächtig. Ich ging an seinem Tisch vorbei und sah ihn genau an — er trug denselben auffallenden Ring, der unverkennbar war, und dieselben Knöpfchen — es war kein Zweifel — es war derselbe Gewinner von vorhin, nur mit anderem Bart und anderer Verkleidung. Das Geheimniß war jetzt entdeckt; der Inhaber des Etablissements hält sich Leute, die für ihn arbeiten, sie rufen oft Keno! und erhalten die Einsätze ohne lange, oder nur scheinbare, Prüfung; es sind bezahlte Agenten.

Der Mann sah bald, daß ich ihn beobachtete, er nahm darum an einem anderen Tische Platz und rief bald wieder Keno. Diesmal hatte ich mir die Nummern seines Keno heimlich auf die Manschette geschrieben. Er verließ die Halle; ich nahm seine Karte, die noch auf dem Tische lag, und verglich sie mit den aufgeschriebenen Nummern; keine einzige stimmte! Der Betrug ist großartig einfach und darum vielleicht unentdeckt. Der Besitzer der Kenohalle, der sich ein halbes Dutzend solcher bezahlten Agenten hält, steckt dabei jeden Abend hunderte von Dollars in die Tasche; und sämmtliche Spieler sind schändlich geprellt. Hier und da läßt man ihnen wohl einen Einsatz, auch eine Prämie vielleicht — um sie zu ermuthigen und um andere anzufeuern; aber die große Masse der Einsätze wird auf diesem einfachen Wege, durch die Kanäle der Agenten, dem Kenohalter zugewandt. —

Die große Popularität, der sich das Keno bei allen Klassen der Bevölkerung zu erfreuen hatte, ist nach der Veröffentlichung dieser Entdeckung in den gelesensten Zeitungen merklich in Abnahme gekommen Ganz aufgehört hat das Keno immer noch nicht; es giebt viele Menschen, von denen es scheint, daß sie betrogen werden wollen. Ihnen ist freilich nicht zu helfen. — Aehnlich wie das Keno sind noch manche andere Lotteriespiele, die heimlich — und doch offen genug — in allen größeren amerikanischen Städten, ohne Ausnahme, ihr Unwesen treiben. —

XIX.

Ein Blick auf Philadelphia und die Weltausstellung.

Der Ruhm des Rheinstromes, dieses Palladiums der Deutschen, ist von tausend Poeten und Poetlein gefeiert und schier ausgesungen worden, von den Tagen an, da Siegfried von Xanten am Rhein nach Worms zur Brautschau fuhr, bis auf die Zeit der Wacht am Rhein, die sich gleich wacker wie Siegfried in Noth und Kampf bewährt hat. Es ist nicht nur die Schönheit der Natur, der Reiz der rebenumkränzten, sonnigen Hügel, die dem Rhein seinen Glanz verleihen, die hohen Felsen an seinem Strand, die Berge im Hintergrund, die gewaltigen Dome, die sich in seinen Fluthen spiegeln, die reichen Städte, an denen er vorbeizieht — es ist ganz besonders der Duft der Sage, der Hauch der Romantik, der ihn auf den Burgtrümmern eines versunkenen Rittergeschlechtes aus der Feudalzeit umweht, die Geschichte — sie hat dem Rhein seinen vollsten Zauber verliehen.

Der amerikanische Rhein darf in mancher Beziehung der Hudson genannt werden. Ihm fehlt Eines noch, was überhaupt dem amerikanischen Lande empfindlich mangelt — die Geschichte. Das mag Manchem etwas Geringes erscheinen, es ist ja auch keine unmittelbar auffallende Lücke; das tägliche Leben und das Alltagsdasein ziehen unbekümmert darum weiter; Essen und Trinken schmecken dem Bewohner ebenso gut auch ohne Geschichte — und auch das nicht einmal, es ist ein heimlicher, überall versteckter Mangel. Ein gutes Theil dessen, was die Amerikaner ihre Geschichte nennen, spielt am Hudson. New-Amsterdam, das spätere New-York, drüben auf den Bergen des Nachbarstaates New-Jersey der Ort „Bergen", eine der ersten holländischen Handelsstationen; das Fort Washington, um dessen Besitz im Revolutionskriege hart gestritten wurde; das Fort Putnam, dessen Name an einen alten Helden erinnert; der Garten, in dem Kosciusko einst in Westpoint wohnte; das Hauptquartier Washingtons, das man heute noch mit manchen Reliquien aus seiner Zeit zeigt; Irvington, das seinen Namen von dem großen Humoristen und Geschichtsschreiber hat; Newburgh, einst Neuburg, die Pfälzerkolonie, von der uns Kapp in seiner Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika so drastisch erzählt — Alles das liegt am Hudson, und die Natur hat ihr Füllhorn von Glanz und Duft verschwenderisch über diesen Strom ausgeschüttet, reizende Gartenanlagen und pittoreske Landhäuser in allen möglichen und unmöglichen Stylen erheben sich von Jahr zu Jahr in größerer Anzahl an seinen Ufern; weit hinauf gleiten die Seeschiffe mit der Fluth, die fast bis Albany geht, ja es erschreckt sogar unterweilen den Badenden ein Haifisch, eine unterneh-

mende Hyäne des Meeres, die gern den Schiffen folgt; hohe, steile Felsufer, die mit ihren gigantischen Säulen den Namen der Pallisaden wohl verdienen, ziehen sich am rechten Ufer entlang, und in der Nähe der Stadt Nyack erfreuen sogar Weinberge das Auge, auf die freilich der Claudius'sche Vers mutatis mutandis passen möchte:

„Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein,
Allein man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein!" —

So jung die amerikanische Geschichte sein mag, so eifrig wird sie gepflegt. Der Nationalstolz verlangt das; es giebt überall historische Gesellschaften in den größeren Städten, in deren Sitzungen man sich gegenseitig bekomplimentirt, wie ungeheuer gelehrt und gebildet man sei, und einige „papers" vorliest, Abhandlungen über etwas Geschichtliches, das die Verfasser gewöhnlich mit saurem Schweiß bei der Nachtlampe kompilirt haben. Die amerikanische Geschichte ist kurz. O du glückliche Schuljugend! du wirst in Amerika nicht mit endlosen Daten aus einer mehrtausendjährigen Weltgeschichte gequält, wie es in Europa geschieht. Was der Geschichte an Länge und Zahl der Ereignisse abgeht, sucht man in den Schulen durch minutiöses Detail zu ersetzen; der Schuljunge, der ein Musterknabe sein will, weiß sicher, wie viel Knöpfe Washington am Rocke hatte, als er über den eistreibenden Delaware setzte, oder worüber er in der Nacht vor der Schlacht am Brandywine nachdachte. Die Amerikaner haben entschieden Sinn für Geschichte; große Männer sind nur der Ausdruck dessen, was in einem Volke liegt; woher hätte denn sonst Amerika seine großen Geschichtsschreiber, von denen man nur Irving, Prescott, Bancroft und Motley anzuführen braucht? Der Sinn für Geschichte hat sie auch bewogen, die Feier des großen „Centennial", des ersten am 4. Juli 1876 verflossenen Jahrhunderts amerikanischer Freiheit nicht in New-York, der jetzt größten Stadt Amerika's, zu feiern, sondern an dem Orte, wo die Freiheitserklärung statt fand, dem Sitz des ersten Kongresses der revolutionirenden Staaten, Philadelphia.

New-York ist die Welthandel-Metropolis, Philadelphia ist die Stadt der Industrie, es ist Amerika's zweite Stadt, aber der Industrie nach und in räumlicher Ausdehnung die erste. Es sind noch nicht so gar viele Jahrzehnte vorübergezogen, da Philadelphia einst New-York auch an Einwohnerzahl überragte. Der Eriekanal verschaffte New-York das Uebergewicht, mehr noch als das Hafenbassin, das von vornherein die Hudsonmündung zum Stapelplatz des Welthandels zu bestimmen schien. Ein einziger Kanal! mögen Manche verwundert ausrufen; und doch ist es so. Ein Blick auf die Karte und auf die

topographischen Verhältnisse der Hinterländer beider Städte erklärt die Ursache. Der Staat Pennsylvanien und der Delawarefluß, an dem Philadelphia liegt, sind von den großen Wasserbassins der fünf amerikanischen Seen durch Hügel und Bergketten abgeschlossen, während das Land vom Hudson bei Albany aus nach dem Eriesee keine bemerkenswerthen Terrainschwierigkeiten darbietet, ja durchgehends eine flache Tiefebene darstellt. Durch den Kanal, der von Albany nach Rochester und Buffalo führt und den Hudson mit den großen Seen verbindet, ist eine direkte Wasserstraße bis in das Herz des amerikanischen Kontinents hinein eröffnet: alle Produkte aus dem nördlichen Pennsylvanien, aus den getreide- und obstreichen Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan und selbst Wiskonsin konnten seit der Erbauung dieses Wasserweges auf dem billigsten Wege nach New-York gelangen; daher schwoll die Stadt auf der Manhattan-Insel in wenigen Jahrzehnten riesenhaft an, während sich Philadelphia langsamer, allerdings immer noch schnell genug, zu einer Großindustriestadt entwickelte.

Mehr denn zwei Jahrhunderte sind vergangen, es war im Jahre der Gnade 1672, als ein großes Stück wilden Waldlandes am Delaware-Fluß, das die Engländer beanspruchten, den Holländern zufiel. Ein solcher Wechsel war in jenen Tagen oft beliebt und nichts Neues; die Machthaber in Europa konnten um so eher und so leichter hunderte von Quadratmeilen amerikanischer Wüstenei verschenken und verschachern, als ihnen das Land eigentlich gar nicht gehörte; weder Waffen, noch menschlicher Fleiß hatten es damals schon erobert. Wenige Monate darauf drehte sich das Glücksrad noch einmal herum, und die dünn gesäeten Ansiedler am Delaware erfuhren, sie wären wieder englisch geworden. Praktisch änderte das wenig; es war das letzte Mal, daß der Platz, auf dem Philadelphia heute steht, seinen Eigenthümer wechselte, bevor sich die Länder am atlantischen Meer stark genug fühlten, sich selbst anzugehören. Sechs Jahre darauf segelte das englische Schiff „Schild" von Hull nach der Delaware-Mündung, um Burlington zu erreichen; und als es an einem Ort vorüberfuhr, den die Indianer „Kuequenaku" nannten, streifte es so dicht an den Uferhängen vorüber, daß die Segelstangen und das Bugspriet die überhängenden Zweige der Bäume berührten. Daraufhin, berichtet der Chronikschreiber, fühlten sich die Passagiere bewogen, auszurufen: „Welch herrlicher Platz wäre hier, eine Stadt anzulegen!" — Ihr Wort war prophetisch: an demselben Orte entstand Philadelphia. Man denke sich einen modernen Methusalem, der damals mit anderen Reisegenossen nach Burlington gesegelt wäre und seitdem in fernen Ländern gewohnt hätte, der jetzt zur Weltausstellung hinüberkäme und wieder an einem schönen Morgen den Delaware hinaufsegelte! Würde er nicht seine Brille gehörig putzen müssen, um das

hohe, trockene Ufer zu entdecken mit den dichten Wäldern dahinter, an die das Schiff vor zwei Jahrhunderten streifte! Wenn er in der deutschen Literatur bewandert wäre, könnte er an das Rückertsche Gedicht von Chidher, dem ewig jungen, denken; wo früher der Hirt die Schalmei blies, und der Wald in jungfräulicher Pracht prangte, erstrecken sich jetzt unabsehbare Häusermassen, hohe Schornsteine erheben sich statt der ragenden Ulmen- und Ahornbäume, und statt des schweigend hinrauschenden silberhellen Flusses würde sein Auge eine trübe Fluth entdecken, durch die pfeifende Dampfungethüme und segelschimmernde Böte zu Dutzenden ziehen.

In den Tagen, da es noch Methusalems auf Erden gab, welche die heroische Geduld besaßen, an die neunhundert Jahre die süße Gewohnheit des Daseins durchzukosten, veränderte sich die Welt langsam; damals konnte man getrost ein Jahrhundertchen in entlegene Länder ziehen, um nach seiner Zurückkunft Alles ziemlich genau ebenso zu finden, wie man es verlassen hatte; aber heutzutage, und besonders in Amerika, verändern oft wenige Jahre die Physiognomie einer Stadt; man lebt schnell; man glaubt zu schieben und man wird geschoben; und das Schlußresultat ist am Ende dasselbe. Die Stadt der Bruderliebe weiß nicht mehr, warum sie ihren Namen trägt. Doch halt! unterweilen sieht man auf ihren Gassen wohl noch einen alten Sonderling mit dreieckigem Hute und Schnallenschuhen umherwanken, der als Reliquie vergessener Tage fremd in das moderne Leben hineinstarrt und die staunende Straßenjugend an ein altes Bild erinnern mag, das im Schulzimmer hängt. Vieles verändert sich durch neuen äußern Anstrich, Vieles bleibt genau dasselbe. Ein alter Schriftsteller aus dem vorigen Jahrhundert erzählt von den alten Tagen Philadelphia's: „Die Frauenzimmer kleiden sich hier gut und sind wohlgeformt, sie sind sparsam und sauber. Die Männer spielen gern; das Lesen guter Bücher wird allgemein vernachlässigt, und von Künsten hat man kaum vage Begriffe. Unsere Schulen stehen sehr niedrig, den Unterrichtenden thäte selber Unterricht Noth; und durch lange Vernachlässigung von Kunst und Wissenschaft ist die Sprache unseres gewöhnlichen Lebens äußerst verdorben; die Beweise öffentlichen Ungeschmacks sieht man überall. Wenig gute Aerzte giebt es unter uns; Quacksalber sind so zahlreich, wie einst die Heuschrecken in Egypten; es ist eine Schande, daß wir zugestehen müssen, unsere Gesetze reichen nicht aus, um das Leben unserer Mitbürger gegen ihre Mordversuche zu schützen." — In welchem Jahre ward dies geschrieben, von welcher Zeit spricht der Verfasser? — Vom Beginn des 18ten Jahrhunderts — es könnte aber auch auf das Philadelphia von 1876 genau passen; denn Philadelphia ist heute noch wegen seiner schöngeformten Frauen berühmt; das Spiel

wird kaum minder eifrig dort als in New-York betrieben; von der Kunst gilt Hamerlings Wort:

„Aber der Charis Kränze vergilben im Kohlendunst,
Die Muse schweigt, und einsam in leerem Tempel
steht die Kunst."

Die Schulen passen auch zu dem Bilde aus alter Zeit, wenigstens versicherte mir einst ein „Right Honorable", Schatzmeister der Philadelphischen Stadtregierung, in den Philadelphia-Hochschulen würden meist Hallunken und Diebe erzogen; an Beweisen öffentlichen Unge'chmacks ist die Stadt heute noch nicht arm; wie es mit vielen Aerzten aussieht, die von der berühmten Philadelphia-Universität ihr Diplom bezogen haben, ist schon anderswo von uns geschildert worden. Die Aerzte Philadelphia's genießen eines wenig beneidenswerthen Weltrufes; daneben ist die Stadt der Hauptsitz der Patent-Medizin-Manufaktur, und wer schützt heute das Leben unserer Mitbürger gegen ihre Mordversuche? — genau so, wie im Jahre des Heils 1700! Was hat sich denn eigentlich verändert? die Menschenmenge und die Häusermassen; beide sind riesig angewachsen. Voilà tout.

Wer nach Philadelphia reist, um dort Kunstschätze zu suchen, herrliche, reiche Gebäude und Tempel des Geschmacks, der wird sich schmerzlich enttäuscht finden. Bewundernswerth ist allein der Strom des Menschenlebens, der in der Stadt pulsirt, die Arbeit, die dort verrichtet wird. Philadelphia ist eine Arbeits- und Arbeiterstadt in allen Zweigen. Auch darin liegt Poesie; man muß sie nur zu finden wissen. Doch durchwandern wir die Stadt. — Wie in New-York der Broadway die Hauptpulsader des Verkehrs vorstellt, so in Philadelphia die Chestnut- (Kastanien) Straße. Eigenthümlich ist es, daß beide Straßen in beiden Städten eine Thaler- und eine Pfennig-Seite haben, die eine menschenüberhäuft, die andere auffallend leer. Gewaltige Schauläden entfalten die Waaren aus allen Ländern vor dir, ein merkwürdiges Gewühl von Menschen und Wagen treibt sich dort den ganzen Tag entlang. Wer die Chestnut-Straße gesehen hat, der kennt das Leben der Stadt. Aber es ist eine durchaus verschiedene Klasse der Bevölkerung, die sich zu den verschiedenen Stunden des Tages dort umhertreibt. In den frühen Morgenstunden schon bedeckt sich die Straße mit einem endlosen Menschenstrom, der sich unablässig ostwärts drängt. Dies sind die Handarbeiter, die Knochen und Muskeln des gesellschaftlichen Leibes der Stadt und des Staates, die Unterlagen künftiger Größe. Wie überall, wo sich die Civilisation hin erstreckt, so marschiren auch hier, früh Morgens, die Pioniere voran — die Leute, die graben und hämmern, mit fleißigen, schwielenreichen Händen — sie sind der Vortrab der Arbeitsarmee. Eine Stunde später treten die in der sozialen Rangordnung etwas höher stehenden Arbeiter auf, die etwas feinere Arbeit verrichten, die

Handlungslehrlinge, die Ladenmädchen und Verkäufer; dann folgen die schon mehr mit dem Hirn arbeitenden Ladengehülfen und Assistenten in Banken und Geschäftslokalen jeder Art, die Buchhalter und Zahlmeister, die Schreiber und Makler, und endlich, wenn die Sonne höher gestiegen ist, und der Morgen sich seinem Ende nähert, erscheinen die Börsenfürsten und Geschäftsherren, die Menschen, deren Werth ein geübtes Auge sofort zu taxiren vermag, die Geldaristokraten, die modernen Adelsritter, deren heiteres oder umschattetes Gesicht eifrig beobachtet wird, denn von ihm hängt oft der Cours der Börse ab, deren Willensäußerungen sich nicht selten durch alle Continente hin fühlbar machen: sie kommen zuletzt, und mit ihrem Kommen beginnt die Hauptarbeit des Tages.

In den späteren Mittagsstunden verliert die Straße und ihr Besuch den scharfausgeprägten Charakter, es ist nicht mehr ein gewaltiger Strom auf ihr sichtbar, der einem bestimmten Ziele zufließt, ab und auf wogt ein vermischtes Gesindel von Gaffern, fremden Besuchern und zwecklos einherschlendernden anonymen Gestalten. Viele Damen erscheinen, weniger um einzukaufen, als um einen Spaziergang zu machen und sich zu bewegen, um etwas Neues zu erspähen und Muster zu suchen; sie sind alle in Morgentoilette. Die Ladengehülfen wissen wohl, daß sie am Morgen selten große Einkäufe machen, sie durchstöbern gewöhnlich nur die Läden, lassen sich Proben zeigen und verschwinden bald. Gegen vier Uhr Nachmittags erscheinen sie wieder, diesmal in großer Toilette, auch äußerlich zum Einkauf vorbereitet. Dann knistert und raschelt es in der Chestnut-Straße von Seide und Atlas, dann funkelt es in grellen Farben; je vornehmer, gebildeter und älter eine Familie ist, desto einfacher gehen ihre Vertreterinnen in einfarbigen Stoffen von solider Pracht; die Shoddy-Aristokratie, der weibliche Theil der Emporkömmlinge und Parvenüs von gestern strahlt dann in veilchenblauer Seide, in kirschrothem Sammet und meergrünem Atlas und fegt mit langer Schleppe das Trottoir; denn wer lang hat, läßt lang hängen. Dann macht sich der „Löwe" auf und mustert mit goldenem Pince-nez, die rothe Nelke oder Rosenknospe (die symbolisch andeuten soll, daß seine Knospenzeit lange vorbei ist) im Knopfloch, die üppigen Schönheiten; heiße, versengende Blicke flattern umher. — Die Straße gehört um diese Stunde dem besseren Geschlecht und seinen professionellen Verehrern, allen Dandys, Seladons, Cicisbeos, Veilchenfressern und Schmachtlappen aus den Geldrath-Vierteln.

Flanirt man am Nachmittag die Chestnut-Straße ihrer ganzen Ausdehnung nach hinauf und hinab, so hat man einen Auszug, eine gedrängte Uebersicht des philadelphischen Lebens vor sich. Die Straße beginnt am Delaware-Fluß und geht zuerst durch das Reich des Handels, an Häusern vorbei, die altersgrau sind; dort riecht es

scharf und durchdringend nach Apfelsinen, Gewürz und Taback, nach Kaffee und Bananen und allen möglichen culinarischen Genüssen eines Hafenortes. Gruppen von Seeleuten stehen an hohen Fässern umher und mustern die Schätze, die sie gebracht haben. Wir klimmen den Hügel empor, der Strom ist nicht mehr sichtbar, der Pfad ist eng, hoch umlagert von Baumwollenballen, von Kisten und Kasten jeder Form: zahlreiche Telegraphenstationen werden sichtbar, Bankgebäude erscheinen, und eilfertig winden sich Neuigkeitsbringer durch das Gewühl einher, mit Briefen und Nachrichten von einem Geschäftslokal zum andern. Dort sieht man wenig Glanz und keine seidenen Gewänder, Niemand hätte Zeit, darauf zu achten, gellend schreien die Zeitungsjungen ihre Waare aus, und zerlumpte „Araber der Straße" treiben sich bettend und stehlend umher. Dort ist die Heimath der Apfelverkäuferin, die unter einem improvisirten Sonnendach mit ihrem verwitterten Gesicht aus einem Tonnensitz hervorlugt und die Früchte mit einem Tuch bearbeitet, um ihnen durch Reiben verführerischen Glanz zu verleihen. Braune Kuchen, warm und kalt, locken den Vorübergehenden, Süßigkeiten aller Art, mit schreiend ungesunden Farben bemalt, werden feilgeboten, und an der Ecke steht der Nußverkäufer, welcher der interessanten und geistreichen Beschäftigung obliegt, in der Kasserolle, die er langsam und würdevoll umdreht, Erbs- und Butternüsse zu rösten, deren brenzlicher Geruch schon weithin zu spüren ist. Kein Volk der Erde konsumirt sicherlich so viele Nüsse, als das amerikanische; der Straßenjunge wie der gemeine Arbeiter und der fein frisirte Bankcommis füllen sich oft zu gleicher Zeit ihre Taschen mit den öligen Früchten, von denen eine erstaunliche Auswahl vorhanden ist, deren Classifizirung nur dem Schulknaben geläufig ist.

Oberhalb der vierten Straße beginnt die Gegend der öffentlichen Gebäude. Dort steht das Zollhaus, ein Tempel mit dorischen Säulen, aber in bescheidenen Verhältnissen, die Post, das Gerichts- und Rathhaus und die Unabhängigkeits-Halle. Auf der andern Seite der Straße erheben sich mehrere Banthäuser, das „Amerikanische Hotel" und das Handelsamtsgebäude. Noch etwas weiter hinauf folgt die Gegend der Presse; drei Viertel aller Zeitungen Philadelphia's hausen in der Nachbarschaft der siebenten Straße, und alle Blätter, deutsche wie englische, so feindlich sie sich im politischen und sozialen Leben gegenüberstehen mögen, stimmen in der Wahl ihrer Lage wunderbar überein. Auf die Region der Zeitungen folgt die Modegegend, wo Schillers Wort wahr wird, daß alles (äußerlich) Herrliche der Welt dort zu sehen ist, und der Erde Gott, das Geld, herrscht. Der Arme kann getrost vorübergehen, für ihn blühen jene Blumen hinter den Spiegelscheiben nicht. Dort beginnen die großen Karavanserein, deren unterste Geschosse in Läden verwandelt sind, das Continental- und

Girard-Hotel und manche kleinere. Das erstere ähnelt in seinen beiden Straßenfronten dem verunglückten Berliner Kaiserhof, der hoffentlich bald wieder wie ein Phönix aus der Asche erstehen wird. Im Großen und Ganzen übertreffen die amerikanischen Hotels die deutschen bei weitem an Bequemlichkeit.

Doch wir eilen an den Herrlichkeiten vorüber, weiter, die endlose Straße entlang; das Vereinigte-Staaten-Münzgebäude ist durch einen von sechs korinthischen Säulen getragenen Vorbau schon von weitem kenntlich; hinter demselben wird die Gegend stiller, menschenleerer und vornehmer, stattliche Häuser säumen beide Straßenseiten fortwährend ein, bis der Schuylkill-Fluß erreicht ist, und die Straße sich unter hübschen Sommerwohnungen und friedlichen Landsitzen verliert.

Das Leben in der Chestnut-Straße pulsirt den ganzen Tag; gegen sechs Uhr Abends drängt sich derselbe Strom, der am Morgen ostwärts fluhtete, wieder nach Westen zurück; aus hunderten von Fabriken tönt hell und schrill die Dampfpfeife, die dem Arbeiter das Ende seiner Mühen anzeigt. Eine Stunde darauf herrscht tiefe Stille; es ist die Zeit des Abendbrotes, in der jeder seine Häuslichkeit aufsucht. Gegen acht Uhr beginnt die Reise nach dem Vergnügen, man eilt in's Concert oder Theater, auf den Ball oder in irgend eine Vorlesung oder eine (meeting) Vereinsversammlung. Nach einigen Stunden schließen sich die Tempel des Vergnügens, und es wird wieder still; zur Zeit der Mitternacht, wenn in Paris oder Wien das Leben des Genusses auf seinem Höhepunkte steht, ist es in Philadelphia, wie in allen größeren Städten der Union, schweigend und öde, man kann oft die verspäteten Nachtwanderer zählen, die über die dunkle Straße eilen. Ein Rest bürgerlicher Solidität und einfachen Lebens ist aus alten Zeiten her geblieben und fällt besonders dem Fremden auf.

Diesen Charakter ruhiger Stille tragen besonders die Querstraßen, die meistentheils weniger Geschäfts- als Wohnhäuser enthalten. Durch hübsche Gebäude zeichnet sich Broad-Street, die breite Straße, aus, wenn auch monumentale und besonders geschmackvolle Bauten fehlen. Der Plan der „Breiten Straße" mit seiner Fortsetzung in einen gepflasterten Boulevard ist auf funfzehn Meilen berechnet, sie läuft schnurgerade, endlos und monoton dahin. Was an feineren Gebäuden in der Stadt vorhanden ist, zeigt sich in dieser aristokratischen Straße; die Gartenbau-Halle repräsentirt ein einfaches und gerade darum tüchtiges Gebäude, sein Nachbar ist die Akademie der Musik, das größte Opernhaus in den Vereinigten Staaten; ein großer Freimaurertempel und manche öffentlichen Gebäude, die theils schon fertig, theils erst im Entstehen begriffen sind, schließen sich ihnen an. Auch an Kirchen ist kein Mangel; aber Philadelphia hat keine einzige Monumental-

kirche; die großen Dome Europa's, die im Winter eiskalt sind und in denen die Stimme des Predigers wie die vox clamantis in deserto fast ungehört verhallt, wären für den praktischen Amerikaner zu unpraktisch, er zieht beschränkte, warme kleine Räume vor, die mit Teppichen belegt sind und den Komfort des Wohnzimmers kaum vermissen lassen.

Die Quäkerstraße „par excellence" ist die „Arch"-Straße. Da ist Alles ruhig, nüchtern, farblos und einsam, zur Erbaulichkeit und Beschaulichkeit wohl geeignet, die Häuser haben einen Zug gähnender Langeweile an sich, der unbeschreiblich ist und einschläfernd wirkt. Sie sehen wie ihre Bewohner aus, einförmig, graugekleidet, höchst respektabel und ordentlich und tödtlich ruhig. Die Straße enthält Franklin's Grab; die Nachbarhäuser scheinen so lange und eifrig darüber gewacht zu haben, daß sie des Stundenschlages der Zeit, die ein neues Jahrhundert lange begonnen hat, darüber vergessen zu haben scheinen. In einem großen Theile der Straße steht noch Alles so da, wie zu den Zeiten des berühmten Buchdruckers. Franklin war gewiß ein besonnener, nüchterner, nicht allzu hastig vorwärts drängender und spekulirender Mann, doch scheint es vor ihm noch größere Vorsichtsmenschen und Staatshämorrhoidariusse gegeben zu haben; als er gerade seine Druckerei mit Mühe und Noth fertig gestellt hatte, trat ein ältlicher Fremdling in die Werkstatt und frug nach dem Eigenthümer. Franklin stellte sich ihm als solchen vor; da begann der Fremde mit einer Grabesstimme den jungen Mann vor leichtfertigen Unternehmungen zu warnen, Philadelphia sei ein verkommener und täglich mehr verkommender Ort, die meisten Geschäfte ständen am Rande des Verderbens, und allgemeiner Bankerott würde in Bälde einbrechen — Franklin hörte entsetzt den Unkenruf der Nachteule vor ihm; aber bald faßte er sich; wie um den üblen Eindruck der Rede des philiströsen Spießbürgers zu verwischen, trat gleich darauf ein Landmann ein, der eine Arbeit für acht Schillinge bestellte. „Dies war unsere erste Einnahme, schreibt Franklin, und ist mir mein Lebtag angenehmer gewesen, als manches Goldstück, das ich später verdiente." —

Als Gegensatz zu dieser Straße, die eine Reliquie aus alten Tagen darstellt, mag die Markt-Straße gelten, die keine Promenaden enthält, auf der man keine geputzten Dämchen sieht; die Uebergänge der Straße werden kaum gefegt und sind zu jeder Jahreszeit unendlich schmutzig, man sieht eine zwei Meilen lange ununterbrochene Anhäufung von Kisten und Packeten, von Karren, Wagen und Frachtfahrzeugen, die mit allen möglichen Produkten beladen sind, mit Seide, Dampfmaschinen und Fischen in bunter Abwechselung. Ebenso ist die Delaware-Straße, die am Ufer des Flusses mit nur einer Häuserreihe entlang führt, in ihrer Art eigenthümlich. Man

findet in ihr nur solche Läden, die Produkte enthalten, welche vom Meer hergekommen sind, und die Bugspriete der großen Schiffe ragen vom Quai aus nicht selten mitten in die Straße hinein. Die eine Seite der Straße bilden Häuser, die andere Meereshäuser, vulgo Schiffe genannt. Auch hier entfaltet sich den ganzen Tag ein Panorama, das noch buntscheckiger ist, als das Leben der Chestnut-Straße. Ungeheure Quantitäten von Austern kommen hier an, ihre Schalen liegen zu ganzen Bergen an den Ecken, und das Pflaster ist von ihren zertretenen und zermalmten Resten weiß gefärbt. Wenn die Monate kein „r" haben, und die Auster verpönt ist, treten Früchte an ihre Stelle, besonders Pfirsiche, die centnerweise an den Landungsplätzen lagern. Hunderte von Böten und Barken sind mit ihrer Verschiffung oder Ausladung beschäftigt.

An den Schiffsquais und an manchen Straßenecken giebt es in Philadelphia absonderliche Volksküchen, deren Speisezettel nicht nur aus Früchten und trockenen, lederartigen Kuchen bestehen. Der Neger dort hat gekochte Krebse vorräthig, ein Italiener mit einem pfiffigen Räubergesicht und der unvermeidlichen, verschossenen Sammetjacke hält heiße Schnitzel feil. Er hat eine Schüssel voll Teig bei sich, einen Kohlenofen en miniature und eine Bratpfanne, die er unterweilen mit einer antiken Speckschwarte abwischt, um den Schein zu wahren; in wenig Augenblicken ist die gerade nicht gar zu verlockend duftende Speise fertig, die von hungrigen Karrenkutschern und Werftarbeitern eifrig verzehrt wird. Es giebt auch ambulante Restaurationen mit einer Auswahl von Gerichten; jedes auf der Speisekarte befindliche Essen kostet fünf oder zehn Cents, selbst der berühmte amerikanische Topfkuchen fehlt nicht. Das Getränk besteht in Kaffee oder Thee, die in großen Kupferkesseln bereit stehen. Zeitungsjungen, Schiffer und Neger sind die besten Kunden dieser itineranten Speiseanstalten.

Ein großer Vorzug Philadelphia's vor New-York besteht in den billigen und hübschen Arbeiterwohnungen. Während in New-York das Proletariat größtentheils in den verabscheuungswürdigen „Tenement"-Häusern wohnt, Kasernengebäuden, in denen ähnlich wie in Berlin Dutzende von Familien in einem einzigen luft- und lichtlosen Stall untergebracht werden, ist der Arbeiter in Philadelphia im Stande, für einen billigen Preis sein eigenes Häuslein zu bewohnen, oder es mit einem oder zwei Kollegen zu theilen. Tausende und abertausende dieser Wohnungen liegen an den Grenzen der Stadt, die man in drei Abtheilungen, ihrem Haupttypus entsprechend, klassifiziren könnte: die erste besteht aus Läden, öffentlichen Gebäuden, Handelsniederlagen, Comptoirs und vornehmeren Wohnungen — die zweite aus Fabriken und industriellen Etablissements, die dritte aus Arbeiterwohnungen. Pferde-Eisenbahnen verbinden

alle drei mit einander, und so großartig ist das die Stadt durchkreuzende Netz derselben angelegt, daß es jedem Arbeiter möglich ist, ohne lange Fußwanderung, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, für denselben Preis irgend einen Theil der Stadt zu erreichen. Philadelphia mag eine monotone Großstadt sein, es mag wenig Bemerkenswerthes und Sehenswürdiges enthalten, aber es hat auch eine Lichtseite, wenn man sie nur finden will, wie so Manches im Leben — es bietet dem Arbeiter einen menschenwürdigen Aufenthalt, es gewährt ihm die Möglichkeit, ebenso gut wie der reiche Handelsherr sein eigenes Heim, mag es auch noch so klein sein, zu besitzen. Für den Philantropen ist Philadelphia eine schönere Stadt, als die Hauptstadt des deutschen Reiches, in der weder Arbeiter noch Mittelstand eigene Häuser besitzen. Die Zeit der fünfstöckigen Häuser neigt sich ihrem Ende zu; einstöckige sind bei weitem vorzuziehen, dadurch werden die Entfernungen größer, aber an Fortbewegungsmitteln fehlt es ja in unserer Zeit nicht.

Die Arbeiterwohnungen Philadelphia's haben natürlich verschiedene Preise. Ich wohnte bei einem keineswegs reichen Freunde, der siebenhundert Dollars Miethe für sein Haus zahlte; das Haus war gerade nicht sehr groß; aber er brauchte es mit Keinem zu theilen, es enthielt drei Stockwerke und in jedem drei Zimmer. Es giebt aber auch schon Häuser zu drei- bis vierhundert, ja zu 250 und 200 Dollars jährlich; und falls der Arbeiter sein Haus mit einer einzigen anderen Familie theilen will, kann er für hundert Dollars, und noch billiger, wohnen. Die Kosten einer solchen Wohnung korrespondiren mit seinem Verdienst. Daher wächst Philadelphia in staunenerregender Weise; im Jahre 1871 wurden neu gebaut: 7 Gießereien, 64 Fabriken, 127 Läden, 732 nicht klassifizirte Gebäude und 5365 Wohnhäuser — Summa 6295 neue Baulichkeiten in einem Jahre! Trotz der schlechten Zeiten sind auch in diesem Jahre wieder über 5000 neue Häuser vollendet worden. Daher kommt es, daß Philadelphia in Bezug auf den Flächeninhalt fast mit London konkurriren kann. Die Einwohnerzahl stellt sich für das laufende Jahr auf über 800,000.

Das rapide Wachsthum der Stadt habe ich nie interessanter beobachtet, als vor Jahren an einem milden Herbsttage. In der „Diamanten"-Straße, die damals zum größten Theil erst auf dem Papier stand oder projektirt wurde, befand sich ein Damm, der durch tiefliegende Wiesen zog, oder vielmehr die Straße bestand aus dieser Aufschüttung. Auf der einen, etwas höher liegenden Seite befand sich eine Ziegelei, die den Grund und Boden in Steine verwandelte; einige Dutzend Karren waren rastlos thätig, den Grund aufzufüllen; und sobald er einigermaßen geebnet war, schleppte man die Ziegel von der anderen Seite zum Bau herbei. So wächst die Stadt aus

ihrem eigenen Grund und Boden und aus dem Material, das daraus verfertigt worden ist, lustig empor, wie ein Pilz aus dem feuchten Boden bei Nacht schießt!

Eine Wanderung durch die Arbeiterviertel Philadelphia's zeigt uns weder sehenswerthe Gärten, noch sehenswerthe Häuser, noch irgend etwas Sehenswerthes aus dem Bereiche der Kunst: das einzig Sehenswerthe dort ist die Fülle der Menschheit, und wenn es wahr ist, daß der Mensch das größte Feld zum Studium für Maler und Dichter bietet, so sollten die Künstler billig dorthin ziehen, ebenso die Romanschriftsteller, „die das Volk da suchen sollen, wo es am größten ist, bei der Arbeit." An Genrebildern des täglichen Lebens würde es ihnen nicht fehlen, besonders, wenn die Schulen aus sind, und der Vater heimgekehrt ist. Eine wahrhaft erschreckende Ansammlung von Repräsentanten einer neuen Generation ist dort vorhanden, dort erschallt die rechte Zukunftsmusik, wie im Bienenstock summt und schwärmt es auf den regelmäßigen und nicht allzu reinlichen Gassen. Man sagt, daß in New-York auf je hundert Einwohner eine Bierkneipe kommt, aber in den Arbeitervierteln Philadelphia's auf je fünfzig ein Bier- oder Schnapslokal. Glücklicherweise beginnen die ersteren von Jahr zu Jahr mehr vorzuwiegen; das Bier verdrängt den Fusel. Die Kneipe besteht meistentheils nur aus einer einzigen Bierstube: größere Lokale sind höchst selten. Der Wirth trinkt mit den Gästen; bei Tage arbeitet er oft in der Fabrik und die Frau versieht die Schenke; oft wird kaum ein Fäßchen Bier für Gäste im Lokal per Tag verzapft, aber destomehr wird kannenweise von den Nachbarinnen geholt. Was Philadelphia ißt, hat man ermittelt; im Jahre 1871 wurden 125,000 Ochsen, 11,000 Kühe, 200,000 Schweine, 790,000 Schafe und 420,000 Fässer Mehl verzehrt; was die Stadt trinkt, ist unberechenbar.

Der Kirchenbesuch ist in Philapelphia Sonntags kaum so stark, als in der Nachbarstadt New-York; das Bedürfniß nach Luft und Licht, nach Ruhe und Erholung treibt den Arbeiter aus der Stadt, in die zahlreichen öffentlichen und Privat-Gärten, welche letzteren den Bierstuben ähnlich in ungezählter Menge die Vorstädte der Stadt erfüllen; zehn Bäume, zwanzig Tische und Bänke, womöglich etwas Blechmusik — und die Sommerwirthschaft ist komplett. Aus der Wahl des Sonntagsvergnügens läßt sich sehr oft ein Schluß auf die Nationalität ziehen: der Irländer lungert auf den öffentlichen Plätzen umher, der Amerikaner eilt in die Kirche und sitzt nachher in behaglicher Langeweile still zu Hause, der Deutsche geht in irgend einen Biergarten oder in den Park. Der Fairmount-Park ist groß genug, er enthält eilf Meilen an öffentlichen Spaziergängen und Schattenwegen, doch mit dem New-Yorker Centralpark kann er sich nicht im Entferntesten messen; Gartenschönheit an Blumen und Sträuchern

besitzt er hinreichend, aber der landschaftliche Reiz und die entzückenden Fernsichten des New-Yorker Gartens fehlen. Ein amerikanischer Schriftsteller, der das Sonntagsleben der Stadt skizzirt, wundert sich, daß am heiligen Sabbath die ganze Umgegend von Teutonen schwärmt; an 30,000 Deutsche, sagt er, mochten sich im Park und seinen Umgebungen lustwandelnd umhertreiben. Er seufzt laut und leise über die Entweihung des Ruhetages; sonderbarer Schwärmer! Der biedere Teutone ist nun einmal so.

Am Eingang des Parkes erhebt sich das Monument des vielgeliebten Märtyrer-Präsidenten Lincoln; auf einem hohen, von vier amerikanischen Wappenraubthieren umgebenen Unterbau sitzt das Sühnopfer des großen Krieges. An anderen und älteren geschichtlichen Erinnerungen ist die Stadt verhältnißmäßig reich. Jeder Einwohner von Philadelphia ist stolz auf die Unabhängigkeitshalle, die Geburtsstätte der Freiheit, wie man sie gern nennt, und auf die „Zimmermannshalle", wo der erste Congreß seine Sitzungen abhielt. Die würdige Gesellschaft, der die letztere gehört, hat den halbverfallenen Ort wieder restaurirt, an den Wänden sieht man zahlreiche Erinnerungen an jene große Zeit. Der Zeitraum von hundert Jahren ist lang genug gewesen, den Freiheits-Agitatoren jener Tage einen netten kleinen Heiligenschein zu verleihen; die Namen Adams, Hancock, Jefferson und Patrick Henry kennt, wie billig, jeder Schulknabe, wenn auch die Menge achtungslos an dem unscheinbaren Gebäude vorübertrabt, wo sie ihre Freiheitsapostrophen hielten. Franklins Grab in der Arch-Straße wird mit religiöser Scheu verehrt; und das Denkmal des Vertrages, den Penn einst mit den Indianern abschloß, prangt in Kensington und erinnert unser Jahrhundert laut an die einfache Größe und den Menschenwerth eines Mannes, von dem die Geschichte weit weniger erzählt, als von manchem miserablen Lumpen, der Millionen ruinirte. Die alte Schwedenkirche in Southwark ist das älteste kirchliche Gebäude der Stadt: in Deutschland wie in Amerika sieht man die Spuren der kurzen skandinavischen Größe. Im nahen Staate Delaware und an der Mündung des gleichnamigen Flusses, ganz nahe dem heutigen Philadelphia, fingen die Schweden zu Gustav Adolphs Zeiten einst an, Kolonien zu gründen; die Antilleninsel Bartelemy ist als Reliquie zum Andenken an ihre große Zeit Besitzthum der Schweden verblieben. Jetzt strömen wieder alljährlich Tausende von Nordlandssöhnen nach Amerika, aber die meisten siedeln sich im fernen Westen, in Wisconsin und Minnesota an. Die Kirche ward im Jahre 1700 neu erbaut; auf ihrem Friedhof liegt der berühmte Ornithologe Alexander Wilson begraben. Bemerkenswerth ist noch die Girard-Schule, die an ein großes Vermächtniß, an tüchtigen Bürgersinn für's Große und Allgemeine gemahnt. Der reiche Handelsherr Stephan Girard hinterließ zwei Millionen Dollars zur Erbauung

und Dotirung eines Institutes für arme weiße Waisenknaben. Der Zweck war edel genug, — Amerika ist mit Recht auf seine Girards, Peabodys, Vassars und Astors stolz, geht hin, ihr Krösusse Deutschlands, und thut desgleichen — leider scheint in der Verwaltung, wie einst im Staate Dänemark, etwas faul zu sein. Gegen sechshundert Waisenknaben werden dort erzogen.

Philadelphia war die erste Stadt der Union, welche das kombinirte Polizei- und Feuer-Telegraphen-Alarm-System einführte. Die freiwillige Feuerwehr, die mehr stahl und verdarb, als nutzte, ist längst beseitigt worden und hat bezahlten Feuerwehrmännern Platz gemacht. Wenn man die Straßen Philadelphia's entlang wandelt, erblickt man zahlreiche kleine eiserne Kästen, die mit Buchstaben hieroglyphenartig bedeckt sind; sie sind an großen, soliden Telegraphenstangen befestigt; ein Draht führt in sie hinein. Dies sind die Signalkästen, jedes Feuerwehr- und Maschinen-Depot, jede Bahnhofsstation ist mit derselben Einrichtung versehen. Jedes Mitglied der Polizeimacht hat einen Schlüssel zu diesem Kasten und ist instruirt, wie es sich bei der Entdeckung eines Feuers zu verhalten hat. Um ein Beispiel anzuführen: Der patrouillirende Polizist entdeckt ein Feuer in dem Hause der „Vine-" Straße No. 1750. Sofort geht er an den nächsten Alarmkasten, öffnet ihn und findet in demselben einen messingenen Hebel, den er niederdrückt; daraufhin thut sich im Kasten ein kleiner Holzverschlag auf, in dem ein Schlagwerk mit fünf Zähnen durch den Hebel bewegt wird. Die fünf Zähne stehen in zwei Gruppen zu zweien und zu dreien, ein Rad ist daran angebracht, welches auf eine Feder drückt. Vermittelst der verschiedenen Combinationen dieser Zähne vermag der Polizist die genaue Haus- und Straßennummer in einem Nu auf die Hauptstation zu senden. Dort sitzen Tag und Nacht Telegraphisten, welche den Ort der Feuersbrunst sofort an alle Feuerwehr-Depots melden. Die sechs dem Feuer zunächst stationirten Dampfmaschinen, die stets geheizt und mit angeschirrten Pferden Tag und Nacht bereit stehen, brechen sofort zur Hülfe auf. Eine besonders dazu instruirte Abtheilung von Feuer-Polizisten sperrt durch Seile das Publikum ab, sie ist mit Wachsleinwand ausreichend versehen, um gerettete Gegenstände sofort wasserdicht einzuschlagen. Alle diese Arbeiten geschehen mit bewunderungswürdiger Präzision, Energie und Eile. Allerdings erschweren die zahlreichen alten Holzbuden, die in keiner amerikanischen Stadt fehlen, die Arbeit der Feuerwehr ungemein; bei Holzhäusern ist gewöhnlich nichts zu retten, sie sind dem Flammentode verfallen; allein alle größeren Städte haben jetzt den Bau von Holzhäusern innerhalb des städtischen Weichbildes verboten; und so dürfte sich der Brand von Chicago in späteren Jahren kaum wiederholen.

Warum Philadelphia eine Industrie-Stadt geworden ist, läßt

sich leicht erklären. Das pennsylvanische Hinterland ist eins der angebautesten und am frühesten bevölkerten von allen Staaten der Union; es produzirt hauptsächlich drei Artikel: Eisen, Kohlen und Erdöl. Philadelphia verarbeitet diese Rohstoffe; Eisenbahnen, Kanäle, Flüsse und gute Straßen ermöglichen ein billiges Herantransportiren derselben. Sein pennsylvanischer Conkurrent, obwohl bedeutend kleiner, weil hafenlos im Binnenlande gelegen, ist Pittsburg. Von Philadelphia aus erreicht man in wenigen Stunden per Eisenbahn oder Dampfer New-York und alle Hafenplätze an der atlantischen Küste. Daher ist die Wahl Philadelphia's zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Republik geschichtlich wie praktisch gerechtfertigt und darum hat man dieselbe Stadt zur Weltausstellung gewählt, dieweil eine Weltausstellung dazu berufen ist, die Industrie aller Länder und ganz besonders des Landes, in dem sie abgehalten wird, zu veranschaulichen.

Das Terrain, auf dem diese Weltausstellung vor sich gehen wird, ist ausnehmend gut gewählt und dürfte allen, selbst den größten Ansprüchen genügen. Zwar sagt man vielfach, es haben in den letzten Jahrzehnten so viele Weltausstellungen stattgefunden, daß sie sich überlebt haben, der Reiz ihrer Neuheit ist schon lange verblaßt, und wonach drängt sich die große Masse der Menschheit sonst, als nach Neuem und noch nie Dagewesenem? Dem möchte man aber gegenüberstellen, daß eine amerikanische Weltausstellung viel an sonderbaren, noch nie erlebten Phasen menschlicher Narrheit und Vernunft in süßer Vermischung bieten dürfte, ganz besonders da mit ihr die hundertjährige Feier des Bestehens der Republik verbunden ist.

Aehnlich wie auf dem großen Musikfest, das vor einigen Jahren zu Boston stattfand, nur noch weit monströser, wird man sicherlich die Vereinigung dieser beiden Feste in Philadelphia feiern; auf hundert wirklichen Ambossen wird man im Takt die Nationallieder abhämmern, Riesengeschütze und Dampforgeln werden den Hymnus intoniren, und 50,000 roth-weiß-blau gekleidete Schulkinder ihre Stimmlein im „Hail Columbia!" oder Yankee Doodle erschallen lassen. Daß die Ausstellung nicht von Staatswegen geleitet wird, ist ein Glück; denn was in Amerika aus dem Staatssäckel, der sehr tief ist, bezahlt wird, kommt oft post festum zu Stande, man scheut sich vor seiner eigenen Corruption, weil man sie kennt; ein privates Unternehmen hat mehr Chancen des Gelingens für sich. An schnellem Bauen leistet man Großes in Amerika, wo nichts unmöglich ist, die versprochenen Gebäude werden sicher, und nicht zu klein, zur versprochenen Zeit fertig werden. Das Ausland aber, das bisher noch keine rechte Ahnung von dem jungen Riesen gehabt hat, der im fernen Lande des Westens in gigantischen Proportionen herangewachsen ist, — denn in Paris und Wien war

Amerika im Vergleich zu dem, was es leisten kann, miserabel repräsentirt — das Ausland wird erstaunt die Produktionen Amerika's ansehen, die, wenn nicht durch Geschmack und Schönheit, so doch durch Masse und Größe imponiren werden. Die Schachte Nevada's werden ihre kolossalen Silberstufen vorlegen, Michigan sein Kupfer, Californien sein Gold und Queckſilber, Missouri sein Blei und Zinn, Pennsylvanien seine Kohlen und sein Eisen; die Früchte vom Ufer des stillen Meeres, die Riesenbirnen und mehrpfündigen Limonen werden dem Europäer von einer ungeahnten Fülle der Natur erzählen, Indianer und Büffel, Truthähne, Baumwolle und Klapperschlangen wird man den staunenden Gästen zeigen, die sie noch nie so gesehen haben, und aus tausend Fabriken wird man Wunder der mechanischen Geschicklichkeit Amerika's ausstellen.

Und wessen Nerven durch den Jubel und Trubel der Feste hart mitgenommen werden, der möge nicht nach Norristown pilgern oder den Delaware hinaufdampfen, er möge mir in die Idylle am oberen Wissahickon folgen, wo der Bach seine Silberwellen durch die anmuthige Thalschlucht gleiten läßt, und demjenigen, der Glück hat, ein Mocking-Bird vom Ahornast die deutsche Sentimentalität wegspottet, wie es dem Autor ergangen ist. Vor Alters lag dort eine Mühle; nun ist sie verfallen und von anderen Bauten verdrängt worden. Es war so recht eine Mühle im Thale, die sich bei Mondschein und Räderklappern gar pittoresk und echt teutonisch urgemüthlich ausnahm. Ein alter Philadelphier erzählte mir eine Geschichte davon, die mit einer kleinen Dissonanz endet. Einst wohnte dort ein Deutscher, ein baumstarker, schinkengenährter Westphälinger, der von der rothen Erde seine sieben Fuß persönlicher Länge mitgebracht hatte. Der Aermste heirathete eine Irländerin, die den biederen Dutchman natürlich nasführte. Montags pflegte der kleine Mann nach alter, schlechter Sitte seinen blauen Tag zu feiern und „auf die Spree" zu gehen; aber eines Montags fand er seine Zechgenossen nicht und kehrte unerwartet früh heim. Es war im Frühling, und der sonst so unschuldige und harmlose Wissahickon revoltirte, „am Hochgebirge schmolz der Schnee, der Sturz von tausend Wassern scholl", und das Bächlein war zum schäumenden Gießbach geworden. „Der Müller hatt' auch einen —" Freund, und merkwürdiger Weise einen solchen, dem es gerade so ging, wie dem Verfasser eines Gedichtes, das man in einer von Busch so meisterhaft illustrirten Sammlung von Humoresken lesen kann: er wußte, der Müller war ein guter, ehrenwerther, respektabler, herziger Mann, sein bester Freund — und doch — und doch hatte er die Müllerin lieber, und er hatte sie sogar so lieb, daß ihn die heimkehrende schlechtere Ehehälfte in einer sehr deutlichen, nicht mißzuverstehenden Situation mit selbiger traf. Der Müller ergrimmte, er machte nicht viel Federlesens, nahm das Männlein und warf es

sammt dem Fenster in den Wissahickon. Die Schlammfluth trieb den Unglücklichen rettungslos weiter, bis an das große Rad — und dann — einige Augenblicke später schwamm jenseit eine formlose Masse, das war der Ehebrecher, der Müller hatte den Arzt seiner Ehre gespielt und eine Radikalkur vorgenommen. Man stellte ihn vor Gericht und bezichtigte ihn des Mordes — aber welche amerikanische Jury hätte es gewagt, ihn zu verurtheilen? Das ist die Geschichte vom Müller am Wissahickon, und in älteren Tagen pflegten die philadelphischen menschenbrüderliebenden Bürger bei vorkommenden Fällen ihren besseren Hälften und deren Galanen wohl warnend zuzurufen: „Denkt an die Mühle am Wissahickon!" Vielleicht ist es jetzt schon vergessen:

„Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit."

Und noch aus einem anderen Grunde scheint Philadelphia die passendste Stadt, um große Festlichkeiten, die wahrscheinlich viele Europamüden anlocken werden, zu veranstalten, ganz besonders für den Deutschen, ja es scheint, als habe zarte Rücksicht für den offen vielgeliebten und heimlich bestgehaßten „German" die Amerikaner zur Wahl der Quäkerstadt bewogen. Der schon früher citirte ältere Schriftsteller William Smith sagt: „Die Sprache unseres gewöhnlichen Lebens ist äußerst verdorben." Wenn es überhaupt noch Wahrheiten giebt, so ist dies eine solche, die heutzutage noch ebenso unumstößlich erscheint, als vor einem Jahrhundert. Der deutsche Besucher, der nach Philadelphia kommt, ausgerüstet mit der landläufigen, gerade nicht sehr umfassenden Kenntniß des Englischen, wie sie auf deutschen Schulen bis zu dem Grade erworben wird, daß der Deutsche sich befähigt erzeigt, im Auslande von Keinem verstanden zu werden — der deutsche Gast, behaupte ich, wird in Philadelphia keine Schwierigkeiten finden, verstanden zu werden und sich verständlich auszudrücken. Es ist ein eigen Ding um das „Pennsylvania Dutch", das Manche gern zu einem Dialekt aufstutzen möchten, und das in Philadelphia gemeinhin gesprochen wird. In Boston würde Niemand den Fremden verstehen, und selbst in New-York wäre es für ihn gefährlich, aber in Philadelphia braucht er nur die ihm fehlenden Vokabeln durch deutsche Schwaben-Ausdrücke zu ersetzen, und Männiglich wird ihn als Eingeborenen ansehen. Die Substantiva und die meisten anderen Redetheile werden in diesem Sprachjargon gewöhnlich unverändert bald deutsch, bald englisch neben einander gestellt, aber die Zeitwörter werden mit englischem Stamm im Partizip der Vergangenheit deutsch flektirt, man sagt also nicht: ich bin ausgezogen, sondern: ich bin gemuvt (to move — ausziehen), nicht: ich bin gereist, sondern: ich habe oder bin getravelled (to travel — reisen), und so weiter.

Da „und so weiter" im Deutschen ein klassischer Schluß ist (siehe Lenau, Albigenser), erlaubt sich der Autor, seine losen Federzeichnungen aus Philadelphia gleichfalls damit zu schließen; es wird im Jahre der Gnade 1876 noch manche Dinte verschrieben werden, Essays voll von Bonmots und Plattitüden, voll Wahrheit und Lüge, über amerikanische und philadelphische Verhältnisse, Ausstellungsberichte — und so weiter.

XX.

Die Indianer sonst und jetzt, ihre Geschichte und Sage.

„Als ich noch ein Knabe war", sagt Göthe irgendwo, hatte ich wie viele meines Alters, die mit mir die Schulbänke des Gymnasiums drückten, eine große Sympathie für die Märtyrer in der Geschichte, für die zertretenen und unterdrückten Völker. In den großen punischen Kriegen standen sicherlich zwei Drittheile der Geschichtsstudenten auf Seiten Carthago's, und daß dem so war, verschuldete unser Geschichtslehrer. „Sehen Sie, sagte der blasse, vertrocknete kleine Mann, die Nachrichten über alle diese Ereignisse, über die oft sarkastisch erwähnte punica fides, sind römischen Ursprungs, carthagische Handschriften haben wir nicht mehr, und so haben wir eine einseitige Geschichte jener Zeit. Es ist aber immer besser, man hört beide Theile, audiatur et altera pars, und zu einer objektiven Beurtheilung ist das unumgänglich nothwendig; es tödtet oft die jugendliche Flamme des Enthusiasmus, aber es giebt uns Wahrheit, und die Geschichte soll Wahrheit lehren" . . . . .

Diese Worte sind nie aus meinem Gedächtniß verschwunden, sie sind mit mir über den Ozean in die westliche Hemisphäre gewandert, sie drängen sich mir unwillkürlich bei einigen zwanglosen Bemerkungen über die Indianer auf, ich schicke sie als Abwehr voraus. Der Reisende, der jetzt nach den nordamerikanischen Indianern forscht, bekommt meistentheils nur solche Individuen zu sehen, die zu Dickens' Worten passen. Dickens ist in seinem Urtheil durchaus nicht unwahr und schrieb über Amerika und die Indianer im frischen Eindruck, den Land und Leute auf ihn machten. Denselben Eindruck, wie auf ihn, werden die Indianer heute noch auf einen Reisenden machen, der sie schildert, ohne sich um ihre Geschichte, um ihre Vergangenheit, um ihren Charakter und ihre Erziehung zu kümmern, der sie abmalt, wie sie vor ihm erscheinen. Freilich läuft er dabei Gefahr, ähnliche Bemerkungen in sein Tagebuch einzutragen, wie jener französische

Tourist, der bei stürmischem Regenwetter in eine Stadt Deutschlands gerieth, wo er im Wirthshaus von einer rothköpfigen, schiefen Magd bedient ward und nun urtheilte: „Das Clima dieser Gegend ist rauh, Regen und Sturm herrschen vor, die Bewohner sind meistentheils rothhaarig und unproportionirt.“ — Doch sehen wir uns Dickens' Worte genauer an, er sagt:

„Um mit einem Schlage auf den Hauptpunkt zu kommen, so erlaube ich mir zu sagen, daß ich nicht im Geringsten an den edlen Wilden glaube. Ich betrachte ihn als einen erstaunlich großen Gemeinschaden und halte ihn für ein Gebilde gewaltigen Aberglaubens. Daß er Rum „Feuerwasser“ und mich ein „Bleichgesicht“ nennt, söhnt mich ganz und gar nicht mit ihm aus. Ich kümmere mich nicht darum, wie er mich benennt. Ich nenne ihn einen Wilden, und ich nenne einen Wilden ein Etwas, von dem es sehr wünschenswerth ist, daß es von dem Boden der Erde wegzivilisirt wird. Einen einfachen „gent“ halte ich für besser, als einen heulenden, pfeifenden, lockenden, stampfenden, springenden, Alles zerfetzenden Wilden. Mir ist es ganz gleichgültig, ob er eine Fischgräte durch sein Gesicht steckt, oder Baumstücke durch seine Ohrlappen, oder Vogelfedern auf seinen Kopf; ob er sein Haupt zwischen zwei Brettern abplattet oder seine Nase über die Breite seines Gesichtes hin ausdehnt oder seine Unterlippe durch große Gewichte herabzieht oder seine Zähne schwärzt oder sie ausreißt oder eine Wange roth und die andere blau malt oder sich tättowirt oder mit Oel besalbt oder seinen Leib mit Fett einreibt oder mit Messern Einschnitte in ihn macht. Welche von diesen angenehmen Eccentrizitäten er verüben mag, er ist ein Wilder, — grausam, falsch, diebisch, mörderisch, der mehr oder minder auf Schmierfett, bunten Kram und thierische Angewöhnungen versessen ist, ein wildes Thier mit der zweifelhaften Gabe des Prahlens, ein verschlossener, langweiliger, blutdürstiger, eintöniger Humbug! — Und doch ist es außerordentlich interessant, zu beobachten, wie es Leute giebt, die von ihm schwatzen, wie sie von den guten alten Zeiten schwatzen, wie sie sein Verschwinden im Laufe der Entwicklung dieser Welt aus diesen oder jenen Ländern bedauern, — wo seine Nichtexistenz ein Segen und eine Befreiung ist, eine nothwendige Vorbereitung für die Aussaat der ersten Samenkörner eines Einflusses, der die Menschheit emporheben kann, — wie sie selbst mit augenscheinlichen Beweisen vor sich entschlossen sind zu glauben oder sich selbst in den Glauben hineinreden lassen, daß er ein Etwas vorstellt, was er, wie ihnen ihre fünf Sinne sagen, nicht ist.“ —

Der gute Dickens offenbart sich in diesen Worten als Vollblutengländer, dem sein Urtheil und seine Weltanschauung über Alles gehen, und wie er, selbst in seinen schönsten und lebenswahrsten Schilderungen, mit Vorliebe gern die sozial-düstere Seite aufsucht und

im Londoner Nebel, im Straßen- und Seelenschmutz meisterhaft zu Hause ist, so hat er vom Indianer sogleich die eine Seite, die dem fremden Reisenden allein zugängliche, nicht sehr anziehende Nordseite des Indianercharakters erfaßt, er zappelt ordentlich vor Vergnügen, schwelgt in kräftigen Epithetons und benutzt die Gelegenheit, auf die „guten, alten Zeiten" einen Seitenhieb zu schlagen. Welche Indianer Dickens wohl gesehen haben mag? Er ist allerdings kühnlich bis an die Prairie vorgedrungen, ich zweifle aber, daß er andere Exemplare vor sich gehabt hat, als die gewöhnlichen Herumlungerer um die weißen Niederlassungen, wie sie bei allen größeren Städten im westlichen Amerika, eine gänzlich verkommene Sorte, sich herumtreiben, wie sie der Fremde heute noch in St. Paul mit Rückenkissen, am Niagara mit Taschen und Nadelsäckchen, die in geschmacklos buntester Farbenzusammenstellung gearbeitet sind, antreffen kann.

Die Indianer unserer Zeit sind ein verkommenes und entwürdigtes Geschlecht, mehr oder weniger entsittlicht, und ohne moralisches Bewußtsein. Ihr Geschick bedarf keiner Prophezeiungen, es wird sich je nach den Mitteln und Wegen der herrschenden Regierungspartei schneller oder weniger rasch erfüllen. Jede Sympathie für die rothen Männer, wie sie jetzt erscheinen, wäre weggeworfen, ein nutzlos verschwendetes Gefühl; aber die Indianer waren nicht immer, was sie jetzt sind; und sie sind von den Weißen erst zu dem gemacht worden, was sie sind. Waffengewalt und Uebermacht haben sie nicht verdorben und ihnen den Stempel der Verworfenheit aufgedrückt, aber das Feuerwasser, die zivilisatorischen Krankheiten der Syphilis, der Masern und Pocken; der Bruch der Verträge und des gegebenen Wortes, die Grausamkeit, Falschheit, Niedertracht, Spekulationssucht und gemeine Behandlung von Seiten ihrer weißen Menschenbrüder. Und darum darf man den Indianern wohl dieselbe Sympathie gönnen, die man in der Geschichte allen zertretenen Nationen schenkt, auch sie haben Theil an der großen Weltelegie, die von Adams Tagen bis auf unsere Zeit durch die Weltgeschichte tönt und stöhnt, an dem Klageliede Jeremiae: „Wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volks war? Sie ist wie eine Wittwe. Die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen." —

Der Name der Indianer stammt von dem Irrthum her, in dem sich Columbus und die ersten Entdecker Amerika's befanden, daß Amerika der östlichste Theil Asiens, das fabelhafte Indien sei, von dem mehr sagenhafte Berichte, als thatsächliche Wahrheiten im Mittelalter nach Europa gelangten. Nach seiner Farbe nannte man den Indianer auch den rothen Mann, oder die Rothhaut. Die Geschichte schweigt über seine Herkunft und Abstammung. Man rechnet die Indianer zu den Racen zweiter Ordnung; während die Mongolen, Kaukasier und Aethiopier die Racen erster Klasse bilden, be-

trachtet man die Indianer, Malayen und Australneger als solche zweiten Grades. Die Indianer lehnen sich mehr an die Mongolen, als an irgend eine andere Race an. Und damit ist auch die Frage ihrer Herkunft, wenn nicht entschieden, so doch in größere Wahrscheinlichkeit gerückt. Asien ist ihr Heimathsland, sie sind über die Behringstraße oder über die Inselreihen der Kurilen und Aleuten, die Japan mit Kamschatka und letzteres mit Amerika, gleich einer Kette Perlen verbinden, eingewandert. Andere Forscher halten sie für Autochthonen, doch gab es unter den Indianern, die zu Cortez' Zeit in Mexiko lebten, noch mancherlei Sagen, die entschieden auf eine Einwanderung aus dem Norden hindeuteten. Wasserströmungen führen von Kamschatka und Japan direkt nach der amerikanischen Küste. Japanesische Böte sind öfters, vom Sturm verschlagen, nach Amerika getrieben worden, die Insassen waren zwar stark angegriffen und halb verhungert, jedoch noch lebend. Am Ende vorigen Jahrhunderts landete ein solches Boot an der Küste Oregons. Auch ist die Behringstraße in harten Wintern gefroren. Es steht fest, daß Thiere die Eisbrücke zwischen den beiden Continenten oft benutzt haben und noch benutzen, ebenso die nördlichen Jägervölker der Tschutschken.

Ob im Alterthum jemals Schiffe der Aegypter, Phönizier oder Karthager das atlantische Meer durchfahren, Amerika entdeckt und theilweise kolonisirt und sich mit den dort vorhandenen Völkern vereinigt haben, ist eine offene Streitfrage, die meistentheils negativ beantwortet wird; man verweist diesen Gedanken in das Gebiet einer auf keine historischen Dokumente gestützten Ansicht der Phantasie. Wir wollen das keineswegs uninteressante Material und den Grund dieser historischen Träumereien kurz betrachten. In Südmexiko, Centralamerika und auf den Hochflächen von Bogotá und Peru befinden sich Spuren einer bedeutenden Civilisation. Es giebt Schriftsteller, welche die Indianer der genannten Gegenden von denen, deren Reste heute noch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika leben, gänzlich getrennt wissen wollen. Gewiß ist, daß die ersteren im Allgemeinen die letzteren an Civilisation heute noch übertreffen und vor Jahrhunderten merkwürdig übertroffen haben. Die Indianer Mexiko's, Centralamerika's und Peru's kannten Kunstgewerbe und Baukunst, die Inkastraßen über die Anden von Cuzko aus sind noch heute erkennbar und wetteifern mit den großen Heerstraßen der Römer. Gewaltige, kolossale Städteruinen erheben sich bei Palenque in dem mexikanischen Staate Chiapas, bei Uxmal in Yukatan, bei Copan in Guatemala, meilenweite Trümmer von Tempeln, Säulen, Götterbildern, die in der schweigenden Wildniß nicht sowohl in Staub zerbröckeln, als von der üppigen tropischen Natur durchwachsen, bis zur Unkenntlichkeit umsäumt und begraben werden. Stephens,

der in den zwanziger Jahren diese Monumente sah und beschrieb, kann die sonderbare Schönheit dieser Trümmer nicht genug loben, er erzählt: „Die Fundamente jener alten Gebäude, die Terrassen und Gipfel der Tempel sind überwachsen, Lianen und wilder Wein kriechen über die Facade, die Ruinen bilden einen Haufen von Grün, das sie umwebt und zerstört. Eine starke, mächtige Natur kämpft um die Oberherrschaft mit den Werken der Kunst, sie erstickt die Städte und begräbt sie. Die Trümmer gewähren einen rührenden Anblick, es ist, als ob sich das Grab über einem alten Freund schließt, uns war, als seien wir gerade noch zu rechter Zeit gekommen, um Abschied zu nehmen. Reiche Skulpturen finden sich überall, wie arabeskenartige Ornamente; die Schönheit der Proportionen, die Einfachheit und keusche Größe der zerfallenden Spuren eines reichen Lebens überraschte uns."

Auch die ersten Spanier, die in jene Gegenden kamen, erzählen von diesen Bauten; Franzisko Hidalgo de Cordova, der im Jahre 1517 Yukatan durchstreifte, spricht von großen Steinbauten, die er gesehen habe, an den Wänden befanden sich Schlangenfiguren, behauene Steinmassen lagen in Unmassen verstreut, er sah Ruinen, deren Wände mit Stuck bekleidet waren und bemerkte Ueberbleibsel von rother, gelber und blauer Farbe. Der spanische Historiograph Sahagun, der mit Cortez in Mexiko war, schildert ähnliche Gebäude. Er erzählt, daß Cortez viel daran gelegen gewesen wäre, die Ostküste Mexiko's gründlich zu erforschen, und als er gegen Montezuma, den Fürsten des Landes, diesen seinen Wunsch äußerte, habe ihm derselbe die genauesten Seekarten und Küstenpläne, in der ganzen Ausdehnung fast des mexikanischen Golfes, vorgelegt. Er berichtet weiter, ihm und seinen Landsleuten sei wiederholentlich von den Azteken versichert worden, sie selber seien vor Zeiten aus dem Nordwesten gekommen und in Mexiko eingewandert, sie hätten aber in dem Lande ein hochzivilisirtes Volk angetroffen, das sie zwar besiegt hätten, das sich aber mit der Zeit eng mit ihnen verbunden hätte. Dieses fremde Volk, sagten sie, hätte schon lange Zeit hier gewohnt, es sei aus dem Osten, über den atlantischen Ozean her, gekommen, wäre zuerst an Florida's Ufern gelandet, und dann wäre es die ganze Küste des mexikanischen Golfs entlang gefahren, bis es sich in Mexiko niedergelassen habe. — Hierzu können wir noch erwähnen, daß man vor Jahren an der Küste von Honduras, tief im Ufersande eingebettet, ein altes Fahrzeug entdeckt haben will, das sowohl der Konstruktion nach, als besonders wegen des starken und eigenartigen Geruches an egyptische und phönizische Schiffe des Alterthums erinnerte, die vielfach aus Cedernholz vom Libanon gebaut wurden; das Holz der Libanon-Ceder hat allerdings einen ganz bestimmten Geruch. Waldeck, Stephens und andere Reisende, die jene Gegenden

zwischen dem karaibischen und stillen Meer besuchten, riefen bei'm ersten Anblick der großen Städtetrümmer unwillkürlich aus, die Ruinen erinnerten ganz an egyptische Alterthümer.

Hiermit mögen wir die Berichte aus dem Alterthum über eine Welt im atlantischen Ozean oder jenseits desselben vergleichen. Es sind vornehmlich vier alte Schriftsteller, die hiervon reden, Aristoteles, Plato, Plutarch und Diodorus Sikulus. Der erste spricht von einem großen Eiland jenseits der Säulen des Herkules; Plato erzählt von der fabelhaften Insel Atlantis, die in einer Unglücksnacht untergegangen sei. Seine Nachricht stammte von Solon, der sie in der altegyptischen Stadt Sais von den Priestern vernommen hatte. Plutarch sagt: „Ein Eiland liegt fern im Ozean, westwärts von Britannien, drei andere liegen in gleichen Zwischenräumen davon entfernt nach dem heißen Sonnenuntergange zu. Ein großes Festland liegt nicht weit, von der ersterwähnten Insel 5000 Stadien entfernt. Auf dem Festlande leben Hellenen um eine große Bai herum, große Ströme ergießen sich dort und häufen vielen Sand an." — In diesen Inseln hat man die großen Antillen erkennen wollen, in der Bai den mexikanischen Golf, in den Strömen das Missisippi-Delta. Plutarch erzählt ferner noch eine romanhafte und romantisch klingende Geschichte von einem Bewohner jenes Continents, der seine alte Vaterstadt Carthago besucht, sie aber zerstört gefunden habe; er sei lange dort geblieben und habe Allen den Dienst der Götter, die im Weltall sichtbar seien, also der Sonne und des Mondes, empfohlen. — Sonne und Mond wurden allerdings in Peru und Mexiko ganz besonders verehrt. — Hierzu kommt noch Diodorus Sikulus, der im 19. und 20. Capitel seines fünften Buches folgendermaßen sich ausläßt:

„Nach Beschreibung der Inseln innerhalb der Säulen des Herkules gehen wir zu denen im Ozean über. Afrika gegenüber liegt eine Insel im Ozean, die ihrer Größe halber der Erwähnung werth erscheint. Sie ist viele Tagereisen von Afrika entfernt, hat fruchtbaren Boden, viele Berge und auch Ebenen, die in ihrer Schönheit unübertroffen sind. Mannigfache Flüsse bewässern sie, und Fruchthaine sind darin mit den verschiedenartigsten Bäumen, durchzogen von lieblichen Bächen. Dort finden sich Landgüter mit kunstreichen Häusern, und in den Gärten sind Landhäuser, in denen die Einwohner die heiße Jahreszeit zubringen. In den Berggegenden der Insel sind dichte und ausgedehnte Wälder mit wunderbar schönen Bäumen; Wild ist in Ueberfluß vorhanden, und die See an den Küsten wimmelt von Fischen. Wahrlich, diese Insel scheint wegen des reichen Ueberflusses an Reiz und Anmuth der Aufenthaltsort seliger Götter und nicht sterblicher Menschen zu sein."

Amerikanische Schriftsteller wollen in diesem Bericht die Perle

der Antillen, Cuba, wiedererkennen und führen noch dazu an, daß die Schilderung des Diodorus merkwürdig mit der Beschreibung des spanischen Geschichtschreibers Sahagun übereinstimme, die derselbe unter dem ersten und frischesten Eindruck von Cuba gegeben habe. Diodorus erzählt ferner die Art der Entdeckung und weist auf die Möglichkeit einer Colonisation hin:

„Im frühsten Alterthum war dieses Land wegen seiner weiten Entfernung unbekannt, später ward es unter folgenden Umständen entdeckt. Die Phönizier legten in Afrika gegen Sonnenuntergang viele Colonien an, und da ihre Unternehmungen guten Fortgang hatten, ernteten sie große Reichthümer. Sie segelten durch die Säulen des Herkules und legten dort eine Stadt an, die sie Gadeira (Cadiz) nannten. Während der Erforschung der westlichen Küsten Afrika's wurden sie von schweren Stürmen westwärts in den Ozean getrieben, und nachdem sie lange von den Wellen umhergeworfen worden waren, landeten sie endlich an dem besagten Eiland, und nachdem sie seine Reize erforscht hatten, segelten sie heimwärts und brachten den Bericht davon nach Hause. Aber als Tyrus eine Colonie dort begründen wollte, verhinderten es die Carthager, die sich eine Zufluchtsstätte für den Fall der Noth bewahren wollten."

Amerikanische Geschichtsschreiber weisen nun darauf hin, daß es sehr leicht möglich gewesen wäre, daß die Carthager sich dort in Cuba und am mexikanischen Golf angesiedelt hätten. Eine Ahnung von einem transatlantischen Lande spricht sich auch in Seneka's Medea aus:

„Späte Jahrhunderte werden erscheinen,
Da die Schleier des Ozeans sich lüften werden,
Ein großes Land der Menschheit zu eröffnen,
Neue Welten wird die See enthüllen,
Und Thule bleibt nicht der Erde Grenzmarke! —"

Die Frage, ob die früheste Cultur Amerika's von der alten Welt her dorthin übertragen sei, ist eine offene und wird vielleicht stets unentschieden bleiben. Im Vorliegenden haben wir einige Andeutungen gegeben, die von den amerikanischen Alterthümlern mit Vorliebe gepflegt, aufgestutzt und phantastisch ausgeschmückt werden. Soviel ist gewiß, daß Mexiko und Peru einst von mächtigen Nationen bewohnt wurden, die Kunst und Wissenschaft wohl kannten und sich von den roheren Stämmen des Nordens bedeutend unterschieden. Der Boden war wohl angebaut, und es blühten zahlreiche Städte, die der Ausdehnung ihrer Trümmer nach Hunderttausende von Einwohnern enthielten. Vielleicht waren die Mexikaner und Peruaner Abkömmlinge der frühesten Bewohner, die aus Asien gekommen waren; vielleicht vermischten sie sich mit den Ueberresten von Colonien, die aus Carthago gekommen waren, oder eroberten und zerstörten dieselben. Ursprünglich bewohnten sie auch die fruchtbaren Thäler der großen

nordamerikanischen Flüsse. Spätere Emigranten aus Asien vertrieben sie aus dem Gebiet der heutigen Vereinigten Staaten, sie zogen südwärts. Die Bewohner des Nordens vernachlässigten den Ackerbau, gaben sich der Jagd hin und erreichten nie die Civilisationsstufe derer, die sie vertrieben hatten, oder deren Nachfolger sie waren.

Die ältesten Bewohner der Vereinigten Staaten haben viele und interessante Zeugnisse ihrer Wirksamkeit hinterlassen, besonders in den sogenannten „mounds“ (künstlichen Erdhügeln) am Ohio und Mississippi. Die Schädel, die dort gefunden werden, gleichen weit mehr denen der mexikanischen Indianer, als denen der nordamerikanischen. Die Stein- und Metallgeräthe, die Töpferwaaren, die Wälle und Befestigungen, die man in sehr vielen Staaten Amerika's vorfindet, verrathen große mechanische Fertigkeit, die bei weitem diejenige der jetzt lebenden und bekannten Indianer übersteigt.

Die meisten metallenen Antiquitäten der Art sind kupfern, oft gut polirt, selten silbern. Armbänder, Medaillen, Pfeilspitzen, und Pfeifenköpfe aus Kupfer hat man tief unter der Oberfläche entdeckt. Bei Marietta im Staate Ohio fand man in einem alten künstlichen Erdhügel einen Silberbecher, der regelmäßig gearbeitet und polirt war und innen Vergoldung zeigte. Spiegel aus Marienglas hat man ebenfalls an verschiedenen Orten ausgegraben. Bei den Salzwerken des Staates Illinois befindet sich ein alter Brunnen von 400 Fuß im Umfang, wo, wie man glaubt, in den ältesten Zeiten Salz bereitet ward; dazu fand man auch Gefäße, die zum Verdunstenlassen des Salzwassers dienten. Unter Bäumen, die viele Jahrhunderte alt waren, grub man wohlgeformte Ziegel und Heerdreste aus. Solcher künstlichen Erdhügel (mounds) hat man in den Vereinigten Staaten mindestens 5000 schon gefunden. Einige scheinen zu religiösen Zwecken errichtet zu sein, andere dienten zu Begräbnißstätten, eine dritte Klasse zu Vertheidigungswerken. Nahe beim Lancaster in Ohio öffnete man einen „mound“, der 15 Fuß hoch war und 150 Fuß im Umfange maß, er enthielt einen Ofen von unbehauenen Steinen, der achtzehn Fuß lang war, auf ihm stand ein wohlerhaltenes irdenes Gefäß, das die Skelette von zwölf Kindern, Männern und Weibern enthielt; eins derselben hatte einen Kranz von Muscheln und Pfeilspitzen um den Hals. Das Gefäß zeigte unzweifelhafte Spuren der Einwirkung von Feuer, auch lagen Kohlen- und Aschenreste darunter. Die Leichenverbrennung, für die man jetzt wieder agitirt, scheint also von jenen ältesten Völkern längst geübt worden zu sein.

Ungefähr zwei Meilen von Natchez im Staate Mississippi befand sich eine ganze Gruppe von ältesten Vertheidigungswerken, ein Fort hatte 35 Fuß hohe Wälle, in der Mitte desselben war eine Vertiefung, ein unterirdischer Gang führte von dort zu einer Quelle. Um die Bastionen zog sich ein Graben; die ganze Anlage erweist

nicht geringe Kenntnisse in der Fortifikationskunst; noch größer sind die Vertheidigungswälle und Forts bei Newark im Staate Ohio, künstliche Erddämme von sechs bis acht Meilen Länge sind dort aufgeführt, die mit zahlreichen Forts von zwanzig bis vierzig Morgen Größe versehen sind und ein weitausgedehntes, riesiges Schanzenwerk darstellen, zu dessen Bemannung eine große Zahl Krieger gehört haben muß. Gedeckte Wege stellen eine Verbindung mit dem Muskingum-Flusse her, die Forts sind rund, theilweis auch achteckig. —

Die verschiedenen Indianerstämme, welche die ersten Europäer in den Vereinigten Staaten von Amerika antrafen, zeigten äußerlich, in Tracht, Sitte und Gewohnheiten, nur geringe Verschiedenheiten; nach ihrer Sprache zerfielen die Völker des heutigen Gebietes der Vereinigten Staaten in acht gesonderte Gruppen. Die größte war die der Algonquins, die sich von Neu-England bis zum Mississippi erstreckten und in verschiedene Stämme zerfielen, die sich oft und blutig befehdeten. Zu ihnen gehörten die in der amerikanischen Geschichte oft genannten Stämme der Narraganfets, Wampanoags, Pequods in Neu-England, die Mohikaner am Hudson und auf Long-Island, die Delawaren, Powhatans, Ottawas, Chippewäer und andere. Die zweite, nächst wichtige Gruppe war die der Huronen und Irokesen, die im oberen Staate New-York und um die Erie- und Ontario-Seen wohnten; sie waren ringsum von Algonquins umgeben, doch standen sie in hohem Ansehen wegen ihrer Klugheit und Tapferkeit, sie scheinen die begabtesten aller nordamerikanischen Indianer gewesen zu sein und zerfielen in fünf Nationen. Ein alter amerikanischer Schriftsteller, Cadwallader Colden (1688—1776) urtheilt über sie:

„Die fünf Nationen halten sich allen übrigen Menschen für überlegen; alle Völker um sie her haben sich ihnen lange Jahre schon gefügt und bezahlen ihnen einen jährlichen Tribut in Wampumgürtels; an ihrer Spitze stehen die Mohawks, die gewöhnlich über Krieg und Frieden entscheiden. Zwei alte Männer gehen alljährlich oder jedes zweite Jahr aus, um den Tribut einzusammeln; ich hatte oft Gelegenheit, sie zu sehen und zu beobachten. Diese alten Mohawk-Sachems (Häuptlinge) in ihren ärmlichen Decken und dürftigen Hemden ertheilten ihre Befehle mit einer ruhigen Würde, die an den strengen Ernst und die feste Energie römischer Diktatoren erinnerte. Um des Tributes willen erregen sie keinen Krieg, sondern des Ruhmes halber, der ihnen über alles geht; je weiter entfernt der Feind wohnt, desto größer ist der Ruhm. In diesem Gefühl ihrer Würde, ihres Ruhmes und ihrer Ueberlegenheit wachsen sie empor, es ist ihnen tief in die Seele geprägt. Die fünf Nationen, in ihrer Freiheits- und Vaterlandsliebe, in ihrem kühnen Muth, in ihrer Standhaftigkeit und Energie lassen sich den Römern aus der

einfachen alten Zeit der Republik vergleichen, deren vielgepriesene Cardinaltugenden bei ihnen gleichfalls geübt, wenn nicht übertroffen wurden. —"

Die dritte Gruppe umfaßte die Dakotahs oder Sioux; sie wohnten meistens westlich vom Mississippi, nur ein Zweig, die Winnebagoes, zog zwischen die Algonquins an den Michigan-See in Wisconsin, andere Zweige waren die Jowas, Missouries, Kansas und Arkansas, von denen die Namen dieser heutigen Staaten herstammen.

Die vierte Gruppe der Catawbas lebte im Innern von Carolina: einst waren die Catawbas ein mächtiges Volk; aber sie geriethen mit den fünf Nationen in Krieg und wurden dabei fast vernichtet. Sie sind jetzt gänzlich ausgestorben. Der bekannte amerikanische Catawba-Wein leitet seinen Namen von ihnen ab.

Die Cherokesen, die fünfte Gruppe, lebte westlich von den letztgenannten in Kentucky und Tenessee, die sechste Gruppe der Uchees in Georgien, die siebente der Mobilians um die heutige Bai von Mobile in Florida und Alabama, die achte der Natchez in der Gegend am Mississippi, wo heute noch eine Stadt nach ihnen benannt wird. Bei den letzteren soll es größere Städte und zahlreiche Krieger gegeben haben.

Als gemeinsamen, charakteristischen Typus der Indianer erwähnten die ersten Europäer, die in Nordamerika landeten, die kupferbraune Farbe, das dichte, schwarze Haar, die vorspringenden Backenknochen und die länglich geformten Augen; die Gestalt war wohlproportionirt, die Haltung aufrecht und gerade; ihr Körper erschien mehr beweglich und geschickt als stark; fortwährende Uebung stählte ihn. So beschreibt sie der Italiener Verrazzani, der im Jahre 1524 am Eingange des damals unbekannten Hafens von New-York auf der Insel Staaten-Island von einem Häuptlinge besucht ward; derselbe war mit Hirschfellen bekleidet, die mit Stickereien verziert waren; sein Haar war hinten in einen Knoten zusammengebunden und wohlgepflegt, um den Hals trug er eine Kette mit verschiedenen Steinen. Verrazzani sah auch Weiber, sie hatten zierlichere Kleidung, ihr Haar war geflochten und fiel über die Brust.

Der Indianer verbrachte den größeren Theil seines Lebens auf der Jagd und im Kriege; dem Wetter war er immer ausgesetzt, oft lag er Nächte lang ohne Bedeckung, vor den Thieren des Waldes schützte ihn Nachts das Lagerfeuer. Zu Hause lebte er in einer einfachen Hütte, die er einen Wigwam nannte; um eine Mittelstange wurde ein zeltförmiges Dach von Baumrinde oder Fellen konstruirt; das ganze Haus ward leicht angefertigt und oft bald wieder verlassen.

Die Wigwams standen gewöhnlich gruppenweise vereint und bildeten ein Dorf. Viele Monate des Jahres hindurch lebten die Indianer von der Jagd, vom Fischfang oder von Wurzeln. Das indianische Korn, der Mais, war die einzige Pflanze, die sie anbauten. Der Mann hielt es seiner für unwürdig, sich mit gewöhnlicher Feldarbeit abzugeben, dies hatte die Frau zu besorgen, sie errichtete den Wigwam, sie bereitete das Mahl, sie schnitt die Mocassins (Schuh-Sandalen), pflanzte den Mais und trug auf dem Marsch das Gepäck. Für diese Ueberbürdung mit Arbeit rächen die jetzigen Amerikanerinnen ihre Vorgängerinnen an den Männern.

Oft litten die Indianer Hunger, für Speise wurde wenig gesorgt; doch ohne Murren trug Jeder sein Loos; hatten sie Nahrung, besonders Fleisch, so aßen sie desto mehr und holten das Versäumte dadurch nach. Einige Stämme waren bessere Landleute als andere und ernteten nicht wenig Korn, ja oft im Ueberfluß; aber die Geräthe und Arbeitswerkzeuge waren theils zu kümmerlich, theils hatte der Indianer eine tiefgewurzelte Abneigung gegen andauernde Arbeit. Gezähmte Thiere kannte er nicht, der Indianer hatte keine Hausthiere, wie die ältesten Völker Asiens sie besaßen. Gold, Silber und Kupfer waren den Indianern bekannte Metalle, Eisen kannten sie nicht, Stein-Hacken und -Messer konnten es schlecht ersetzen, es kostete ihnen lange Zeit und saure Mühe, einen Baum zu fällen; hacken und graben war für sie sehr schwer und oft unmöglich.

Unter den indianischen Tugenden nimmt die Gastfreundschaft einen hervorragenden Rang ein; ein Fremder wurde mit großer Achtung und Aufmerksamkeit behandelt, man wies ihm das beste Wigwam an, man gab ihm alle Nahrung, die man besaß, und zeigte sich mißvergnügt, wenn er nicht aß. Und mochten die Gastgeber noch so arm sein, dem Gaste reichten sie selbst das Letzte willig dar.

Polygamie war bei den Indianern nicht verboten, aber der ärmere begnügte sich mit einer Frau, der reiche hatte mehrere. Die Abschließung der Ehe war einfach und bestand sehr oft nur in einem Kauf, die Eltern erhielten ein Geschenk oder eine Kaufsumme. Nahmen sie das Geschenk nicht an, so mißbilligten sie die Ehe. Oft schlossen die Freunde eines Mannes die Ehe für den Heirathskandidaten ab, ohne daß derselbe seine Erkorene kannte, ähnlich, wie es heute noch die christlichen, frommen Missionäre machen, die sich Ehemöbel aus Europa verschreiben, die sie noch nicht gesehen haben.

Die indianische Squaw hatte gemeinhin ein hartes Loos; zärtlicher als die Mutter behandelte der Vater die Kinder, er konnte ohne Klage jeden Schmerz unterdrücken, aber das Leiden oder der Tod eines Kindes erpreßten ihm Thränen. Der Verlust eines Sohnes war ein großes Familienunglück, wurde der Sohn vom Feinde gefangen genommen, trat oft der Vater an seine Stelle und ließ sich

statt seiner martern und tödten. Der Sohn war jünger und hoffnungsreicher, er mußte dann für die Familie sorgen, deren Haupt er ward. Die Erziehung der Kinder bestand in athletischen Uebungen und einer Schule der Geduld; der Knabe mußte reiten, jagen, schwimmen, fischen, hungern und dursten können; von Zeit zu Zeit mußte er einen ganzen Tag fasten, während er fastete, färbte er sein Antlitz schwarz, kein Knabe brach das Gebot des Fastens jemals. Wenn er achtzehn Jahre alt war, bestand er die Schlußprüfung. Er ward in den Wald geführt und mußte sich so lange wie möglich ohne jede Hülfe selbst erhalten. War diese Prüfungsperiode glücklich überstanden, so wurde er unter verschiedenen Ceremonien nach Hause geführt und war nun ein junger Krieger. Es gab auch Stämme, bei denen die Jugend in Geschichte, Sage und Einrichtungen ihres Volkes unterwiesen ward. Den Unterricht hatten die alten Häupter zu ertheilen, die mit großer Achtung und Ehrfurcht, fast wie bei den Spartanern, behandelt wurden. Ein würdiger Krieger erzählte einem weißen Ansiedler einst, sein Vater hätte sich Tag und Nacht abgemüht, ihm die Gesetze, Ceremonien und Geschichte seiner Nation zu lehren, damit er seinem Volke einst durch weisen Rath nützlich werden könne. Selbstbeherrschung wurde von den Indianern bis zu einem erstaunlichen Grade geübt, alle Indianer-Geschichten und -Berichte sind voll von oft großartigen Zügen einer Selbstkontrolle, die das Geschlecht der Blaßgesichter nur in Ausnahmefällen kennt.

Die Indianerkriege waren nach unserer Auffassung nur Guerilla-Kriege, offene Schlachten vermied man. Nur kleine Expeditionen wurden gewöhnlich unternommen; eine Kriegerschaar suchte den Feind zu überfallen, ihm möglichst viele Beute abzunehmen, dem Todten oder Besiegten den Scalp, die Kopfhaut, abzuziehen und, womöglich, ohne Verluste wieder heimzukehren. In offener Schlacht den Tod zu finden, etwa ein Soldatentod, wie ihn unsere Zeit oft rühmt, war dem Indianer nichts Rühmenswerthes; durch List und Geschicklichkeit, vom Hinterhalt aus mußte der Sieg errungen werden, nicht durch Muth und Stärke allein, die eher als Verwegenheit, Unüberlegtheit und Mangel an Schlauheit betrachtet wurden. In großen Massen kämpfte daher der Indianer nie mit großem Erfolg, im Hinterhalt und auf der Lauer liegend war er wirksam und gefährlich. Ihre Heere hatten fast gar keine Bagage, höchstens trugen die Krieger etwas gemahlenen Mais auf längeren Expeditionen mit sich; ohne jede Last, nur mit Waffen beschwert, konnten sie daher äußerst rasch marschiren. Der Häuptling ging voran, in seine Fußspur trat der Nächste, so wand sich der Zug, ohne jeden Lärm, einer Schlange nicht unähnlich, dahin. Drohte Verfolgung, so bedeckte der letzte Krieger die Fußspur mit Laub und Zweigen, um sie dem Auge des Feindes zu verbergen. Ihre Sinne waren wunderbar geschärft, Gesicht und Gehör waren

auf's Feinste entwickelt, und ihr Scharfsinn war bewunderungswürdig, wenn es eine Kriegslist zu ersinnen oder das Versteck des Feindes aufzuspüren galt. In den Indianerromanen Coopers findet man die besten Illustrationen indianischer Kriegführung und Kriegsschlauheit.

Die Waffen der Indianer waren in alten Zeiten roh und einfach, es waren gewöhnlich Kriegskeulen und Beile, der Tomahawk, die Streitaxt, bestand in früheren Jahrhunderten noch aus Stein, nach der Ankunft der Europäer gelang es den Indianern, sich diese spezifisch ihnen eigenthümliche Waffe von Eisen zu verschaffen, Flinten fanden erst später bei ihnen Eingang, meist von alter Konstruktion, die anderswo von den Händlern nicht mehr abgesetzt werden konnten. Pfeil und Bogen gebraucht der Indianer noch heute, und Soldaten, die in Indianerscharmützeln fochten, behaupten, daß in einer gewissen Entfernung der Pfeil eine furchtbare Waffe ist. Die Fisch-Indianer gebrauchten Speere im Kriege, deren sie sich auch zur friedlichen Beschäftigung des Fischens bedienten. Lanzen, Keulen und Bogen hatten oft einen Federschmuck, auf der Flinte oder dem Tomahawk war die Zahl der erlegten Opfer durch Einschnitte angedeutet.

Der Kriegsgefangene wurde im Triumph in das Heimathsdorf geschleppt, sein Gassenlaufen, seine Qualen, die er mit stoischer Ruhe ertrug, findet man in vielen Indianerromanen ausführlich und oft naturwahr beschrieben. Im Kriege war ähnlich wie bei den Homerischen Helden oder bei den alten Deutschen, der Beste Herrscher, der Aristokrat, der Herzog, der Tapferste und Tüchtigste. In allen wichtigeren Fällen wurde ein Kriegsrath berufen, an dem alle Theil nahmen, die einen Feind erlegt hatten; die Stimme der Alten war bei diesen Berathungen höchst gewichtig und oft entscheidend. Parlamentarische Ordnung herrschte durchaus; als Einleitung ging die bunt geschmückte Friedenspfeife im Kreise umher. Die Todten wurden auf verschiedene Weise bestattet, oft in sitzender Stellung, oft in einer Art Hängematte auf Bäumen schwebend, auch wurde ihnen unterweilen ein kleines Todtenhaus aus Baumrinde erbaut. Waffen wurden meistens mit dem Krieger begraben, besonders Messer und Tomahawk, wie es Schillers „Nadowessische Todtenklage" klassisch beschreibt:

„Legt ihm unter's Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang." —

Die Religion der Indianer war eine sehr primitive, ein Gottgeist, Manitou, der große Geist, ward verehrt; Tempel und Götzen gab es nicht, Manitou war überall, man erkannte seine Anwesenheit besonders im Donner und Sturm. Ein großer Theil der Indianerreligion bestand in abergläubischen Gebräuchen, deren Vertreter der Medizinmann war, der in abenteuerlich-grotesker Kleidung die bösen Geister beschwor. Mancherlei Sagen religiösen Inhalts waren vorhanden, eine Sündfluth-Sage, ähnlich wie sie bei uns nach der alten

jüdischen Tradition noch immer gewissenhaft gelehrt wird, existirte auch bei den Indianern. Die Sündfluth fand vor der Erschaffung des Menschen statt, zwei Tauben wurden von Manitou, analog den Tauben der Noah-Legende, fortgesandt, um trockenes Land zu entdecken; sie fanden zuerst nichts, endlich brachten sie einen Grashalm mit, bald darauf fiel das Gewässer, und das Land tauchte wieder empor. Die religiösen Legenden der Chippewäer, eines Stammes der Algonquin-Gruppe, schildert der Amerikaner Henry R. Schoolcraft folgendermaßen:

„Von allen Zweigen der Algonquinfamilie scheint dieses zahlreiche Volk der Chippewäer die zahlreichste Sammlung von Legenden und Sagen zu besitzen, die sich durch mündliche Ueberlieferung von Generation auf Generation fortpflanzen. Diese Erzählungen haben für sie den Werth von Geschichtsbüchern und Romanen, sie sollen unterhalten und belehren. Die Chippewäer besitzen auch die Kunst der Bilderschrift, und zwar in so vollkommener Fertigkeit, daß sie von allen alten Völkern Amerika's diese uralte Kunst des Menschengeschlechtes am Besten bewahrt zu haben scheinen. Sie sind tüchtige und tapfere Krieger und haben sich doch den Ruhm eines intellektuell hoch stehenden Indianerstammes erhalten. Sie glauben, daß der große Geist die Urmasse der Materie erschuf, und daß er durch die Kraft seines Willens Himmel und Erde entstehen ließ. Er erweckte einen Hauptgeist des Bösen, dem er geringere böse Geister unterordnete, die seinen Willen auszuführen haben. Daher, glauben sie, giebt es in der Welt zwei sich beständig bekämpfende Elemente, die um die Oberhand ringen und Macht besitzen, das Leben und das Geschick der Menschen in Mitleidenschaft zu ziehen. Dieser Gedanke ist die Basis ihrer Religion, ihrer Opfer und Gebräuche. Sie glauben, daß die Thiere vor dem Menschen erschaffen wurden und ursprünglich auf der Erde herrschten. Durch Zauberkräfte wurden einige dieser Thiere in Menschen umgewandelt, sobald sie diese neue Gestalt angenommen hatten, begannen sie auf die Thiere Jagd zu machen. Sie glauben, daß alle Thiere, Vögel und Reptilien, selbst die Insekten, Vernunft besitzen und Seelen haben, man kann auch in ihren Ansichten Spuren und Anfänge der Seelenwanderungslehre entdecken. Eine der merkwürdigsten Glaubensäußerungen dieses Volkes ist ihr Hängen an dem geheimnißvollen und geheiligten Charakter des Feuers. Heiliges Feuer, zu allen nationalen und kirchlichen Zwecken, giebt ihnen der Feuerstein, mit diesem Feuer zünden sie ihre Pfeifen an, es ist das Symbol der Reinheit. In uralter Zeit scheinen sie die Sonne verehrt zu haben, Spuren eines Sonnenkultus finden sich noch überall bei ihnen. Ihre „Jossakeeds" oder Murmeler erinnern uns an ähnliche Personen im Orient. Die Chippewäer scheinen die Magier unserer westlichen Wälder vorzustellen." —

Bei demselben Volk giebt es auch eine Sage von dem ersten Menschen, die sonderbar und originell erscheint. Der erste Mensch ward im Sommer erschaffen und lebte von Beeren, im Winter lag er der Jagd ob, aber es fiel tiefer Schnee, und er fand es kalt und schwierig, auszugehen; er versuchte daher einen Schneeschuh zu machen. Die Form zu finden und nachzubilden gelang ihm, aber das Weben ging ihm schwer von der Hand, zuletzt gab er es auf. Jeden Abend, wenn er von der Jagd heimkehrte, sah er indessen, daß seine Arbeit Fortschritte gemacht hatte; einmal sah er ein Vöglein fortfliegen, und er muthmaßte, daß dasselbe damit beschäftigt sei. Durch eine List fing er den kleinen Arbeiter, der sich sofort als ein schönes Weib entpuppte; so kam der erste Mensch zu einer bessern Hälfte. — Die meisten Indianer glauben an ein Leben nach dem Tode; die Seele, von den Banden des Körpers befreit, eilt nach den glücklichen Jagdgründen; doch bevor sie dieses Paradies erreicht, muß sie sich einer Prüfung unterziehen; ein Gottesgericht wartet ihrer, um die Guten von den Bösen zu sondern. Sie muß eine Brücke über einen dunklen, rauschenden Strom überschreiten; die gerechte Seele findet den Weg mit leichter Mühe, die gottlose fällt in's Wasser und muß dort mit den Wogen ewig kämpfen oder wird in das Land der Qual zu ewiger Höllenpein fortgerissen. Die gute Seele findet einen Kahn, der sie sicher und wohlbehalten in die glücklichen Jagdgründe hinüberführt, wo reiches Wild als Ausdruck des höchsten Glückes ihrer harrt. Von den seligen Inseln des Westens erzählt auch das folgende Gedicht des amerikanischen Poeten Charles Fenno Hoffman:

Der Himmel des rothen Mannes.

„Hör', weißer Mann, ich sag' dir nicht,
Daß eine Lüge sie erzählt,
Doch traurig düster brennt ihr Licht,
Die solches Glaubens Nacht erwählt,
Daß nie der Himmel wiedergiebt
Der Herzen Bund, die treu geliebt.
Den Glauben schelt' ich nicht, der dein,
Doch auch mein Glaub' mag heilig sein,
Dem rothen Mann von dem gegeben,
Der unserm Leib gab Seelenleben.
Du glaubst, daß gleiches Loos wir haben,
Wenn unser Leib still ruht begraben,
Und ob getrennt wir geh'n im Leben,
In gleichem Himmel einst wir schweben?
Der Gott, der dir, dem Blaßgesicht,
Geschenkt des Himmels Strahlenlicht,

Wo hoch in Wolken Hymnen klingen,
Und Engel süß zur Harfe singen,
Er lächelt freundlich auch herab
Auf seiner rothen Kinder Grab,
Auch uns gab er ein Heimathsthal
Der Seele, drin sie ewig lebt,
Wo fern im West der Sonnenstrahl
Ob unserm ew'gen Jagdgrund schwebt!

Ihr Segensinseln fern im West!
Ich sah bei'm letzten Abendlicht
Das Land, das nie der Geist verläßt,
Das golden rings die Fluth umflicht,
Ich sah im Abendwinde nah'n,
Von Seel'gen voll, den Geisterkahn,
In's Land des ew'gen Sommers zieh'n:
Zuerst, bis unsre Küsten flieh'n,
Umgiebt ein starres Dunkel ihn,
Doch heller wird's, und bald anbricht
Um ihn ein gold'nes Sonnenlicht,
Das mir geblendet mein Gesicht.
Und sie, die treulich manchen Tag
Mit mir getrotzt dem Ungemach,
Die mit mir auf den Höh'n gejagt,
Wo steil und wild der Felsen ragt,
Und mit der Fluth den Kampf gewagt,
Und liebend oft die lange Nacht
Nach mir gespäht so manche Stund',
Ich weiß, daß dort sie wartend wacht
In jener Inseln Waldesgrund,
Sie steht am Strand, wenn einst mein Boot
Sich naht im Geister-Morgenroth."

Er schwieg und sprach die Nacht nicht mehr,
Doch oft im kalten Windeshauch
Vom Feuer blickt' er sinnend her
Und sah, wie kräuselnd zog der Rauch.
Ich selber fast des Schlaf's vergaß,
Gar ernst bewegt ich schweigsam saß
Und starrt' in's Feuer lang' die Nacht,
Da seine Red' ich überdacht';
Nicht leer und wüst erschien sein Geist,
D'rin tiefen Grund der Glaube fand,
Der fort nach and'rem Leben weist,

Nach beff'rer Heimath Hoffnungsland,
Der über's Grab die Liebe wahrt,
Ob auch sein Haupt schon graubehaart,
Dem aus der Gruft die Blume blüht,
Die dort mit Früchten prangend glüht. —

Verzogen war gar manches Jahr,
Als wieder ich am Quelle stand,
Am Inkapahcho-Bronnen klar,
Wo einst er seine Liebe fand,
Die nun im fernen Geisterland
Des Jägers harrt am Inselstrand.
Es sprach zu mir die Einsamkeit
Von treuer Liebe, Lust und Leid,
Es war zur selben Jahreszeit,
Da um des Waldes braune Maid
In seiner Jugend er gefreit.
Und wie manch' Blatt vorübertrieb,
In Reimen ich die Kunde schrieb,
Die Mähr' aus reifer Herbstesszeit,
Die lang' mir tief im Herzen blieb
Und mich umweht' mit süßer Klage,
Des rothen Mannes ernste Sage. —

Von den verschiedenen Sprachen der Indianer haben wir schon einige besonders wichtige Gruppen des nördlichen Amerika erwähnt. Die Zahl der gesonderten Sprachen und Sprachdialekte der kupferbraunen Race soll sich auf 500 belaufen, alle haben trotz der großen Mannigfaltigkeit einen gemeinsamen Urtypus und lassen sich unter einem Stamme vereinigen. Die Sprachen der Sioux und ihrer Verwandten sind besonders durch ihre gehäuften Kehllaute kenntlich, die Dialekte der Huronen und Irokesen sind arm an Consonanten und Biegungen, die Sprachidiome des Algonquin-Stammes, sowie der südöstlichen Völkerschaften sind reicher an Flexionen, als die anderen. — Ein Cherokee-Indianer, Namens Siquolah, von den Weißen gewöhnlich George Gueß genannt, war einst dabei zugegen, als seine Stammgenossen bei einem gefangenen Weißen einen Brief fanden. Dieser las den Brief vor, und Siquolah, der das redende Blatt nicht wie seine Stammesangehörigen für eine Gabe des großen Geistes, sondern für eine sehr nützliche Erfindung der Blaßgesichter hielt, faßte den Vorsatz, ähnliche Lautzeichen für seine Muttersprache aufzustellen. Mit unermüdlichem Eifer wandte er sich der großen Aufgabe zu, sammelte die verschiedenen Laute seiner Sprache und verminderte deren Zahl, die mehr als

200 betrug, auf 186. Wenn es nun auch immer noch ein schweres Werk war, 186 kleine, aber leicht zu unterscheidende Schriftzeichen zu erfinden, so wurde dies doch dadurch etwas weniger schwierig, daß in der Cherokeesprache eine jede Silbe sich auf einen Selbstlaut endet, also für jede Zusammenstellung eines Selbstlautes mit einem oder zwei Mitlautern nur ein Zeichen, und für die einzelnen Mitlauter keine besonderen Zeichen erforderlich waren. Mit einem Nagel kratzte er seine Zeichen auf Rinde, bis er später den Gebrauch der Schreibfeder kennen lernte. Während er seine Zeichen erfand, scheint ihm englische Druckschrift in die Hände gerathen zu sein, denn mehrere seiner Zeichen ähneln den englischen, haben jedoch einen ganz verschiedenen Klang; andere dagegen haben, natürlich nur zufällig, Aehnlichkeit mit griechischen, slavischen und arabischen Schriftzeichen. In den Verdacht eines Zauberers und Schwarzkünstlers gerathen, ähnlich wie ihrer Zeit die Erfinder der Buchdruckerkunst in Deutschland, legte er mit seiner Tochter, seiner ersten Schülerin, vor den Häuptlingen seines Stammes eine Probe von der Nützlichkeit seiner Erfindung ab, indem er ihr, und sie ihm diktirte, während sie in einem anstoßenden Gemach war, und nachdem jene die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß keine übernatürlichen Kräfte dabei im Spiele waren, willigten sie darein, daß er mehrere junge Leute unterrichten durfte, die auch nach kurzer Zeit seinem Unterrichte in öffentlicher Prüfung alle Ehre machten. Bald darauf wurde das neue Testament in der Cherokeesprache gedruckt, und seit 1825 erscheint sogar eine Zeitung mit Siquolahschen Lettern. Zu einer allgemeinen Bedeutung ist indessen dieses merkwürdige Alphabet, dessen Erfinder 1843 zu San Franeisco 78 Jahre alt starb, nicht gelangt.

Die Sprache der Indianer war sowohl im gewöhnlichen Leben als bei feierlichen Gelegenheiten im höchsten Grade figurenreich und voll von Bildern, ja oft erhaben und großartig. Der Indianer war mit der Natur in ihren verschiedensten Formen und Lauten, in ihrer ganzen unerschöpflichen Fülle und Majestät, auf's Innigste vertraut, daher schilderte er gern die Dinge, indem er die Bilder der Natur auf die Erscheinungen des Lebens übertrug. Wollte er die Idee des Glückes versinnbildlichen, so sprach er von der glänzenden Sonne, Mißgeschick ward durch drohende dunkle Wetterwolken ausgedrückt, Krieg erklären hieß den Tomahawk ausgraben, Frieden schließen: das Calumet, die Friedenspfeife, anzünden; ein alter Mann sagte nicht: „Ich bin siebzig Jahre alt", sondern: „Der Schnee von siebzig Wintern liegt auf meinem Haupt." Viele Häuptlinge standen durch natürliche Beredsamkeit in ebenso hohem Ansehen, wie andere durch Tapferkeit. Lebhaft, würdevoll, markig trugen sie ihre Gedanken vor, ihre Gestikulationen waren nie zu theatralisch, sondern stets einfach und dem Gegenstande angemessen; manche ihrer Reden sind wahre Meisterwerke

feiner Ironie und beißenden Spottes, oder glühende Ergüsse patriotischen Gefühls und feuriger Freiheitsliebe, und sind von den berühmtesten Rednern unserer zivilisirtesten Nationen kaum übertroffen worden. Ein gelungenes Beispiel giebt Chamisso in seiner Rede des alten Kriegers „Bunte Schlange" als Antwort auf die Botschaft des Präsidenten Jackson. Was den Indianern durchschnittlich fehlte, war der klare Ueberblick, Vorsicht für die Zukunft, ein großer Plan für die Gegenwart, die große Umschau auf ihre Verhältnisse und Würdigung derselben; das Detail der Vorsicht fehlte ihnen nicht, aber wohl der weite, große Blick, ihr Horizont war engbegrenzt. An Geduld, Ruhe, Selbstüberwindung, Entsagung, Festigkeit, Tapferkeit sind sie von keiner Nation je übertroffen worden, und ihre Rachsucht, Grausamkeit, Verstellungskunst, ihr Blutdurst und ihre Lust an Qualen waren, wie wir nicht vergessen dürfen, nicht sowohl in ihrem Naturell begründet, als anerzogen, von dem Vater auf den Sohn vererbt und galten ihnen für Tugenden. Daß im Lauf der Zeit selbst ihre edelsten Züge untergingen, ist weniger ihre Schuld, als die ihrer weißen Menschenbrüder gewesen. —

Die Geschichte der nordamerikanischen Indianer bietet ein trübes Bild, sie ist eins der greuelreichsten Capitel aus dem großen Buch von der Unduldsamkeit. Der Christ im Mittelalter — um von dem Alterthum nicht zu sprechen, das durchschnittlich noch weniger Ideen vom Menschenthum hatte — hielt es für seine Pflicht, für ein göttliches Gebot, den Ungläubigen zu bekriegen und auszurotten, die ursprünglich humanste Religion des Christenthums ist bis auf den heutigen Tag zur Fratze verzerrt der Menschheit überliefert worden. Der Muhamedaner spricht ebenso heute noch von dem Hunde, dem Giaur, den zu schädigen keine schlechte Handlung ist. Dem Ungläubigen und Ketzer braucht man sein Wort nicht zu halten, lehrte der glorreiche Kaiser Sigismund auf dem Konzil zu Kostnitz und verbrannte Huß. Philipp II. opferte Hunderttausende Andersgläubiger auf dem Scheiterhaufen und glaubte sich damit den Himmel zu verdienen; selbst die nordamerikanischen Puritaner, die um des Glaubens willen geflüchtet waren, konnten nicht umhin, einige Hexen zu verbrennen und den Menschen ihre ebenfalls „alleinseligmachende" Religion aufzuzwingen — und so ist es bis auf den heutigen Tag weiter gegangen, heute verbrennt man wohl keine Häretiker mehr, aber in Millionen Seelen liegt der Haß der Intoleranz immer noch in riesigen Massen aufgehäuft. Jetzt hat man durch jahrhundertlange Qual, Eidbruch, Ungerechtigkeit und Gemeinheit den Indianer gänzlich verthiert, alle edleren Regungen seiner Natur erstickt, sein Naturell systematisch vergiftet, man hat ihn wie ein müdes Wild von Staat zu Staat gehetzt, und nun wundert man sich, wenn der in die Enge getriebene Hirsch seinen angreifenden Quälgeist verwundet und zurück-

stößt, so oft und so viel er kann, nun ruft man mit Dickens aus: „Fort mit dem Hinderniß der Civilisation!“ —

Auf den Antillen, wie in Mexiko, in Virginien, wie an den Küsten Neuenglands wurden die ersten Blaßgesichter von den „blutdürstigen und rachgierigen“ Wilden freundlich und herzlich aufgenommen. Die Kinder der Natur wußten noch wenig von Verrath und Schlechtigkeit, sie lernten beide erst als Segnungen der Civilisation. Columbus und seine Begleiter priesen einstimmig das gütige und liebevolle Entgegenkommen, die sanften Sitten der Wilden; fünfunddreißig seiner Genossen ließ der große Pfadfinder des Oceans bei seiner ersten Rückkehr nach Spanien in Hispaniola; als er wiederkam, fand er Keinen mehr, sie hatten ihre Gastgeber durch das Uebermaß von ungerechten Quälereien und von schnödester Habgier zur Verzweiflung getrieben nnd so lange gereizt, bis im Herzen der Naturkinder das Thiernaturell erwacht war. Ponce de Leon konnte im Jahre 1512 nicht mehr sicher in Florida landen, der Ruf spanischer Grausamkeit und Habgier war schon in die Blumenthäler jenes Edens gedrungen. Vasquez de Ayllon revanchirte sich 1520, er lockte an der Küste Carolina's die arglosen Wilden auf seine Schiffe, um sie als Sklaven zu verschachern. Gold! Gold! war die Losung der hungrigen Zeit in Amerika, damals wie heute. Aber eins seiner Schiffe strandete, auf dem andern starben die indianischen Sklaven; fünf Jahre darauf versuchte Vasquez wieder den Menschenfang, aber an demselben Orte, wo er früher die armen Wilden betrogen hatte, erlag seine Mannschaft den Pfeilen der empörten Rothhäute, die den Mord ihrer Väter und Brüder noch nicht vergessen hatten. De Soto drang bis zum Mississippi, die Indianer waren nach spanischen Berichten harmlos und gutherzig, aber im Dienst der Kirche ließ er sie morden, plünderte ihre Wigwams aus und zündete sie nachher an, ließ den Indianern die Hände abschneiden, verbrannte sie als Ketzer und hetzte sie zur größeren Ehre Gottes mit Bluthunden. Die Rache blieb nicht aus, Tag und Nacht tönte jetzt der gellende Kriegsruf der Wilden um das spanische Lager. De Soto und die meisten Gefährten seiner Expedition erlagen theils den Strapazen, theils den beständigen Angriffen. —

Im Ganzen etwas menschlicher, als die Spanier, aber immer noch schlecht und treulos genug behandelten die englischen Ankömmlinge in Virginien die Kinder des Waldes, sie waren, wie ein indianischer Häuptling einst erzählte, zuerst ganz klein und bescheiden, wärmten sich am Feuer der Indianer und aßen ihr Korn, dann aber erstarkten und wuchsen sie unter der gastlichen Pflege, und dann zertraten sie die Otternbrut. Sir Walter Raleigh's Schiffe unter Amidas und Barlow fanden an der Küste Carolina's ein Paradies von kühlen Lauben, schwellenden Trauben, Vogelmusik und Blumenwohlgeruch, die Wilden waren zutraulich und artig, sie schienen wie im gol-

denen Zeitalter der Welt dahinzuleben. Eine indianische Königin nahm die Fremden auf der Insel Roanoke gastfrei auf, jedoch fuhren sie, ohne eine Niederlassung zu versuchen, wieder ab; die nächsten Ankömmlinge unter Grenville 1585 lohnten dafür, indem sie ein Indianerdorf niederbrannten, weil, wie sie glaubten, ein Eingeborener ihnen einen silbernen Becher gestohlen hatte. Seitdem brüteten die Indianer Vergeltung. Auch Grenville zog wieder ab und ließ nur fünfzehn Engländer dort, bei der nächsten Zurückkunft fand er nur ihre Gebeine vor, ebenso ging es den Ansiedlern, die 1587 die Stadt Raleigh gründeten.

Die erste permanente Ansiedlung an dieser Küste geschah 1607 am Jamesfluß in Virginien. Dort herrschte der Indianerkönig Powhatan, von dessen Regierung der alte amerikanische Schriftsteller William Stith erzählt:

„Powhatan selber, wie sein Volk, waren sehr barbarisch, sie kannten weder Wissenschaften noch Bildung, und doch bestand unter ihnen solche Regierung, daß die mit der Obrigkeitspflege betrauten Personen sich durch gute Befehle und das Volk durch schuldigen Respekt sich vor manchen Orten auszeichneten, die man gebildet nennt. Er hatte unter sich dreißig Unterkönige, die über Leben und Tod Macht hatten, aber an die Gebräuche und Gesetze ihres Landes gebunden waren. Sie kannten Alle ihre verschiedenen Ländereien, ihre Wohnungen und die Grenzen für den Fischfang, das Vogelstellen und die Jagd. Aber Alles hatten sie von ihrem großen Werowanzen oder König Powhatan; an ihn bezahlten sie Abgaben in Häuten, Perlen, Kupfer, Hirschen, Truthähnen und Mais. Alle seine Unterthanen verehrten ihn, nicht nur als König, sondern fast als Halbgott, und es war sonderbarlich anzuschauen, mit welcher Furcht und anbetenden Hochachtung sie ihm gehorchten. Zu seinen Füßen boten sie ihm Alles dar, was er heischte, ein Runzeln seiner Augenbrauen machte sie Alle zittern. Und das war kein Wunder, denn er war sehr schrecklich und strenge und strafte hart." —

Die Leitung der Colonie fiel bald in die Hände des Kapitän Smith, der ihre Interessen geschickt förderte. Er gab den Indianern zuerst eine Kenntniß von der Macht des geschriebenen Wortes und der Klugheit der Weißen. Auf einer Expedition ward er von den Wilden gefangen genommen, weil seine Gefährten seinen klugen Anordnungen nicht gehorcht hatten; er schrieb an seine Landsleute in Jamestown, gewisse Geschenke für die Indianer an einem bestimmten Orte im Walde niederzulegen; dies geschah, und die eingeborenen staunten ihn in Folge dessen wie ein höheres Wesen an; auch den Compaß, seinen Wegweiser durch die Wildniß, zeigte und erklärte er ihnen; das Pulver hielten sie für Samen und wollten es pflanzen. Trotzdem verurtheilte ihn der strenge Gebieter Powhatan zum Tode,

von dem ihn nur das Dazwischentreten der Königstochter Pocahontas errettete.

Die durchaus nicht sagenhafte Geschichte der indianischen Prinzessin, die nicht nur Smith, den sie liebgewonnen hatte, sondern die ganze Colonie vor dem Untergange bewahrte, ist eine der rührendsten und zugleich schmählichsten unter den Indianergeschichten (mit Gefahr ihres eigenen Lebens rettete die Maid die Engländer (1609), indem sie dieselben vor nahender Gefahr warnte; und wie ward ihr gelohnt! Der Capitain Argall kaufte die uneigennützige Retterin, die späterhin fern von ihrer Heimath bei einem befreundeten Stamme zum Besuch war, um einen kupfernen Kessel; ein englischer Pflanzer, Namens Rolfe, beredete sie, ihn zu heirathen, man veranlaßte sie, sich taufen zu lassen und mit ihrem Gatten nach England zu gehen. Smith hatte krankheitshalber die Colonie schon früher verlassen und lebte gleichfalls in England, man hatte ihr vorgespiegelt, er sei todt; in England traf sie den Mann lebend an, dem ihr Herz angehörte, das erschütterte sie tief. Als ein Meerwunder staunte man sie dort an und schleppte sie an den Hof. Alles das brach ihr das Herz, zwei und zwanzig Jahre alt starb sie. —

Powhatan lebte fortan in Frieden mit der Kolonie, nach seinem Tod, als sein Bruder Opechancanough an seine Stelle getreten war, begannen neue Zwistigkeiten. Der Indianerhäuptling sah einzige Rettung für sich und sein Volk nur in der vollständigen Vernichtung des gehaßten Eindringlings; ein allgemeiner Ueberfall ward geplant, bei dem 347 Kolonisten in einer Stunde fielen. Aber der Rest rettete sich und widerstand. Neue Einwanderer langten an. Den alten Häuptling nahm man 1644 gefangen und marterte ihn höchst christlich zu Tode. Die Indianer mußten große Landstrecken aufgeben und verschwanden von den virginischen Küsten. —

Aehnliche Scenen spielten sich an dem Flusse ab, den Henry Hudson im Dienst der holländischen Ostindien-Gesellschaft im Jahre 1609 erforschte, und der nach ihm benannt ward. Die Küstenbewohner hielten Hudsons Schiff wegen seiner weißen Segel für einen großen Vogel, und den in Scharlach gekleideten Befehlshaber für Manitou selber; sie kamen den Holländern freundlich entgegen; aber man vergalt ihnen übel. Die Holländer lehrten sie das Schnapstrinken und gaunerten ihnen ihre Besitzthümer für den Genuß des Feuerwassers ab; die ganze Insel Manhattan, auf der die Stadt New-York steht, kostete 24 Dollars. Der Spiritusgenuß blieb seitdem bis auf den heutigen Tag eine der Hauptleidenschaften des Indianers, für die er Alles opferte. Sie verlangten jedes Jahr mehr von dem berauschenden Geist; um die lästigen Bettler los zu werden, ordnete der Gouverneur Kieft eine allgemeine Abschlachtung an. Ueber hundert nichts ahnende Hülflose, Weiber und Kinder, wurden erschlagen (1642).

Langer Krieg war die Folge, den der folgende, letzte holländische Gouverneur Peter Stuyvesant mehr durch Güte, als durch Gewalt beendete. —

An den neuenglischen Küsten landeten die Puritaner am Ende des 1620sten Jahres; im März begrüßte sie dort ein Indianer vom Stamme der Wampanoags mit englischen Worten, die er von früheren Besuchern gelernt hatte. Der Häuptling der Wampanoags, Massasoit, schloß mit den Ansiedlern Frieden und Freundschaft; er und sein Volk blieben den Kolonisten unwandelbar treu. Einmal war er von schwerer Krankheit befallen; da trieb der Engländer Winslow die unwissenden und quacksalbernden Medizinmänner aus seinem Zelt und heilte ihn, das vergaß er nie und blieb dankbar bis zu seinem Tode. Mit den Narraganssetts begann indessen bald der Kampf; der Häuptling derselben, Canonikus, um seine feindlichen Absichten anzuzeigen, schickte dem Gouverneur Bradford ein Bündel Pfeile, die in eine Klapperschlangenhaut gewickelt waren, der muthige Gouverneur füllte die Haut mit Pulver und Blei und sandte sie zurück. Die Indianer skalpirten ihre Feinde; der kleine, aber muckige Feldhauptmann Miles Standish schnitt dem ersten Häuptling, den man getödtet hatte, den Kopf ab und trug ihn triumphirend auf einer Stange nach der Ansiedlung Plymouth; so war kein großer Unterschied in der Gesittung zwischen Heiden und Christen. Der fromme Robinson, der die Pilgrimväter zuerst hatte begleiten wollen, dann aber durch Krankheit daran verhindert ward, rief salbungsvoll aus, da er von diesem ersten Triumph über die Heiden hörte: „O wie glücklich wäret ihr gewesen, hättet ihr doch einige von ihnen bekehren können, ehe ihr sie erschluget!“ —

Der Geist der puritanischen Unduldsamkeit und des Fanatismus, der in diesen Worten und tief in den Herzen der ersten Ansiedler lag, sollte bald noch andere Früchte tragen. Ein liberaler Prediger, Roger Williams, ward von ihnen vertrieben. Monate lang irrte er im Winterschnee der Wildniß umher, die „blutdürstigen“ Indianer nahmen sich seiner an, die Narraganssetts schenkten ihm ein großes Stück Land, auf dem er später die Stadt Providence begründete. Bald nachher, als ein blutiger Krieg mit den Pequods ausbrach, und die Narraganssetts dem Bunde derselben beizutreten drohten, eilte derselbe Roger Williams mit Gefahr seines Lebens in die Rathsversammlung derselben und rieth ihnen von dem Bündniß ab; sie folgten ihm und blieben verschont. Solche Züge indianischer Treue lassen sich aus den älteren Zeiten der Ansiedlung manche sammeln. Connecticut ward mit Feuer und Schwert den Heiden entrissen, die Pequods wurden in ihrem Lager verbrannt, was in den Flammen nicht umkam, ward niedergemetzelt. Wie dankten die frommen Psalmsänger aber den Narraganssetts? Bei einer späteren Gelegenheit

brach ein Krieg zwischen den Narraganſetts und den Mohikanern aus, welche letztere mit den Neuengländern verbündet waren. Die Coloniſten nahmen den greiſen Häuptling der Narraganſetts, Miantonomoh, gefangen und lieferten ihn dem Haupte der Mohikaner, Uncas, aus. Der letztere führte ſeinen wehrloſen Todfeind in den Wald, marterte ihn, ſchnitt ein Stück Fleiſch aus ſeiner Schulter und aß es mit Wohlbehagen. Die Chriſten ſtanden im Kreiſe umher und ſahen dieſem Schauſpiel wohlgefällig zu. —

Unter ſolchen Verhältniſſen iſt es nicht zu verwundern, daß alle Anſtrengungen, die Indianer zum Chriſtenthum zu bekehren, ſcheiterten. Die Indianer waren ungebildet, aber nicht unbegabt, ſie beſaßen viel natürlichen Verſtand, ſie ſahen, daß die Blaßgeſichter trotz ihres Chriſtusglaubens eben ſolchen Laſtern fröhnten, wie ſie ſelber, daß ihr Bibelbuch, nachdem ſie leben wollten, ſie von Verrath und Grauſamkeit, von Meineid, Wortbruch und Gewaltthat nicht zurückhielt. Einzelne Prediger, die ſich ihnen als Menſchen achtungswerth zeigten, hatten ſie gern; den Menſchen konnten ſie verſtehen, den orthodoxen Chriſten mit ſeinem ſtarren Formelgeiſt nicht. John Eliot (geb. 1604) legte eine Indianerſchule an, er ward mit ihrer Sprache vertraut, ſchrieb eine Grammatik der Algonquinſprache und überſetzte die Bibel in ihre Sprache. Seine Ueberſetzung wurde 1663 in Cambridge gedruckt, es war die erſte in Amerika gedruckte Bibel. Eliot war ein aufrichtiger, herzlicher, warmfühlender Mann, die Indianer horchten ihm gern, er bekehrte manche und war ein gern geſehener Gaſt in den Indianerwigwams. Aber mit ſeinem Tode erloſch die Bewegung, die Zeloten, die ihm folgten, machten auf die Indianer nicht mehr Eindruck, als ihre Medizinmänner. Die Jeſuiten waren nicht erfolgreicher; Allouez, Marquette, Joliet, La Salle opferten ihr ganzes Leben für den alleinſeligmachenden Glauben und ſeine Verbreitung unter den Wilden. Der fromme Marquette ſtand in hoher Achtung; noch lange Jahre nach ſeinem Tode ſprach man mit Ehrerbietung von ihm, ſein Ruf drang über den „Vater der Ströme", den Miſſiſſippi. Hennepin und La Salle befuhren zuerſt den oberen Theil dieſes Stromes und ertrugen unſägliche Strapazen; aber nach ihrem Tode ging Alles wieder unter, die Saat ging aus den angeführten Gründen nicht auf. Die Einzigen, welche tieferen Eindruck auf die Wilden machten, waren William Penn, der Vater der Quäker, und die deutſchen Miſſionäre der mähriſchen Brüder. —

Penn ſchloß mit den Indianern einen Vertrag, den er unverbrüchlich hielt; die Rüſter, unter der er ihnen Land abkaufte, ſtand noch bis zum Jahre 1810, ſpäter hat man ein Denkmal dort errichtet. Seine Anrede an die Indianer iſt von dieſen nie vergeſſen, ſondern bis auf den heutigen Tag, wenigſtens in Bruchſtücken, aufbewahrt worden. Penn ſagte unter Anderem: „Keiner will hier den

Andern übervortheilen, wir kommen auf dem breiten Pfade der Wahrheit und des guten Willens hier zusammen. Ich will euch nicht Kinder nennen, denn Eltern züchtigen ihre Kinder oft hart; noch Brüder, denn Brüder sind oft verschieden. Die Freundschaft zwischen mir und euch will ich nicht mit einer Kette vergleichen, denn der Regen möchte darauf fallen und sie rostig machen, oder ein niederstürzender Baum sie zerbrechen. Wir sind Glieder eines Körpers, wir sind Alle von einem Fleisch und Blut." Die Indianer erwiderten, sie wollten in Liebe und Freundschaft mit ihm und seinen Kindern leben, so lange Mond und Sonne schienen. Und dies Wort war keine bloße Phrase, wie bei so vielen Verträgen, es ist nie gebrochen worden. Von Generation zu Generation ward das Wort des guten Freundes Penn unter den Indianern fortgepflanzt. Alle Greuel des Krieges tobten später durch die Colonien, aber den Nachkommen Penn's, den Quäkern in Pennsylvanien, ward niemals ein Haar gekrümmt. —

Warum die mährischen oder herrnhutischen Brüder in ihrer Christianisirung der Indianer gestört wurden (hauptsächlich weil man sie von Seiten der Engländer oder Amerikaner mit Mißtrauen betrachtete und sie deshalb auf alle Weise zu hindern versuchte), hat Friedrich Kapp in seiner Geschichte der Deutschen Einwanderung im Staate New-York auseinandergesetzt. Das Missionswerk der Deutschen scheint das einzige gewesen zu sein, das nicht bloß einen oberflächlichen Eindruck auf die Wilden machte. Die deutschen Missionäre begnügten sich nicht damit, ihnen zu predigen und sie äußerlich zum Christenthum überzuführen, sie weihten ihr ganzes Leben diesem aufopfernden Dienst, sie lebten und arbeiteten mit ihnen, trugen mit ihnen geduldig Glück und Unglück und unterwiesen sie in den Anfangsgründen der Civilisation, nicht bloß des Christenthums; die Deutschen gingen gründlich zu Werke und pfropften die christlichen Doktrinen nicht auf den wilden Stamm, wie ihre Vorgänger, sondern zuerst und vor allem Anderen humanisirten sie die Wilden. Ein alter mährischer Bruder, John Heckewelder (1743—1823) schreibt:

„Unsere Indianergemeinden, die mit Schulmeistern und Predigern wohl versehen waren, gediehen so sichtlich, daß sie die Bewunderung und das Staunen der Besucher erregten, von denen viele es als ein Wunder ansahen, daß Menschen der kupferfarbenen wilden Race dazu gebracht wurden, in Frieden und Eintracht beisammen zu leben und sich religiösen Andachtsübungen hinzugeben. Die Leute, welche in der Nachbarschaft unserer christlichen Indianerdörfer lebten, wurden mit unseren Wilden gute Freunde, und beide dienten und halfen einander. Von vielen führe ich nur ein Beispiel an. Im Februar 1761 hatte ein Mann, der in der Nähe wohnte, ein Kind im Wald verloren; weinend kam er in's Indianerdorf und bat seine

indianischen Brüder, ihm zu helfen. Sofort willfahrte man ihm; mehrere Indianer machten sich auf, und da sie Wege und Steige sehr gut kannten und die Fußspuren des Kindes bald aufspürten, fanden sie das Kind nach einigen Stunden und brachten es wohlbehalten zurück. Die Eltern des Kindes erzählten dies überall, was für hülfreiche und gute Nachbaren die Indianer wären, und Viele, die gefürchtet hatten, sich in der Nähe von Wilden anzusiedeln, wurden dadurch anderen Sinnes. Als der Krieg vorüber war, erzählten manche Indianer, die ihn mitgemacht hatten, die Ansiedlungen der (mährischen) Brüder seien für sie das einzige Hinderniß gewesen, das sie gescheut hätten; wäre es nicht um ihretwillen gewesen, so hätten sie das ganze Land von den Bergen bis Philadelphia verwüstet, viele Pläne wären geschmiedet worden, sie zu umgehen, aber Niemand hätte sich an die Heimstätten der guten Brüder und ihrer Kinder gewagt."

Unter den bedeutenderen Häuptlingen der Wilden, die in dem blutigen Drama der Indianerkriege, welche fast zwei Jahrhunderte ununterbrochen rasten, eine mächtige Rolle spielten, nimmt König Philipp einen hervorragenden Rang ein. Er war der zweite Sohn des treuen Freundes der Engländer, Massasoit, und war weitsichtig genug, einzusehen, daß der Krieg mit den Weißen unvermeidlich sei, denn sein Stamm, die Wampanoags, wurde von Jahr zu Jahr weiter aus seinen Besitzungen verdrängt. Er wußte, daß sein Stamm den Kürzern dabei ziehen würde, und soll bei der Nachricht von der Eröffnung der Feindseligkeiten Thränen vergossen haben. Er beschloß, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen und als Held in Vertheidigung der väterlichen Gräber zu fallen; und er zeigte im Verlaufe des Krieges trotz aller blutigen Grausamkeit ein fühlendes Menschenherz, er entfaltete einen so glänzenden Heroismus, daß man eine gewisse Sympathie für diesen Vertreter einer untergegangenen Nation nicht unterdrücken kann. Er rief alle Stämme von Maine bis Connecticut zu den Waffen, seine flammende Beredsamkeit bewog sogar die Narraganssetts, am gemeinsamen Kampf Theil zu nehmen, aber es war umsonst. Charles Wentworth Upham schildert den entscheidenden Kampf mit beredten Worten:

„Die Indianer überflutheten das ganze Land. Mit Philipp zog greuelvolle Verwüstung, Mord und Brand durch die Colonien, die Grenzen waren ringsum verheert, der erbitterte Häuptling führte plötzliche und tödtliche Schläge bis in das Herz der Ansiedlungen hinein. Es ward augenscheinlich, daß er den völligen Untergang der neuenglischen Kolonieen beabsichtigte. Kundschafter berichteten von einer Konzentrirung der feindlichen Macht an einem Punkte, von dem aus sie bei'm Beginne des Frühlings einfallen konnten, dort sammelten sie ihre Vorräthe. Man entdeckte diesen Punkt, er lag im Lande

der Narraganſetts. Die einzige Alternative blieb, mit aller verfügbaren Macht dieſe Stellung um jeden Preis zu nehmen. — Es war zwiſchen ein und zwei Uhr Nachmittags, der kurze Wintertag ſchwand ſchnell dahin. Winslow führte, er begriff als tüchtiger Feldherr die Lage des Ganzen mit einem Blicke und rief zum Sturm vor. Die Maſſachuſetts-Leute bildeten das Hauptkorps, die Männer von Plymouth mit Winslow das Zentrum, die Connecticuter das Hintertreffen. Die Indianer hatten ein Blockhaus errichtet und ſich verpalliſadirt, der Beſitz des Hauſes mußte entſcheiden. Die Compagnien Moſeley's und Davenport's ſtürmten an, Davenport fiel, Moſeley drang ein. Johnſon, der Kapitän der Roxbury-Leute, ſank ebenfalls; aber es galt um Leben und Tod, man zog vorwärts. Das Centrum und der Nachtrab drückten nach und füllten die Lücken aus; ein erbittertes Handgemenge erfolgte, drei Stunden dauerte das Gemetzel, dann flohen die Unholde. Bei Sonnenuntergang war das Gefecht entſchieden, König Philipp's Macht war gebrochen, die Kolonien waren gerettet. In keiner Schlacht ward mehr kühne Verwegenheit und Heroismus entfaltet."

Conanchet, der Narraganſett-Häuptling, ward gefangen und abgeſchlachtet, er ſtarb mit ruhiger Würde. Einige Monate ſpäter fing man auch Philipp's Weib und einzigen Sohn. „Mein Herz bricht!" rief der Indianerkönig aus, als man ihm die Nachricht brachte, „jetzt bin ich bereit zum Sterben." — Der neunjährige Knabe, der Enkel ihres Wohlthäters Maſſaſſoit, ward von den frommen Chriſten ohne Scham — nach Bermuda als Sklave verkauft. Bald darauf fiel auch Philipp, der den Tod ſuchte. Sein Körper ward geviertheilt, und die Stücke wurden mit Jauchzen umhergetragen. —

Zu den berühmteſten Indianerhäuptlingen der folgenden Zeit gehören Tamanend und Hiawatha. Der erſtere, der Führer der Delawaren, war wegen ſeiner ſtaatsmänniſchen Klugheit und Geſchicklichkeit weithin berühmt, nach ihm nennt ſich noch heute die „Tammany-Geſellſchaft" in New-York, die ihn aber, ſelbſt wenn man ſie als ein einziges Ganzes betrachtet, bei weitem an Weisheit nicht erreicht. Der zweite iſt im Liede unſterblich geworden; er vereinte die Stämme der Mohawks, Oneidas, Onondagas, Cayugas, Senecas und Tuscaroras zu einem Sechs-Völker-Bund. Die Indianer blickten voll Verehrung auf Hiawatha, als den Liebling des großen Geiſtes; in einem ſchneeweißen Canoe unter den Klängen himmliſcher Melodieen ſoll er nach den ſeligen Jagdgründen gefahren ſein. Longfellow ſchildert ſeine Abfahrt:

„Hiawatha ſtand am Ufer,
Winkt' mit ſeiner Hand bei'm Scheiden,

Auf das lichthell klare Wasser
Ließ sein Birkenboot er fahren,
Von den Kieseln fort am Strande
Schob er's nieder in's Gewässer,
Flüstert' leis' ihm zu: „Zieh westwärts!"
Und in Eile flog's von dannen.

Nieder stieg die Abendsonne,
Malt' die Wolken röthlich glühend,
Färbt' wie Steppenbrand den Himmel;
Auf des Wassers eb'ner Fläche
Zog sie lange Schimmerpfade,
Und hinab die Strahlenstreifen
Zog nach Westen Hiawatha,
Zog zum Sonnenuntergange,
In die Purpurnebel zog er,
In des Abends Dämmerschatten.

Vom Gestade sah das Volk ihn,
Sah ihn schweben, steigen, sinken,
Bis das Boot emporgetragen
Schien in ferner Fluthen Leuchten,
Bis es weit im Nebel fortschwand,
Wie der Neumond leise, leise,
Niedersinkt im Purpuräther.

Und sie sprachen: „Lebe wohl nun,
Lebe wohl, o Hiawatha!"
Und die Wälder, dunkeleinsam,
Seufzten aus den düstern Tiefen:
Lebe wohl, o Hiawatha!
Und die Welle stieg am Strande,
Mit den Kieseln plätschernd schluchzt' sie:
Lebe wohl, o, Hiawatha!
Und der Reiher, der Schuh-schuh-gah,
Kreischt' von seinem Nest im Moorland:
Lebe wohl, o Hiawatha! —

Also fort zog Hiawatha,
Hiawatha, der Geliebte,
In der Sonne Scheidestrahlen,
In des Abends Purpurnebeln,
Nach den Ländern fort des Heimwind's,

Des Nordwestwind's, des Keewaydin,
Nach der Sel'gen Schlummerinseln,
Nach dem Königreich Ponemahs,
Nach dem Lande der Verheißung! —"

Der Krieg zwischen den Franzosen in Canada und den Irokesen war nicht minder greuelreich, als die vorigen; die Franzosen nahmen eine Anzahl Indianer gefangen und schickten sie auf die Galeeren; die Söhne der Wildniß rächten sich durch gräßliche Verwüstung Canada's, nahmen Montreal ein und mordeten über tausend Ansiedler (1689). Aehnliche Scenen bietet der Krieg „König Wilhelms", in dem besonders die Ansiedlungen im nördlicheren Theile New-Yorks litten. Im Krieg der „Königin Anna" ward die Stadt Deerfield in Massachusetts von Grund aus verbrannt (1704). Im Jahre 1729 vernichteten die Franzosen die Natchez-Indianer, die sich die Kinder der Sonne nannten und am meisten von allen Eingeborenen Nordamerika's an alten mexikanischen Erinnerungen festhielten; wenige Jahre später rächten die Chickasaws die Niederlage ihrer Stammesfreunde und verbrannten mehrere französische Führer am Marterpfahle. — Ein freundlicheres Bild entrollt die Ansiedlung Georgia's vor uns, die durch Oglethorpe im Jahre 1733 geschah. Die umwohnenden Muscogees empfingen die Fremden freundlich und schenkten Oglethorpe eine Büffeldecke, die inwendig mit dem Kopf und den Federn eines Adlers verziert war. „Die Adlerfedern, sagten sie, sind weich und bedeuten Liebe, die Büffelhaut ist warm und ist das Sinnbild des Schutzes. Deshalb liebe und beschütze unsere Familien." Der Engländer hieß sie freundlich willkommen und sandte ihnen mährische Brüder, die sie freundlich aufnahmen. Die mährischen Seelsorger führten Indigo-Bau und Seidenkultur bei den Indianern ein; der Tomahawk blieb dort lange begraben.

Aber im Nordwesten ruhte der Kampf selten. Der blutige Krieg, den man in der Geschichte unter dem Namen des „Französisch-Indianischen" kennt, übertraf die vorigen noch an grausamer Wuth. Ein Theil der Indianer hielt es mit den Franzosen, ein anderer mit den Engländern. An der Niederlage, die der englische General Braddock von den Indianern und Franzosen erhielt, betheiligte sich auch der damals noch junge Washington. Wenige Jahre darauf begann ein blutiger Indianerkrieg in Carolina gegen die Cherokees, aus dem die folgende Anekdote als Beweis der Stärke indianischer Freundschaft aufbewahrt ist. Ein Handelsmann, Namens Stuart, ward von den Wilden bei der Einnahme des Fort Loudoun, bei der ihnen an 300 Engländer in die Hände fielen, gefangen genommen. Ein Indianer, den man den „kleinen Zimmermann" nannte, war ein großer Freund dieses Mannes. Er gab Alles, was er

hatte, hin, um ihn von der Rache seiner Landsleute loszukaufen, und als immer noch Gefahr für seinen Freund vorhanden zu sein schien, nahm er ihn mit sich in die Wälder, bewachte und schützte ihn sorgfältig und lieferte ihn auf einem weiten Umwege an die Engländer ab. — Ein Nachspiel des Französisch-Indianischen Krieges war der Krieg des Indianerhäuptlings Pontiac, der ganz Westvirginien verwüstete und 20,000 Ansiedler aus ihren Heimstätten verjagte. Pontiac, der bald darauf auf englisches Anstiften ermordet ward, war einer der weitsichtigsten und größten Helden der Eingeborenen. Er war ein tüchtiger Feldherr und ein kluger Staatsmann, er errichtete sogar eine Bank, die erste dieser Art, unter den Wilden. Seine Wechsel, die stets pünktlich bezahlt wurden, bestanden aus Rindenstücken, welche die Angabe dessen enthielten, was er zu kaufen wünschte; seine hieroglyphische Unterschrift war das Bild einer Otter.

Während des Revolutions- oder Freiheitskrieges, der die Colonien von England losriß und sie zu einem selbstständigen Gemeinwesen machte, standen die meisten Indianer auf englischer Seite. Vorzüglich der Staat New-York ward von ihnen verwüstet; in dem Gefecht bei Oriskany überfielen die Wilden die deutschen Anhänger der Freiheitssache, die unter Herkheimers Führung standen. Zuerst gewannen sie durch das Ueberraschende ihres Angriffs große Vortheile, Herkheimer ward tödtlich verwundet; aber die riesigen Deutschamerikaner aus den Thälern des Mohawk und Schoharie rächten sich furchtbar; mehrere Indianerstämme wurden zum größten Theil aufgerieben. Zwischen den Deutschen jener Gegend und den Indianern hatte früher lange Friede und Freundschaft geherrscht; der Deutsche Karl Weiser war bei den Indianern auferzogen worden und hatte in der Folge zwischen beiden vermittelt; der Krieg machte diesem Verhältniß ein Ende; doch nach der Schlacht bei Oriskany scheuten die Rothhäute die starken, blonden Männer jener Distrikte. Aus der langen Blutgeschichte dieses Krieges ist auf indianischer Seite der Häuptling der Mohawks, Namens Brant, indianisch Thayendanega, hervorzuheben; der Ort Wyoming an der pennsylvanischen Grenze ward von ihm gänzlich zerstört. Brant starb 1807 in Canada bei seinen englischen Freunden.

Im Jahre 1783 gab England den Krieg mit seinen abtrünnigen Kindern auf; aber die englischen Bundesgenossen, die Indianer, setzten ihn auf eigene Faust fort. Damals war „die kleine Schildkröte" der hervorragendste Häuptling. Er wird als feuriger Redner und furchtloser Krieger geschildert, der über sechs Fuß maß, sein Körper war stark und muskulös, sein Auftreten würdevoll, sein Antlitz ernst und strenge. Er war 45 Jahre alt und stand in der Blüthe seiner Kraft. Bei Berathungen zeigte er reichen Schmuck, über zwanzig Unzen Silber trug er als Zierrath an seinem Leibe.

Mehrmals war „die kleine Schildkröte" erfolgreich, aber der „tolle Anthony Wayne" brach die indianische Macht. Von der letzten Schlacht hatte „Little Turtle" seinen Landsleuten abgerathen und ihnen empfohlen, sich mit Wayne zu vergleichen; man hörte nicht auf ihn; eine große Niederlage war die Folge. Viele Indianer zogen sich bis an den Mississippi und hinter diesen Strom zurück.

Während des englisch-amerikanischen Krieges vom Jahre 1812 tritt ein anderer Indianerhäuptling auf, vielleicht der genialste und größte von allen, der gefährlichste Feind der amerikanischen Republik. Der Versuch, eine Verbindung aller Indianerstämme zu einem großen Nationalkriege herbeizuführen, war von früheren Häuptlingen schon öfters, doch nur mit theilweisem Erfolg, gemacht worden; doch alle übertraf Tekumseh an wohlgelegten Plänen, an Feldherrnblick und Geistesgröße, wie an humaner Gesinnung, die bei ihm selbst durch die barbarischen Angewohnheiten seiner Nationalität hindurchbricht und ihm einen Schimmer von Größe verleiht, die kein anderer Indianerhäuptling je erworben hat. Tekumseh, der berühmte König der Wälder, war 1768 in Ohio geboren. Schon in seiner Kindheit zeichnete er sich durch Ausdauer, Geduld und Tapferkeit rühmlich aus und focht in mancher Schlacht mit. Er war nicht ohne Bildung, durch fortwährenden Grenzverkehr hatte er manches von den Weißen gelernt. Ein unauslöschlicher Rachedurst füllte seine Seele; das ideale Ziel seiner Lebensaufgabe erblickte er darin, seine Landsleute zu vereinigen, aller Partei- und Stammeshader sollte schweigen, aller kleine Streit in dem einen Gedanken untergehen, sich frei von den Blaßgesichtern zu machen und sie, wenn nicht ganz zu vertreiben, so doch auf bestimmte Grenzen einzuschränken. Auch darin erkannte er wohl, was seinem Volke fehle, daß er demselben die Unmäßigkeit und Trinkgier abzugewöhnen suchte. Stets wiedersetzte er sich einer ferneren Landabtretung, und als ein amerikanischer Regierungsagent ihm einst die Gültigkeit der von Wayne vereinbarten Grenze nachwies, entgegnete er: „Der große Geist kennt keine Grenzen, und seine rothen Kinder folgen ihm und erkennen keine an. —"

Unterstützt ward Tekumseh durch seinen Bruder, den die amerikanische Geschichte einen Propheten nennt; derselbe hatte die Rolle eines wahrsagenden Priesters angenommen, der vom großen Geiste gesendet sei, um die Indianer zu bessern. Beide Brüder wirkten vereint auf ihr Ziel hin. Der Prophet zog von Stamm zu Stamm, lehrte und predigte, sein Einfluß ward von Tag zu Tage bedeutender. Tekumseh wanderte in entfernte Regionen, tausend (englische) Meilen weit, bis an den mexikanischen Golf hin drang er, um Bundesgenossen für den heiligen Krieg und die große Sache der indianischen

Freiheit zu werben. Seine Rede im Lager der Creeks schildert J. H. F. Claiborne:

„Ich sah die Shawnees (Tekumseh's Krieger) ihre Zelte verlassen, sie waren schwarz bemalt und ein Schurzfell um ihre Lenden ausgenommen vollständig nackt, sie trugen nur die Kriegskeulen. Zorn und Haß lag ihren Gesichtern eingeprägt, sie sahen wie eine Prozession von Teufeln aus. Tekumseh führte sie an, die Krieger folgten in seinen Fußtapfen. Die Creeks standen in dichten Massen zu beiden Seiten des Waldpfades, die Shawnees beachteten sie nicht, sie marschirten bis in die Mitte und stellten sich zur Linken auf. Dann zogen sie nach dem Hause des Häuptlings der Creeks; dort saßen der König derselben und die hervorragendsten Krieger. Die Shawnees heulten ihren Kriegsruf, dann bot Tekumseh dem Creekoberhaupt einen buntgefärbten Wampumgürtel, der die Reihen der Creeks entlang wanderte. Darauf ward die Shawnee-Friedenspfeife hervorgeholt, Alle thaten einen Zug daraus; Niemand sprach ein Wort, Alles war still wie der Tod in der Runde, der Wind schlief, man hörte die Blätter von den Bäumen fallen. Zuletzt begann Tekumseh zu sprechen, in tiefen, sonoren Tönen, langsam und ernst, begann er seine Rede, die von Minute zu Minute leidenschaftlicher und wilder ward, die Worte flossen wie Lawinen von seinen Lippen. Seine Augen leuchteten, hoch erhaben, Allen sichtbar, wahrhaft königlich stand er da. Seine Stimme hob sich und schwoll wie der Gießbach, bald sank sie zu melodischem Geflüster, bald hob sie sich in zischenden Gutturallauten, bald brauste sie wie ein fernes Gewitter einher. Ebenso wechselte der Ausdruck seiner Züge, in denen sich bald Sorge und Kummer, bald höhnisches Aufblitzen der Satire, bald heißglühender Haß abmalte. Viele große Redner habe ich in meinem Leben vernommen, doch nie einen, der Tekumseh gleich kam. Alles war in tiefster Bewegung, die Keiner aussprach, die Jeder auf ihren Gesichtern lesen konnte. Die „Stoiker der Wälder" waren tief erschüttert, selbst der Häuptling der Creeks fuhr zuckend nach seinem Messer, die Krieger schwangen den Tomahawk. Dann trat wieder tiefe Ruhe, starre, grabesähnliche Stille ein, die große Pfeife wanderte noch einmal die Reihen hinauf und hinab, die Shawnees sprangen plötzlich empor, ihr gellender Kriegsruf scholl, und wie sie erschienen waren, verschwanden sie in langer Reihe." —

Viele Stämme acceptirten das Bündel rother Pflöcke, das als Sinnbild der Vereinigung zum Nationalkrieg diente; ein Häuptling der Georgia-Indianer schien es mißtrauisch anzunehmen, da drohte Tekumseh mit der Rache des Himmels, er sagte, wenn er nach Detroit zurückgekehrt wäre, wollte er mit dem Fuße aufstampfen, daß es die Wigwams erschüttern würde. Man zählte die Tage, und ein wunderbarer Zufall fügte es, daß an dem Tage, an welchem er in Detroit

angekommen sein mußte, ein großes Erdbeben losbrach, das jahrhundertalte Bäume zerbrach und die Fluthen des Mississippi anschwellen machte. Die Indianer des Südens riefen angstvoll aus: „Tekumseh hat Detroit erreicht!“ und das Ansehen des Indianerkönigs wuchs.

Bald brach das drohende Ungewitter los, zwar war Tekumseh bei Tippecanoe (1811) nicht besonders glücklich, aber der im nächsten Jahre entbrennende Krieg zwischen Großbritannien und Amerika gab ihm die günstigste Gelegenheit zur Verwirklichung seiner Pläne. Daß sie endlich doch scheiterten, lag theils an der mangelhaften Kriegsführung der Engländer, theils an dem Mangel an Einigkeit unter den Wilden, den selbst die Beredsamkeit eines Tekumseh nicht auf längere Zeit bessern konnte. Manche und bedeutsame Züge aus Tekumseh's Wirksamkeit während des Krieges sind uns aufbewahrt worden. Nahe dem Fort Meigs, das General Harrison ausdauernd vertheidigte, ward ein amerikanisches Hülfskorps von 650 Mann unter Oberst Dudley gefangen. Die Indianer fielen über die Kriegsgefangenen her und wollten sie nach alter Gewohnheit massakriren. Da sprang Tekumseh mit Tomahawk und Messer zwischen sie und drohte Jedem mit dem Tode, der Hand an die Gefangenen legen würde. Tekumseh, dem von den Engländern der Rang eines britischen Generals gegeben worden war, tadelte den englischen Oberbefehlshaber Proctor, daß er solche Unmenschlichkeiten erlaubte. „Deine Indianer kann ich nicht zügeln“, war die Antwort des Christen. „So geh', und zieh' einen Weiber-Unterrock an“, entgegnete der Heide sarkastisch, „du bist unfähig, Männern zu befehlen.“ —

In dem Gefecht an der Themse nahe Detroit fiel Tekumseh, er hatte eine Vorahnung seines Endes; vor der Schlacht sagte er: „Mein Leib wird auf dem Schlachtfelde bleiben.“ Und so geschah es, man sagt, ein amerikanischer Oberst Johnson habe ihn erschossen. Mit Tekumsehs Tod schwand jede größere Gefahr für die Vereinigten Staaten seitens der Eingeborenen; er war einer der wenigen Indianer, von dem selbst seine amerikanischen Todfeinde mit ungeheuchelter Achtung sprachen. —

Der Süden der Vereinigten Staaten hatte von den langen und zahlreichen Kriegen weniger gelitten, er war selbst während des Revolutionskampfes verhältnißmäßig verschont geblieben. Die Sitten der Eingeborenen waren, wie das Klima, milder. Albert James Pickett erzählt aus jenen Tagen über das Leben im Süden:

„In meiner Jugend war ich gewohnt, viel mit den Creek-Indianern zu verkehren, die täglich, und oft zu Hunderten, auf unserer Handelsstation in Alabama erschienen. Zwanzig Jahre hindurch habe ich häufig die Creeks besucht. Ihre Ballspiele, Tanzvergnügungen und Festlichkeiten, ihre Sitten und Gebräuche sind noch

frisch in meiner Erinnerung. Ich kam oft in die Gesellschaft von weißen alten Leuten, die man indianische Landleute nannte, und die Jahre lang mit den Indianern Handel getrieben hatten. Viele von ihnen waren schon vor dem Revolutionskriege zu den Creeks gekommen, es waren höchst interessante Menschen, meist schottischer Abkunft, und nicht ohne Erziehung. Sie waren alle mit Indianerinnen verheirathet, und manche hatten hübsche und intelligente Kinder. Oft unterhielt ich mich mit ihnen und mit älteren Häuptlingen, wenn wir an den Ufern des schönen Tallapoosa unter dem Schatten der Maulbeer- und Wallnußbäume saßen. Sie rauchten ernstblickend und gravitätisch ihre Pfeifen und erzählten mir oft von alten Sagen und Ueberlieferungen ihres Landes nnd ihrer Nation. Auf der ganzen Gegend lag ein Hauch stiller Ruhe und behaglichen Friedens." —

Aber dieser Friede ward später gestört, Tekumseh's Reden waren nicht ohne Wirkung geblieben, die Creeks erhoben sich, als es zu spät war. Ihr Führer war Weatherford, ein wegen seiner Stärke und Schönheit berühmter Häuptling, von dem Alexander B. Meek erzählt:

„Der junge Indianer begriff mit großer Schnelligkeit und lernte Alles, was man ihm mittheilte, doch blieb er an den eigenthümlichen Neigungen seines Volkes haften. Er war der thätigste, stärkste, schnellfüßigste Jüngling des Stammes, Niemand übertraf ihn bei Spiel und Tanz an Grazie und Geschicklichkeit, oder auf der Jagd im Gebrauch der Flinte und des Bogens. Er war der vollendetste Reiter, den man sehen konnte, und dabei der tollkühnste und verwegenste. Eine alte Indianerfrau pflegte von ihm zu erzählen: Die Mädchen und Weiber, weiße wie rothe, verließen manchmal ihre Arbeit und folgten ihm bewundernd mit den Augen, wenn er die Kornfelder entlang ritt." — Der Krieg mit den Creeks verlief wie die meisten Indianerkriege; zuerst errangen die Wilden durch Ueberraschung einige Vortheile, die in längerem Kriege verloren gingen; General Andrew Jackson, der nachherige Präsident, schlug sie, und sie wurden jenseit des Mississippi angesiedelt. —

Der letzte Indianerkrieg, der den Namen eines solchen verdiente und lange Jahre dauerte, war der Kampf gegen die Seminolen in Florida. Er nahm lange Zeit in Anspruch, weil die unwegsamen Cypressensümpfe, die pfadlose Wildniß am Okeechobee-See und das ungesunde Klima die Operationen in hohem Grade erschwerten. Der berühmte Führer der Seminolen war Osceola. Mit einer Waffenstillstandsfahne versehen betrat er, um Unterhandlungen anzuknüpfen, das amerikanische Lager. Gegen allen Kriegsgebrauch und dem Völkerrecht, selbst unzivilisirter Nationen, entgegen, ließ ihn der kommandirende General Jessup in Haft nehmen. Ein Schrei der Wuth tönte durch das indianische Volk, selbst die Offiziere der

amerikanischen Armee murrten; aber der Kongreß sanktionirte die schmachvolle That und behielt Osceola im Gefängniß — aus Gründen der Politik, die eine ähnliche Kunst oder Wissenschaft zu sein scheint, wie manche, die sich auf „logie" endigen, und die ein späteres Jahrtausend kaum noch wird verstehen können und unter die geschichtlichen Kuriosa rechnen wird. Osceola starb bald, des Kerkers ungewohnt, man kann ihn neben Philopömen, dem letzten Griechen, für den letzten freien Indianer ansehen. Die Seminolen wurden vernichtet, ihr letzter Rest ward über den Missisippi transportirt. — Um eine Nemesis ist die Geschichte nicht verlegen, die Vereinigten Staaten haben sie wohl erfahren: der große Rebellenkrieg, der heute noch verwilderte und verödete Süden, stehen als Warnungstafeln in ihrer Geschichte da. —

Noch existiren über 300,000 Indianer im Gebiete der Vereinigten Staaten von Amerika. Oestlich vom Missisippi wohnen nur noch wenige zerstreut unter den Weißen und friedlichen Beschäftigungen obliegend, im Staate New-York und zwar im Nordwesten desselben gegen sechstausend, die einen amerikanischen Obersten zum Häuptling ernannt haben, der ihre Rechte wahren soll und sie vertritt. Korbflechten, wenig und ungern getriebener Ackerbau, Stickereien und Schnitzereien, Fabrikation von Töpferwaaren und Bereitung von Ahornzucker sind die Hauptbeschäftigungen der sogenannten „zahmen" Indianer unserer Tage; die beiden letzteren Zweige ihrer Thätigkeit sind als ererbte Fertigkeiten ihres Volkes besonders bemerkenswerth. Ueber die Töpferwaaren der Indianer schreibt Ephraim C. Squier:

„Um jedes Indianerdorf im Westen sind Ueberbleibsel von Töpferwaaren angehäuft, auch die Kirchhöfe der verschiedenen Stämme besitzen einen Ueberfluß an rohen Thon- und Lehmgefäßen, die als Zeichen der Pietät bei den Todten niedergelegt wurden. In früheren Jahrhunderten war die Töpferkunst bei den Indianern allgemein verbreitet, es gab früher fast nur thönerne Gefäße bei ihnen, die erst seit der Ankunft der Weißen durch metallenes Geräth verdrängt wurden. Die Art und Weise der Bereitung und Formung des Materials wird von alten Beobachtern genau beschrieben, scheint allen Stämmen gemeinsam gewesen zu sein und ist bis auf den heutigen Tag dieselbe geblieben. Diese Arbeit fiel meistens den Weibern zu, die den Lehm kneteten und die Gefäße formten. Die Erfahrung scheint sie darüber belehrt zu haben, wie die Masse zusammenzusetzen sei, damit sie der Feuerwirkung widerstehen könne; deshalb finden wir, daß sie Quarz, zerriebene Muscheln und Flußsand in gewissen Mengen untermischten. Bei verlassenen Lagerstätten der Indianer in Ohio fand man diese mit zerriebenen Flußmuscheln versetzte Töpfermasse fertig vor. Die Indianer am mexikanischen Golf scheinen die künstlichsten Töpfer gewesen zu sein, ihre Gefäße sind durchweg feiner gearbeitet,

größer und symmetrischer. Sie modellirten die Formen nach gewissen Regeln und buken sie in kunstreichen Oefen. Größere Gefäße wurden in Weidenkörben modellirt, die Körbe wurden dann verbrannt und drückten der Form ihre Verzierungen ein. Manche Stämme im Westen pflegen diese Art der Topfmanufaktur heute noch." —

Ueber die Ahorn-Zucker-Bereitung unter den Indianern erzählt Charles Lanman:

„Es ist im April, und die Jagdsaison naht ihrem Ende. Obwohl die Erde noch schneebedeckt ist, zeigt sich die Mittagssonne doch schon kräftig. Die Medizinmänner haben dem großen Geiste das erste Produkt eines der frühesten Bäume im Distrikt als jährliche Opfergabe geweiht. Dies ist das Zeichen zum Beginn der Arbeit; die Weiber schicken sich an, hölzerne Tröge zum Aufnehmen des flüssigen Schatzes in Bereitschaft zu setzen, und wenn sie fertig sind, zapft man verschiedene Ahornbäume in der Nähe an, und der Saft beginnt zu laufen. Zu derselben Zeit haben die Männer das nöthige Feuer vorbereitet und irdene, messingene oder eiserne Kessel über dasselbe gehängt. Der Saft fließt nun in reichen Strömen, das Lager bietet von einem Ende zum andern ein bewegtes und fast romantisches Bild, welches während der Zucker-Zeit Tag und Nacht unverändert bleibt. Die Männer liegen umher, halten Scheibenschießen ab oder spielen das Mocassin-Spiel. Die Hauptarbeit fällt den Weibern zu, die nicht nur die Kessel beaufsichtigen, sondern in der freien Zeit auch die hübschen Birkenkörbe anfertigen, in die der Zucker gepackt wird, wenn er fertig ist. Die Knaben und Mädchen bringen den Saft von den Trögen nach den Kesseln. Um die Mahlzeit kümmert man sich wenig; wenn sie kein Wild ohne viele Mühe in der Nähe finden, leben sie vom Zucker. — Im Juni war Alles fertig, einige fünfzig Birkenkähne verließen die grüne Bai, der Pilgerzug nach Mackinaw begann. Die Entfernuug beträgt fast 200 (englische) Meilen, und da die Canoes nicht nur schwer mit Zucker, sondern auch noch mit Fellen beladen sind, geht die Reise langsam von Statten; in zehn Tagen hofft man das Ziel erreicht zu haben. Männer und Weiber sind mit ihrer Erndte zufrieden und in guter Stimmung; manch' ein wildes Lied ertönt über den stillen See, daß die Uferfelsen widerhallen. Am Abend sucht man einen passenden Landungsplatz, schlägt den Wigwam auf und verbringt einen guten Theil der Nacht mit der Erzählung von allerlei Geschichten am Lagerfeuer. Lange nachdem die Sonne über den blauen Wassern im Osten wieder emporgestiegen ist, schickt man sich zur Weiterreise an. So vergeht Tag um Tag, bis Mackinaw vor ihnen liegt, an einem Felsenvorsprung ziehen sie die Kähne an's Land und schlagen die Zelte auf. Dann beginnt der Tauschhandel, die Handelsleute sind da; für Felle, Zucker und Körbe giebt es Mehl und gesalzenes Schweinefleisch,

Decken und Messer, Flinten und Munition und alle Haushaltungsgegenstände, und mehrere Tage herrscht ein äußerst reges und bewegtes Leben." —

Viele Indianer leben jenseit des Mississippi auf bestimmten Reservationen, die kein Weißer ohne ihre Erlaubniß betreten darf. Solche Reservationen giebt es fast in allen Staaten und Territorien, die meisten in Dakotah, Kansas und Nebraska. Das eigentliche „Indianer-Territorium" liegt zwischen Texas, Neu-Mexiko, Colorado, Kansas, Missouri und Arkansas, es umfaßt über 3200 Quadratmeilen, ward aber 1870 nur von 60,000 Indianern bewohnt. Weiße und Farbige wohnten an 9000 dort, die aber nur als Männer von Indianerinnen das Recht zur Ansiedelung erhalten. Die Reservationen der einzelnen Stämme dort sind scharf begrenzt; die zahlreichsten sind die Cherokees mit fast 15,000 Köpfen und die Creeks mit 13,000 Seelen. Die wenigen dort noch lebenden Seminolen hielten sich früher Negersklaven, die jetzt natürlich frei sind, von ihren Herren mit Verachtung behandelt werden und sie dafür tyranniſiren; die Schwarzen besorgen den Ackerbau, und ihre früheren Gebieter sind meistens von ihnen abhängig. Die Choctaws und Chickasaws halten neben vereinzelten Senekas im Staate New-York die höchste Kulturstufe unter den jetzt lebenden nordamerikanischen Indianern inne, sie besitzen gute Schulen und leben in geordneten Verhältnissen. Sie beweisen, daß es dem rothen Manne nicht an Fähigkeiten und Talenten gebricht; war doch auch der frühere Präsident Mexiko's, Benito Juarez, ein Vollblutindianer. Viele dieser zahmen Wilden sind zu Wohlstand gekommen, doch sterben sie unaufhaltsam von Jahr zu Jahr mehr aus.

Die wilden Indianer der Steppe sind jetzt eine verkommene, dem Raub und dem Trunk ergebene Menschenrace, die Geißel der anstoßenden Bevölkerung, mit der sie trotz aller Vorsicht und aller Forts in fortwährendem kleinen Krieg leben. Schwer ist es, sie zu erreichen und zu züchtigen, falls sie Mordthaten begangen haben, es erfordert ungemeine Kosten und große Strapazen. Die anwohnenden Grenzer geben ihnen gewöhnlich an Wildheit und Grausamkeit wenig nach, und so ist das Sündenregister meistentheils ein gegenseitiges. Die Modocs an der kalifornischen Grenze, die vor etlichen Jahren zahlreiche Greuel begangen hatten, wurden in der natürlichen Festung der Lavafelder erst nach langem und opferreichem Kriege bezwungen; als Seitenstück dazu überfiel eine Schaar Weißer vor einigen Jahren ein Indianerlager und mordete über 120 Personen, meist Weiber und Kinder, ohne Schonung und Erbarmen und ohne triftigen Grund. Hier und da giebt es alte Hinterwäldler, die aus dem Indianermord ein stehendes Geschäft machen. Ein alter Jäger, der vor mehreren Jahren in Nevada starb, gestand auf dem

Todtenbette ein, er habe während seines Lebens mindestens 150 Indianer umgebracht. Er hatte, so sagte er, Grund dazu. Ihm war vor langen Jahren seine gesammte Familie, Frau, Töchter und Knaben, ein Opfer indianischer teuflischer Grausamkeit und Blutgier geworden; seitdem lebte er einsam, in versteckten Höhlen, auf steter Suche nach den rothen Teufeln; der lange Ben ward der Schrecken der Wilden; Nachts umkreiste er ihr Lager, und seine Büchse verfehlte nie ihr Ziel. Seinen wahren Namen verrieth der „lange Ben" nie, er war deutscher Abstammung. —

Die Politik, welche die Regierung gegen die Indianer befolgt, ist eine schwankende. Bald neigt man sich dem System unnachsichtlicher Strenge zu, bald dem des Gewährenlassens. Auch mit Quäkermitteln suchte man den fressenden Gemeinschaden eines Volkes, das man verdorben und entsittlicht hat, zu heilen; aber die Quäker waren für längst vermoderte Generationen der Indianer am Platze; damals, als der Funke der Menschlichkeit und der Menschenwürde noch in der Brust des rothen Waldsohnes der Wildniß glühte, hätten die Quäker ihn vielleicht auf bessere Bahnen leiten, ja, civilisationstüchtiger machen können; jetzt ist es viel zu spät, es hilft keine Quäker-Sanftmuth und -Geduld mehr. Die Amerikaner wissen es wohl, was sie dem Indianer gegenüber verbrochen haben; ein prominenter Amerikaner, Lewis Caß, äußert sich darüber:

„Die große moralische Schuld, die wir gegen diese unglückliche Race abzutragen haben, wird allgemein gefühlt und anerkannt. Der Indianer will nichts von andauernder Arbeit wissen, ihm fehlt der Blick und die Sorge für die Zukunft. Von Kindheit an hat man ihn gelehrt, seine Traditionen und Einrichtungen heilig zu halten, er fürchtet den Zorn des großen Geistes, falls er von seiner Vätersitte abweicht. An berauschende Flüssigkeiten hat er sich schmählich gewöhnt, er giebt sich ihnen mit einer Leidenschaftlichkeit hin, die nichts zügelt. Krieg und Jagd sind seine einzigen Beschäftigungen. Wir stehen ihnen gegenüber nur vor dieser Alternative: entweder bleiben sie innerhalb der Grenzen unseres Volkes, oder man entfernt sie in unbewohntere Gegenden. Geschieht das Erstere, so ist ihr Schicksal bald besiegelt, nur durch das Letztere können wir hoffen, ihre Anwesenheit erträglich zu machen, sie allmählich zu bessern und auf einen höheren Standpunkt zu erheben."

Die vorstehenden Worte wurden 1831 gesprochen; man befolgte den Rath und schickte sie weiter und weiter, in die unbewohntesten Gegenden, die man finden konnte. Aber die weiße Bevölkerung folgte ihnen auch dorthin, der Westen nahm einen gewaltigen Aufschwung, und bald giebt es in den Vereinten Staaten keine Einöde mehr, in die man sie verbannen könnte. Man steht jetzt vor einer andern Alternative: entweder muß man sie vernichten, sobald sie Anlaß zu

Klagen geben, oder man muß allen, auch den bis jetzt noch frei umherstreifenden Stämmen bestimmte, eng begrenzte Reservationen geben, auf denen sie scharf bewacht und mit Hülfe und auf Kosten der Regierung ernährt werden. Beides wird noch große Opfer an Geld und Blut kosten; aber wir wiederholen: was du säest, wirst du ernten; Fluch und Elend hat man gesäet, darum kann man auch nur dasselbe jetzt zurückverlangen! —

Die Zeiten sind längst verschwunden, da man die Naturvölker mit den Augen eines Chateaubriand ansah und von Rousseau'schen Idealen träumte, da Seume's Wort: „Seht, wir Wilden sind doch bessre Menschen!" ein in unserem Sinn geflügeltes war, von der sentimentalen Schwärmerei für die Wald- und Dorfidylle ist man zurückgekommen, und selbst Auerbachs Schwarzwälder sieht man mißtrauisch an und frägt sich: Denken die Leute wirklich so zart, sind sie in der That so feinfühlig? — Unsere Zeit — und vollends in Amerika — brüstet sich gern mit dem Streben nach Wahrheit, nach Thatsachen, praktischem Verstand und viel gesunder Vernunft; aber die amerikanische Wahrheit ist nicht immer zweifelsohne, und kaum immer reinlich. Ueber dem vermeintlichen Ruhm der Größe und der Freiheit vergißt man in Amerika gern die Schatten, die vom Licht, selbst dem strahlendsten, unzertrennlich sind, und möchte der Welt gern eine Geschichte aufoktroyiren, die nie geschehen ist. In den amerikanischen Geschichtsbüchern findet man seltsame Urtheile und Verdrehungen; die Geschichte des amerikanischen Revolutionskrieges erinnert stark an die französischen Berichte von siegreichem Rückwärtskonzentriren — die ganze Geschichte, wie die amerikanische Jugend sie lernt, ist eine offizielle Schönfärberei und Thatsachenverrenkung ohne gleichen, der Puritaner wird ein Halbgott, und vollends der Indianer ein vollendeter Teufel! Der hochgelahrte Herr Quakenbos, Professor der Geschichte am Columbia-College zu New-York, sprach in einem seiner Geschichtsvorträge zu den Studirenden von dem Charakter der englischen George und glaubte sie zu charakterisiren, indem er sagte, sie hätten viel von der Faulheit und Dummheit an sich gehabt, von den Eigenschaften, die Erbgüter der teutonischen Race wären. Und die Studenten applaudirten! Ein Commentar zu diesen Worten ist überflüssig.

In den Durchschnittsgeschichtsbüchern, welche die amerikanische Jugend liest, findet man die Erfindung der Buchdruckerkunst einem Niederländer zugeschrieben, die Reformation ging von England aus, bei Luther war die Gnade und Erweckung nie recht zum Durchbruch gekommen, Carl der Große war ein Franzose, die Zeit der deutschen Macht und Größe im Mittelalter ignorirt man, die Sachsen und Angeln aber waren keine Deutschen, sächsisch und deutsch sind starke

Gegensätze — so lehrt man. Wem fällt da nicht das Horazische ein; difficile est satiram non scribere? oder wer lacht da? —

Doch auch in Amerika giebt es weiße Raben, ein solcher ist die amerikanische Schriftstellerin Mary Henderson Eastman, indem sie für die Indianer eine Bitte einlegt:

„Das Licht des großen Berathungsfeuers, dessen lohender Schein einst das weite Land erhellte, das wir nun unser eigen nennen, flackert nur noch dürftig und droht bald zu erlöschen. Unsere Väter waren hier Gäste und wärmten sich manches Mal an seinen gastfreundlichen Strahlen; jetzt sind wir Herren und herrschen mit eiserner Hand über die, welche einst die Pilgrime und müden Wanderer aus den Ländern fern über dem Meer freundlich empfingen und großmüthig pflegten. Der Heerd, auf dem die Asche seines Feuers gemach zerstäubt, steht wüst, die zerfallenden Schlacken flackern noch manchmal zu kurzem Leben auf, um bald in noch traurigeres, stilleres Dunkel zu versinken. Bald wird die letzte Asche, die noch übrig ist, verweht sein. Denke daran, o Gesetzgeber, der du in der großen Berathungshalle deines Landes stehst, sprich ein Wort für sie, auf deren Pfad der dunkle Schatten des Todes fällt!" —

Die edle Dichterin mag sich mit Platen trösten, der einst ausrief: „doch ungehört verhallen meine Worte!" — Die Herren, die im Capitol sitzen, haben etwas Besseres zu thun, als für eine Nation menschlich zu fühlen, die sie und ihre Väter erbarmungslos zertraten. Die Indianer-Commissionen und Agenturen sind fette Bissen, man kann Geld dabei verdienen. Erst im verwichenen Jahr konnte man nicht umhin, anzuerkennen, daß die Indianer unerhört betrogen würden. Die Zahl der Ochsen und wollenen Decken, die ihnen die Regierung vertragsmäßig zu liefern hatte, stimmte allerdings; aber das Vieh, das sie erhielten, war krank, abgetrieben und verhungert, die Decken zerrissen und vermorscht und das Mehl verdorben! — Wenn die Indianer sonst nichts zu rücksichtslosem Raube zwingt, so treibt sie der Hunger. Der Häuptling „die rothe Wolke" machte jüngst eine Visite bei'm großen Vater, dem Präsidenten; man wollte ihm das Reservatrecht seines Stammes auf die vielleicht goldhaltigen, werthvollen „schwarzen Berge" abschwindeln. „Wie viel gebt Ihr mir?" frug der Sohn der Wildniß. — 25,000 Dollars, war die würdige Antwort. — „Ja", sagte das Kind der Wälder mit leisem Lächeln, „in Geld? Naturallieferungen, fadenscheinige Decken und krankes Vieh können deine rothen Kinder nicht gebrauchen." — Der große Vater mag sich doch noch ein wenig geschämt haben. —

Vor mehreren Jahren sah ich eine Indianergesandtschaft in New-York; mit Federn und Platten geschmückt, etwas theatralisch ausstaffirt, stolzirten sie einher, muskulöse, kräftige Gestalten, noch immer, wenigstens äußerlich, ein stolzes hoheitsvolles Geschlecht. Aber

auf ihrer Stirn sah ich die Kummerschrift des Hasses, das ätzende Gift eingeprägt, das ein jahrhundertlanges Leiden wie ein rothes Siegel ihnen aufgedrückt hat. Ihre Augen flammten unterweilen empor und maßen die plappernde Menge um sie her mit Tigerblicken. Bei'm Festmahl wurden sie im Champagnergenuß lustig und aufgeräumt — Champagner und Indianer, eine sonderbare Zusammenstellung! Mit Gier verschlangen sie die Speisen, Compot bestreuten sie mit Pfeffer, Pudding mit Senf, sie vertilgten Alles, was man ihnen vorsetzte, ohne Unterschied und Wahl. Dazu unterhielten sie sich laut und lärmend in ihrem Privatidiom. Es ging mir zwar, wie in Freiligraths „ausgewandertem Dichter" zu lesen steht:

Verstanden habe ich der Worte keines,
Doch hat mich stets zu hören sie verlanget,
Es war ein Klang drin, gleich den Tönen eines
Schilds, der im Wind den Ast schlägt, dran er hanget;

aber etwas weniger melodiös, es war vielmehr ein Ton in ihrer Sprache, der mich an zwei zusammengeschlagene Blechstücke lebhaft erinnerte. —

Sic transit gloria mundi. Noch kann man in Amerika manches Mannes Abkunft erkennen, in dem indianisches Blut steckt. Der Gang der Indianer, welche die Füße bei'm Gehen schnurgerade hintereinander setzen, so daß ein Fuß in die Spur des andern tritt, ist zu charakteristisch, als daß man ihn übersehen könnte, er verwischt sich selbst in der dritten und vierten Generation nicht. Eine Fülle von theils poetischen und fremd klingenden, theils schwer aussprechbaren Fluß-, See- und Bai-Namen, und ein wenig Abwechslung in der ohne die Indianer gar zu dürftigen und poesielosen Geschichte Amerika's, das sind die Spuren des rothen Mannes, welche die Jahrhunderte überdauern werden. Die jetzt noch lebenden Wilden dienen der vornehmen Welt in Washington als erfrischendes novum im Einerlei der faden Soireen, man schleppt sie in die feinen Cirkel, wenn sie alljährlich den großen Vater besuchen, erfreut sich kindisch an den bunten Lappen, die um die Broncefiguren hängen, und füttert sie wie die Menageriethiere ab. Hier und da dienen sie als Staffage. Als ich am oberen Mississippi in einer Mondscheinnacht den Fluß befuhr, sah ich sie auf einer Insel im Strom bei'm lohenden Lagerfeuer sitzen. Die nackten Felswände — der rauschende gewaltige „Vater der Ströme" — Lagerfeuer — Mondschein — Indianer — es müßte ein hübsches Oelgemälde abgeben — mir war zu Muthe, als sehe ich ein Traumbild. Bald werden sie von der Bildfläche der westlichen Hemisphäre hinwegcivilisirt worden sein. Der Geist unserer Zeit hat sie aus dem goldenen Buch des Lebens schon lange ausgestrichen. Pulvis et umbra sumus.

XXI.

Im Essex-County. Die verlassene Farm.

Der späte Nachmittag eines heißen Sommertages lag still und brütend auf dem Lande. Kein Laub rührte sich am Baum, kein Ton erscholl durch die lauschige Wildniß, nur hier und da das gedämpfte Anschlagen eines gefiederten Waldgastes oder das feine Gesumm einer Biene, die langsam, seimnaschend, durch das endlose Labyrinth von rothen und gelben Blüthen zog. Das fahle Laub des vergangenen Jahres knisterte und rauschte unter meinen Füßen, als ich den einsamen Waldpfad entlang schlenderte. Jetzt war eine kleine Anhöhe erreicht, schwellendes Moos lud zum Ruhen ein. Ich warf mich in dem vollen, seligen Bewußtsein, einmal dem engen Gefängniß entronnen zu sein, dem Riesenpfuhle moderner Lebensbarbarei, den man gewöhnlich minder poetisch als Hamerling Stadt nennt, auf den weichen Naturteppich hin, genoß in vollen Zügen das wonnige Gefühl der Freiheit und sog tiefathmend den frischen Duft des Waldes ein. Eine kleine Lichtung öffnete meinem Blick eine reizende Aussicht auf eine grünumbuschte Schlucht, auf deren verschiedenfarbigen, hellen und dunklen Baumschlag das Sonnenlicht, das sich zitternd und oft gebrochen durch die Wipfel einen Weg bahnte, eigenthümliche Reflexe warf. Auch hier war es tiefstill, doch nicht todt; auch hier pochte noch Leben und Weben in der Natur; ein tiefer, unbestimmter, gleichsam klagender Ton ging durch die Wälder, das Athemholen der Bäume, die unter dem heißen Strahle leise zitterten und bebten, oder des heiligen Pan Syringe, der einst die Natur in den sieben unerschöpflichen Weltweisen unterrichtete, aus denen Dichter und Vögel noch heute borgen, wenn auch längst die hellenische Sonne nunmehr hinter den Nebelbergen grauer Vorzeit versunken ist mit all' ihrer heiteren Lebenslust und ihrer sinnigen Naturfreude.

Eine kurze Rast, und weiter eilte ich, die Schlucht hinab, das jenseitige Gelände hinauf. Von einem Fußpfad waren kaum noch Spuren vorhanden, doch bahnte ich mir mit leichter Mühe einen Weg durch das lichte Gestrüpp, das die Anhöhe krönte. Plötzlich stand ich vor den Resten eines morschen, halb verfallenen Zauns; ein geräumiger Obstgarten dehnte sich hinter ihm aus, den die Menschen wohl lange vernachlässigt haben mochten, den aber die ewig spendende Natur reichlich aus ihrem Füllhorn bedacht hatte. Wege und Steige darin waren fast nicht mehr erkennbar, so üppig wucherten großdoldige Rosaceen und vielrispiges Paspalum in schrankenloser Herrschaft über die verwilderten Gründe hin, aber rothbäckige Aepfel und saftige Pfirsiche schimmerten aus dem dichten Laube als beredte

Zeugen menschlicher Cultur. Tiefstiller Friede herrschte rings, nur die Bienen summten in den öden Räumen; mit Mühe drang ich durch das blumige Grasfeld, nirgends vernahm ich den Ton der Menschenrede, noch hörte ich nah oder fern den willkommenen Laut thätiger Arbeit. Auf einem halbverwitterten, altersmüden Birnbaum saß ein listig blickendes graues Eichhörnchen und sah mich neugierigklug und erstaunt mit furchtlosen klaren Aeuglein an.

Endlich schimmerte ein Haus durch die Büsche. Die Obstbäume nahmen ein Ende, Zierpflanzen umschatteten das Gebäude. Gewaltige Rosenlorbeerdickichte bildeten regelmäßige Hecken, denen nur die wartende Hand fehlte; riesige Rhabarberstauden mit kolossalem, fast exotischem Blattschmuck umgaben ein leeres Bassin, in dessen Mitte ein weißes Marmorbild stand. Ja, sie war es, die meerschaumentstiegene Göttin Aphrodite, verstümmelt zwar und von Regen und Sturm versehrt, doch immer noch das Symbol der Schönheit, das Werk einer kundigen Meisterhand. Kein Laut war ringsum vernehmbar, es überkam mich in dieser schweigsamen Einsamkeit wie ein leiser Schauder. Ich dachte an die Märchenbilder aus meiner fröhlichen Kinderzeit, nun hatte ich es ja gefunden, das verwunschene Schloß, in dem Brunhilde schlief, das Dornröschen aus den uralten Sagen; oder war hier die Grotte der Venus, in die ich als zweiter Tannhäuser gedrungen war? Ich summte leise Eichendorff's Worte vo mir hin „von Bildern, die über'm Gestein in dämmernden Lauben verwildern" .....

Nichts rührte sich. Ich eilte vorwärts, das Haus lag vor mir, ein zweistöckiger Holzbau, nicht ohne Geschmack im französischen Styl errichtet, aber vermorscht, verwahrlost und verkommen wie der Garten. Die Fensterladen waren theils geschlossen, theils hingen sie altersgebeugt, zerbrochen und trostlos hernieder. Ich rief, ich pochte; einsam blieb es, mein Ruf verhallte in der wüsten Stätte, Staub wirbelte empor, als ich an der Thür rüttelte — keine Antwort. Alles war verschlossen und verlassen, hier konnte Niemand wohnen, nichts verrieth die Menschenhand. Ich riß an dem nächsten Laden, knarrend schlug er zurück, das Fenster war zerbrochen, Staub und welke Blätter lagen in dem öden Zimmer, und die Spinne hatte ihr Nest dort gebaut, wie weiland in den Hallen von Afrasiab.

Ich setzte mich auf die Stufen; leicht hätte ich vollends in die leeren Gemächer dringen können, doch hielt mich eine eigenthümliche Scheu zurück. Vielleicht war hier die Stätte grauser Mordthat, ein Verbrechen war hier verübt worden, drinnen in der Stube wartete der berüchtigte Blutfleck auf mich, um meine erhitzte Phantasie vollends zu entfachen — vielleicht . . . eitle Ausgeburten romantischer Träumerei! Ich wandte mich in den Garten zurück und pflückte ein dunkelsammtnes Tausendschön, das fremd genug zwischen den ein-

heimischen Sommerblumen stand, zündete mir eine Cigarre an und setzte mich auf einen epheuumwucherten Stein, der inmitten eines runden Rasenstückes lag. Die Wildniß des Gartens und die Oede rings um das verfallende Haus hatten etwas unsäglich Stumm-Trauriges, wie ein sentimentaler Vers aus Tennyson oder ein düsterer Lenaugedanke. Die Menschen, die hier einst in Haß und Liebe neben einander hergegangen waren, hatten längst ihrem Geschick den Tribut gezahlt, wie es schien, einem düsteren und feindlichen. Die verwilderten Anlagen lagen vor mir wie eine fremde Räthselschrift.

Aus meinen Träumereien weckte mich der monotone Grillengesang, der sich mit dem neigenden Tage erhob; die Sonne war im Sinken; noch einen glührothen Blick sandte sie auf die verlassene Farm, dann verschwand sie hinter den Baumwipfeln. Die weißen Abendnebel lagerten sich schon über die Gegend, als ich meinen Heimweg antrat, es war fast dunkel geworden, als ich bei dem alten Farmer wieder eintraf, in dessen Hause ich die Ferien zu verbringen beschlossen hatte. —

Die Abendmahlzeit war beendet. Ich saß mit dem alten Pearson in der Weinlaube. Unser Gespräch drehte sich um die Tagesfragen, die meinem Wirthe nicht fremd waren, da er sich trotz seines hohen Alters ein lebendiges Interesse für die Geschicke seines Landes bewahrt hatte. Doch konnte ich ihm manches Neue, Ernstes und Heiteres, aus der Stadt berichten, das er mit wohlgefälligem Schmunzeln oder mit ernstem Kopfschütteln entgegennahm. Endlich war unser politischer Gesprächsborn versiegt, ich erzählte ihm von meinem Nachmittagsspaziergange, von dem Abenteuer meiner Entdeckung jener verlassenen Farm im Walde.

„Kenne sie wohl", sagte der Alte und nickte, „sie steht noch wie vor dreißig Jahren da. Und ist Euch kein Geist dort begegnet?" fuhr er fort, „der Ort steht in der Umgegend in üblem Ansehen, es spukt dort. Ein kluger Bostoner kam vor ein paar Jahren hierher und wollte sie kaufen, hübsch einsam und ruhig ist es da oben im Forst, und der Boden ist auch gut, aber es war Keiner aufzufinden, von dem er sie hätte kaufen oder pachten können; die Erben mögen heute noch prozessiren. Der kluge Bostoner schloß einen Miethvertrag mit dem Präsumtiv-Erben ab, aber er hatte sich verspekulirt, der Pseudo-Erbe verduftete bald und ließ ihm das Nachsehen; die wirklichen Erben hingen ihm noch eine Entschädigungsklage an, und er ging eilends nach dem „Hub" zurück, etwas klüger als er hergekommen war und etwas betrübter."

Ich lachte. „Warum hat die Farm aber so lange leer gestan-

den?" frug ich, es war doch unmöglich Spuk allein, der die Menschen so lange davon abhielt."

„Der Besitzer war todt", erwiderte der Alte, „und Niemand kümmerte sich darum, und Niemand meldete sich dazu, lange Jahre lang. Doch das ist eine längst vergessene alte Geschichte", fuhr er fort und stand auf, „die wir vielleicht ein anderes Mal besprechen Es wird spät und kühl, kommt herein, der Thau fällt stark." —

Wir gingen in's Wohngemach und suchten bald die Ruhe. Es fiel mir auf, daß mein alter Freund so bald von dem Gespräch abbrach, ich konnte das Bild der verlassenen Farm so schnell nicht verwinden, Nachts stand ich im Traum davor und setzte mir schon ein artiges Romänchen darüber zusammen. Oefters wandten sich meine Schritte in den nächsten Tagen nach der öden Besitzung. Die Bienen summten dort wie immer, und die Grillen zirpten auf den wüsten Grasplätzen und an dem leeren Bassin, doch sonst geschah nichts, das meine Neugierde hätte befriedigen können. Geister waren nicht da, nur der Waldgeist der Oede, mit dem ich schon vertraut war, der im zierlichen Moose wie in den Baumkronen der Ahorne webte und die alten einsamen Waldweisen sang, die Melodie der Kindheit, die man nur einmal im Leben mit vollstem Genusse hört. — Und so verstrichen Wochen. Der alte Pearson entwandte sich mir stets, wenn das Gespräch auf die Farm kam, es war, als ob ihre Geschichte mit seinem Lebensgeschick in engster Verbindung stand, das erfuhr ich wohl, weiter nichts, der Alte war gar verschlossen und ernst, von einer stimmungsvollen Würde, wie sie sonst Leuten seines Schlages selten eigen zu sein pflegt. Umsonst suchte ich mich in sein Vertrauen zu stehlen, ich schlug den Stein, aber er gab kein Wasser.

Endlich kam mir die günstige Stunde. Es war ein klarer Sonntagsmorgen und unsere Hausleute in der Kirche; der Alte war mehrere Tage recht leidend gewesen, ich hatte ihn nach Möglichkeit pflegen helfen, da war eine zutraulichere Stimmung über ihn gekommen. Im Hause und draußen herrschte eine rechte Sonntagsstille, kein Lüftchen rührte sich, und kein Blatt bebte. Der Alte lag in seinem Sorgenstuhl, neben ihm saß schnurrend seine große blaue Cyperkatze, die er von Zeit zu Zeit lässig streichelte. „Und nun", begann ich, „wie war's mit der verlassenen Farm?" —

„Ja, ja", sagte der Alte wie zur Selbstentschuldigung mit leisem Murmeln, „und warum sollte ich Euch das nicht erzählen? Meine Tage sind gezählt und die Geschichte thut Niemandem ein Leid mehr. Es ist eine einfache Historie ohne Mord und Blut, nicht so, wie sie draußen in der weiten Welt sie lieben. Doch vernehmt.

Ich war wohl einst ein frischer, schmucker Bursch' in meinen jungen Jahren. Der Vater starb bald, die Mutter hatte zu leben und blieb bei dem ältesten Bruder auf der Farm. Der heirathete

denn auch, und so ward ich überflüssig in der Wirthschaft, zog nach New-York, ging in's Geschäft und lebte still und gleichmüthig dahin. Sorgen hatte ich keine, denn ich war fleißig und pünktlich, hielt meine paar Cents zusammen und suchte wenig nach Zerstreuungen. Umgang genoß ich wenig; am wenigsten ging ich den Frauen nach. In meiner Eltern Hause war nicht immer Alles so gewesen, wie es hätte sein sollen in einer rechten Ehe, nicht gerade ein offenes Unglück, doch wenig herzliche Zuneigung und verschiedene Ansichten, die mit den Jahren schroffer wurden und manche Scene herbeiführten, die an meiner Kinderseele nicht ohne Spuren hinterlassen zu haben, vorüberzogen. Kinder sind scharfe Beobachter, Herr, und leicht empfänglich für die Schlagschatten, die dunkle Stunden über das alltägliche Leben werfen. Und so kam es, daß ich die bessere Hälfte der Menschen mehr wie meine Altersgenossen mied.

Doch die Natur will ihr Recht, und Umstände verändern die Menschen. Ich zog aus der Stadt und legte mir nach einigen Jahren hier im Städtchen ein kleines Geschäft an. Hier und da gab ich auch Unterricht, ich hatte manches gelesen, wenn auch nicht alles verdaut; die Geschichten der Menschen hatte ich weniger studirt, als ihre Wohnsitze, ihr lebendiges Schaffen und Treiben, ihren Kampf mit dem Leben. Meine Kenntnisse waren wohl lückenhaft und nicht immer gründlich, doch aber nicht ohne eigenes Denken und Grübeln vermehrt. Mit Kindern ging ich gerne um, und sie horchten mir gern. Hier draußen aber war wenig Gelegenheit zum Unterricht, man redete mir von allen Seiten zu, und so nahm ich einen Gehülfen für meinen Laden an und hausirte mit meinem Wissen in manchen Familien, mehr durch die Verhältnisse dazu gedrängt, als aus innerem Drange. Natürlich kam ich mehr unter Menschen, als bisher, ich schliff mich ab und lernte die gute Sitte des gefälligen Umgangs. Mein Leben ward bewegter und interessereicher, als in der Stadt. Im größten Gewühl ist man ja oft am einsamsten, wenn die Dinge theilnahmlos am äußeren Auge vorübergleiten und am innern nicht haften.

Ich sagte, die Natur will ihr Recht. Die Jahre waren gekommen und gegangen, ich stand allein, und das that mir oft weh. Ich sehnte mich nach einer lieben Hand, die nach dem Tagewerk den Schweiß von der Stirn wischt, die Kummerfalten glättet und die Heimath erst zum wirklichen Heim macht. Ich war ein frischer, freundlicher Gesell mit etwas peinlich-ehrlichen Vorsätzen, recht verträglich und still, warum sollte mein Leben wie ein leise sickerndes Bächlein im Sande verlaufen? Licht und Schatten bringt die Ehe, das wußte ich wohl, warum sollten in meiner die dunkeln Seiten vorherrschen? Regen und Sonnenschein wechseln ja auch in der Natur, und ich glaubte, Geduld genug erworben zu haben, um auch dem dunkelsten Tag noch ein

verschämtes Lächeln abgewinnen zu können. Und darum warf ich mein Auge unter den Töchtern des Landes umher, an denen es keinen Mangel gab.

Wie ich dann ein Herz gefunden, das mit dem meinen harmoniren zu wollen sich anließ, weiß ich kaum noch selber. Das Unglück hat eine lange Geschichte, das Glück eine kurze. War's mir doch in der Weltgeschichte immer so sonderbar erschienen, daß man bogenlang von den Ungeheuern unter den Menschen sprach und ihre geheimsten Gedanken und ihrer Bosheit Triebfedern aufspürte, doch von den edlen Charakteren und den glücklichen Zeiten so gar wenig wußte, daß man in den Gedichten immer die Hölle in den glühendsten Farben und den Himmel nur in unbestimmten Contouren zu schildern verstand! Nun ist's mir klarer geworden, das höchste Glück braucht wohl keine lange Erläuterung, es ist eine kurze Freude und gerade darum so selig; oder es leidet den Ausdruck nicht, es entbehrt gern das Sezirmesser des Verstandes, es liegt im Gefühl, das sich so oft gar nicht mit den Worten der Menschensprache definiren läßt. Eine blühende Hecke, ein lauer Maiabend, vielleicht noch etwas Mondschein als Reflex, und zwei Menschenkinder, die Hand in Hand gehen — das ist eine lange Liebesgeschichte in ihrer Quintessenz, und wenig Striche genügen, um dem Bilde seinen Schatten zu geben.

Meine erkorene Lizzie war eine Schönheit, nicht nur in meinen Augen, vielleicht etwas zu still, kalt und gesetzt für Andere; mir gefiel gerade das; auch schien sie eifersüchtig genug, und wem gefällt das nicht, wenn er liebt! Scheint es dem Freier doch ein Zeichen seines Werthes und seiner liebenswürdigen Vollkommenheiten. Wir liebten uns aufrichtig, sie hing an mir mit ganzer Seele. Ihre klaren Augen spiegelten ihr offenes Herz wieder; zwar waren sie grau, aber sie schienen ehrlich. War an dem Bilde meines bräutlichen Glückes etwas auszusetzen, so war es ihre Familie, die mir nicht sonderlich paßte; die Hauptfigur war mein Glück und mein Stolz, die Staffage mein geheimer Aerger. Ich tröstete mich damit, daß nicht Alles vollkommen sein kann; du lebst ja in Zukunft nicht mit ihnen, redete ich mir vor. Ihre zwei Brüder waren förmlich, steif und oft verletzend, ihnen fehlte jede Liberalität und Anmuth der Sitte, das kleine, oft so unbedeutende gefällige Element der Convenienz, das die kleine Welt des täglichen Lebens erträglich macht, mit der wir, auch in unserem geistigen Dasein, inniger zusammenhängen, als wir oft glauben mögen. Mißtrauen und Intoleranz lagen wie ein lebentödtender Mehlthau auf ihren Seelen. Aehnlich war die Mutter, etwas milder in ihren Formen, doch auch sie mißfarbig und verachtend, nicht stolz, sondern hochmüthig, nicht unwissend, aber ignorant in ihrem Begehren nach einer Schale, die ihr einmal fehlte. Ich fragte mich oft bange, ob das Alles nicht

auch in meiner Lizzie läge, vielleicht versteckt, doch konnte ich mit dem schärfsten Auge vermeintlicher Unparteilichkeit nichts davon entdecken. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß oft verschiedene Blumen auf einem Beete wachsen, vielleicht war sie das echte Kind ihres Vaters, der schon vor langen Jahren dahingegangen war und seine Charaktereigenthümlichkeiten auf sie vererbt haben mochte. —

Es war ein milder Herbsttag, der Wald färbte sich mit seinem bunten Schmuck, als ich einen Gang in's Freie machte, diesmal allein, da meine Verlobte auf einige Tage zu einer kranken Tante gerufen war. Mein Weg führte mich vor die Thore des Ortes, wie unbewußt, selbstvergessen schlenderte ich dahin, ließ die Blicke auf der weiten, klaren Fernsicht ruhen und zog die frische reine Luft der lieblichsten Jahreszeit ein. Auf dem Felshügel machte ich Halt, man fing eben an, dort einen tiefen Einschnitt für die Bahn zu machen, die hier vorüberziehen sollte. Man hatte den Felsen theilweise schon gesprengt, eine jähe Kluft schnitt den weiteren Weg ab. Langsam wendete ich mich zum Heimwege, als ich ein Gefährt erblickte, dessen Rosse mit rasender Eile auf mich, auf die steile Tiefe zusprengten. Die Deichsel schien gebrochen, die beiden starken Thiere waren des Führers Herr geworden und gingen unaufhaltsam auf den Hügel zu. Zeit zum Besinnen war wenig übrig, die Katastrophe nahte schneller, als ich sie schildern kann. Ein Weib lehnte im Wagen, neben ihr ein älterer Mann, zwischen beiden ein Kind. Das Verderben schien unvermeidlich, an den senkrechten Felshängen mußte Alles zerschmettern. Ich warf mich tollkühn dem Wagen entgegen, eine starke Hand hatte ich, mein Griff wurde oft für eisern gerühmt. Glücklicherweise war in den tief eingeschnittenen Geleisen ein Ausbiegen der Rosse kaum möglich; ich stemmte mich mit aller Macht gegen ein Felsstück und schnellte in die Zügel des Gebisses, auf Tod und Leben. Mir schien's der Tod zu sein, der Anprall war doch zu mächtig gewesen, ein dumpfer Schmerz, eine heftige Betäubung — und seitwärts geschleudert lag ich auf den Steinen, blutüberströmt, in tiefster Ohnmacht. . . . . .

Es mochten wohl lange Stunden vergangen sein, als ich wieder zum Leben erwachte. Ich lag in einem weichen, geräumigen Bett, von allen Anzeichen behäbiger Eleganz umgeben, es war nicht das meinige — wo war ich? — Ich fuhr empor, eine leichte Hand legte sich beruhigend auf meine Schulter und hielt mich leise zurück, ich tastete nach meinem Kopfe, der in dichte Hüllen gewickelt war, ein dumpfer Druck lag auf meinem Hirn, das erst allmälig seine Denkfunktionen wieder auszuüben begann. Ja, so war es, ich war ja ohne Besinnung zu Boden gestürzt, und nun . . . .

„Er wacht, Vater!" rief eine klare Kinderstimme. Ein schlürfender Tritt ließ sich vernehmen, ein grauhaariger Herr stand vor

meinem Bette und drückte meine Hand. „Ruhe! Ruhe! sagte er gemessen und sorglich, Sie sind in guter Hand, wenn auch bei Unbekannten, zu Erklärungen ist noch keine Zeit gekommen, der Arzt hat jede Unterhaltung untersagt, regen Sie sich nicht auf. — Es scheint besser zu gehen", flüsterte er einer Dame zu, die hinter ihn getreten war. Sie nickte nur und brachte die weißen Decken in Ordnung, die ich verschoben hatte; ich wollte sprechen, sie legte den Finger mahnend an die Lippe, ein langer, prüfender Blick traf mich aus ein Paar großen, träumerischen Augen, dann sank ich matt in die Kissen zurück, eine Wolke zog um meine Augen, in halber Betäubung schlief ich wieder ein. . . . . .

So verging die Nacht, nicht immer lag ich so ruhig da, ein Fieber hatte mich gepackt und schüttelte mich, wirre Träume und dunkle Phantasieen zogen an mir vorbei, einmal war's mir, als beugte sich wieder das große forschende Auge der Frau über mich und mäße mich mit prüfendem Blick, dann sah ich die Pferde einherrasen, und Alles ward wieder nachtdunkel, wie zuvor. . . . . .

Der Morgen kam und verscheuchte die Nebel des Wahns, ich lag mit ruhigem Bewußtsein da, nur fühlte ich mich unsäglich matt. Wieder stand die Gruppe des alten Herrn mit dem Kinde und der Frau vor mir. Wenige Worte genügten, um Alles zu erklären. Meine kühne That hatte drei Menschen das Leben gerettet, die Pferde waren zum Halten gekommen, mich hatte man in tiefster Besinnungslosigkeit gefunden, eine schwere, klaffende Kopfwunde hatte ich, an die Felswand anprallend, davongetragen. Mit möglichster Sorgfalt hatte man mich hierher auf die Besitzung des Herrn Weldon getragen, ein tüchtiger Arzt ward eilends aus der Stadt geholt worden — „wir werden es Ihnen nicht vergessen, schloß der alte Herr seinen kurzen Bericht, noch einige Tage voller Ruhe sind nothwendig." Sara, das kleine Mädchen, streichelte mit theilnehmendneugierigem Gesicht meine Hand, die schöne Frau sprach noch einige herzliche Worte, dann überließen sie mich der Wärterin, die mir frische Binden anlegte und kühlendes Getränk darbot.

Und so schwanden Tage dahin. Es mußte doch wohl ein heftiger Schlag, eine gefährliche Verwundung gewesen sein, ich genas langsam, meine kräftige Jugend trug endlich den Sieg davon. Bald kam auch Lizzie, die öfters stundenlang an meinem Lager saß und mich einst vorwurfsvoll fragte, ob ich denn gar nicht an sie gedacht hätte, als ich mein Leben für die Fremden einsetzte. Ich konnte ihr nichts erwidern, mir fehlte das rechte Wort, doch ich fand es dem zukünftigen Schwager gegenüber, der einmal in ihrer Begleitung kam und hämisch über meine unpraktische Waghalsigkeit und sonderbare Schwärmerei, Menschen zu retten, witzeln wollte, ich wies ihn schroff mit der Frage ab, ob er ein Gentleman sein wolle oder nicht,

und was er sich eigentlich unter einem solchen vorstelle — er frug mich nicht mehr, und so schien allmälig Alles wieder in's alte Geleise kommen zu wollen, der Tag der Rückkehr in meine alte Behausung war schon festgesetzt worden.

Aber seltsam! In den kurzen Wochen war eine Verwandlung mit mir vorgegangen; das Bild meiner Braut, das sonst im Wachen und im Traum als glückverheißender Stern über mir geschwebt hatte, war wohl noch in meiner Seele, aber unbestimmt, nebelhaft und schwankend stand es vor mir, und immer und immer wieder trat vor mich der Gedanke an die schöne Frau mit den tiefen Gluthaugen, die unter dem Schirm langer Seidenwimpern einst in der Fiebernacht mir bis in's innerste Heiligthum der Brust geschaut hatten. Ich sah sie vor mir, die volle, üppige Gestalt, an der Alles schmeichelnde Wellenlinie schien, es war mir, als müßte ich ihr zurufen: Was quälst du mich mit der stummen Frage deiner Augen? — Einst, an einem Nachmittag, als ich in zweifelhaftem Halbschlummer lag, erschien sie mir wieder, sie beugte sich zu mir, und ihr heißer Athem streifte meine Stirn — vielleicht war es auch nur ein Traum, ich erwachte bald, sie war verschwunden, aber ein süßer Duft wogte noch durch's Gemach. . . . . .

Der Tag meiner Genesung und meiner Trennung kam. Der alte Weldon gab noch einmal dem Gefühl seiner Dankbarkeit vollen Ausdruck, er schien mir steif und förmlich und wenig herzlich, aber ehrlich und geradsinnig, er war ein reicher Handelsherr, der sich die nun verlassene Farm als Wohnsitz eingerichtet hatte; vor wenigen Jahren hatte er die weit jüngere Gemahlin heimgeführt, um seiner Sara, der Tochter aus erster Ehe, eine Mutter zu geben. Er bot mir seinen vollen Credit an, sollte ich einmal mein Geschäft hier vergrößern wollen, oder eine passende Stellung, sollte ich wieder in die Stadt überzusiedeln geneigt sein — ich schlug beides aus, ich mußte es, ich hätte das Gefühl dankbarer Abhängigkeit nicht lange ertragen können, ich wollte unabhängig sein und bleiben. Sein Anerbieten konnte ich ausschlagen, nicht das der kleinen Sara, die mich bat, recht oft zu kommen und ihr Unterricht zu ertheilen, das Kind war mir in den wenigen Wochen, die ich bei ihr verlebt hatte, so zugethan geworden, daß ich ihr die Erfüllung des Wunsches nicht verweigern mochte. Sie war so bleich und so zierlich, dabei so zuthulich und anhänglich, daß sie mein Herz bald gewonnen hatte; und warum sollte ich denn auch meinem Geschäft nicht nachgehen? Wöchentlich dreimal mußte ich ihr versprechen zu kommen, die Mama sagte wie immer wenige Worte, ein paar wohlgemeinte ceremonielle Phrasen, das war Alles — und dann fuhr mich Weldon's Wagen heim, und eine Episode meines Lebens schien ausgespielt.

Es schien nur so, ich redete es mir selber ein, und doch war es mir wie eine dunkle Ahnung, es käme noch ein Nachspiel. In meinem Zimmer lag eine zierliche Schreibmappe mit einer eleganten Stickerei und einem Namenszuge — ich packte sie still ein und legte sie fort. ich weiß selber nicht, warum; ich wußte wohl, von wem sie kam, wenn mir auch Niemand es gesagt hatte, von meiner Braut war sie nicht. Ich begann meine gewohnte Thätigkeit wieder, ich war viel beschäftigt, die Geschichte meiner aufopfernden Rettung der Weldon'schen Familie war im Städtchen viel besprochen worden, ich war eine Woche fast der Löwe des Ortes, dann ging Alles seinen gewohnten Weg — und doch nicht so ganz, ich muß wohl eine eigensinnige und hartnäckige Creatur gewesen sein, ich konnte und kann nicht vergessen — niemals. Meine Phantasie war erregt, unbestimmte Wünsche hatten mich erfaßt, ein träumerisches Selbstvergessen überkam mich oft, schwankende Nebelphantome einer dunklen, unbestimmten Sehnsucht gaukelten in einsamen Stunden um mich her. Einmal, erinnere ich mich, ging ich damals in die Stadt, in's Theater, man gab eins jener leichten französischen Dekorationsstücke, in denen es singt und klingt und lacht und tollt, wahnsinnige, sinnbethörende Töne der Lust schossen wie zündende Blitze durch den faden Inhalt, großdoldige, schillernde Blumen leuchten, und die Wasser rauschen wie in verlorenen Träumen, die Seide knistert, die Becher schäumen, die dunklen Augensterne sprühen, und die prickelnde Lust fährt durch das Mark der Jugend — ich wußte wohl, daß Alles nur Schminke und Schein und Lüge war, und daß durch den marmorweißen Leib der gepriesenen Schönheit das Gift rinnt, ich hörte den gellenden Ton der Wahrheit, der durch die tänzelnden Melodieen ernst und schaurig hindurchklang — und doch war es mir, als müßte ich es hören, doch drängte mich die Lust, und ich dachte, das Leben ist so kurz, und die Freude so wenig, und das Genießen so gering, und Nachts in meine Träume quollen die sehnsüchtigen Töne, und wenn ich sie hörte, dachte ich nur an eine, an die eine Frau mit den tiefenden, fragenden Augen . . . . .

Und so verging der Winter. Es ward Lenz. Meine Besuche im Weldon'schen Hause hatte ich regelmäßig, in meiner Eigenschaft als Lehrer, fortgesetzt; selten sah ich den alten Herrn, der mich stets wohlwollend begrüßte, seltener noch seine Frau, die mich fast zu meiden schien. Nur in Begleitung meiner kleinen Schülerin traf ich häufiger mit ihr zusammen. Wenig sprachen wir, aber die Sprache, Herr, ist ja nicht immer das wichtigste Mittel zur Gedankenmittheilung, die Augen sind es, in die muß man sehen, will man den Menschen recht beurtheilen, Lust und Leid, Gutes und Böses, Gott und Teufel, liegt in ihnen verborgen, wenn man ihre Sprache versteht. Und ihre Augen ruhten so oft auf mir, sie erzählten mir

eine lange Geschichte von Unglück und Sehnen. Oefters gingen wir durch den neu und geschmackvoll angelegten Garten, der im reichsten Frühlingsschmucke prangte. Vor dem Hause war ein hübsches Wasserbassin angelegt, mit reichem, fremdländischem Blattschmuck umgeben, auf den der Sprühregen eines regenbogenfarbenen, künstlich gebrochenen Strahles fiel. Inmitten stand ein Marmorbild, das der alte Weldon einst vor Jahren aus Italien mitgebracht hatte. Eines Tages irrte ich allein in den Anlagen umher und gerieth an den schattigen Laubensitz, der unter dem hohen Blattgewinde angebracht war, auf dem niedrigen Sitz saß sie, regungslos, in ein Buch vertieft, das auf ihrem Schooße lag. Das Wasser rauschte und plätscherte, die großen rothblauen Cactusblüthen, die ihr zu Häupten aufgebrochen waren, schimmerten und leuchteten, es ward mir zu Muthe, als sähe ich ein altes Oelbild vor mir, das Werk eines italienischen Meisters, das ich einst in der Stadt bewundert hatte. So still war es in der Runde, schläfrig hingen die sonnenmüden Blätter von denBäumen, ich wagte kaum Athem zu holen. Da verrieth mich das Knistern der Steinchen unter meinen Füßen, sie fuhr auf und warf einen erstaunten Blick auf mich. „Ich war ganz versenkt in meine Lektüre", sagte sie, als ich nicht ohne Verwirrung eine Entschuldigung vorbrachte, und hielt mir das Buch hin, „Sie kennen die alten Sagen wohl." Es waren die Legenden vom heiligen Gral und König Artus, ich kannte wohl die Worte, auf die mein Auge fiel, in denen Lancelot und Guinevere, die schuldige Königin, sich zum letzten Male sehen und von einander Abschied nehmen und immer wieder Abschied nehmen, ohne sich trennen zu können. Es berührte mich eigenthümlich, gerade diese Stelle zu finden, da kam Sara gesprungen und störte uns in weiteren Betrachtungen. Die rechte Stunde war noch nicht gekommen, die Stunde der Prüfung . . .

Da, an einem Abend, war ich gezwungen, länger zu bleiben, als ich beabsichtigte. Es war schwül und drückend gewesen, und gerade als ich gehen wollte, begann der Regen niederzuprasseln. Mein Weg war weit, ich blieb. Es war schon dunkel, Herr Weldon kam nicht, wir setzten uns ohne ihn zum Thee. Der Regen hatte noch nicht aufgehört. Unser Gespräch drehte sich um die Tagesfragen und die alltäglichen Ereignisse, endlich ging Sara zu Bett, wir waren allein. Die Lampe ließ uns in dem großen Gemach in sonderbarem Halbdunkel, die Fenster waren geöffnet, warme, wonnige Lenzluft drang in das Zimmer, dazu schlängelten sich leuchtend die Blitze durch die Nacht. Der Donner hörte allmälig auf, auch der Regen pausirte. Ich rüstete mich zum Gehen, ich bot ihr die Hand zum Abschied, da war es, als ob die Fluth ihrer Leidenschaft die Dämme der Vernunft und des Wohlanstandes durchbrochen hätte, ein thränenüberströmtes Gesicht neigte sich zu mir, ihre vollen Arme umschlan-

gen mich, ein Zittern und Beben ging durch ihre Gestalt. „Geh' noch nicht, Henry", sagte sie mit dem vibrirenden Ton unterdrückter Leidenschaftlichkeit, „ich bin so allein, so einsam mein ganzes Leben hindurch!" — Heiße, glühende Worte fielen von ihren Lippen, das Elend einer unglücklichen Ehe, der Schmerz eines freudelosen Daseins, die Elegie der Jugend, die an einen Mann gekettet war, der schon „die kühlen Abendsteige" des Lebens wandelte, alles das konzentrirte sich in kurzer, beredter Darstellung, wie sie verkauft war, verschachert wie so viele ihres Geschlechts, um des Geldes willen von ärmeren Eltern an den Meistbietenden, zertreten mit all' ihrer heißen Empfindung, zurückgestoßen und unverstanden — ich suchte die Erregte mit ruhigem Gleichmuth zur Besonnenheit zurückzuführen, umsonst, sie hielt mich fest umarmt und schluchzte krampfhaft an meiner Brust — ich hätte kein junger Mann sein müssen, um fühllos zu bleiben, da ich wußte, wie wahr sie sprach, und da ich nicht wußte, welchen Trost ich ihr spenden sollte, das Blut siedete in mir, und meine Schläfen pochten — da rauschte die Portiere zurück, die in's nebenanstoßende Zimmer führte, geisterbleich stand der Herr des Hauses auf der Schwelle, er war wohl eben eingetreten, und sein erster Blick war auf die sonderbare Gruppe gefallen. — „Wir sind quitt", sagte er mit unangenehmem, zischendem Accent, „für das, was Sie mir einst erwiesen, haben Sie sich selber revanchirt" . . . „Sie irren sich, mein Herr", fiel ich ihm ernst in's Wort, „der Schein spricht allerdings gegen mich, aber ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir theuer ist, Nichts ist von meiner Seite geschehen, das auch nur den leisesten Schatten auf Ihre Ehre werfen könnte." . . . . „Es ist genug des Redens", unterbrach er mich höhnisch und kalt, „glauben Sie, ich sei blind? Was hätte mich gehindert und wer hätte mich getadelt, wenn ich Denjenigen, den ich in einer solchen deutlichen Situation mit der getroffen, die ich früher mein Weib genannt, wenn ich Sie augenblicks niedergeschossen hätte als Schänder meines Hauses" . . . Ich wollte noch etwas erwidern — es war umsonst. „Ich will keine Szene herbeiführen", sagte er, „ich hasse den Eklat, zwingen Sie mich nicht, Gewalt zu gebrauchen und die Diener zu Mitwissern zu machen — gehen Sie — und auch Sie, Madame, unser Band ist zerrissen, Sie haben es eigenwillig gelöst, gehen Sie, keine Stunde verweilen Sie mehr unter meinem Dache, morgen mit dem Frühesten schicke ich Ihnen Ihre Sachen hinunter in's Putnam Hôtel" . . . . Sie stand vor ihm, hochaufgerichtet, bleich, die Schweißtropfen quollen ihr von der Stirn, einen dämonischen, tigerhaften Blick warf sie ihm zu, daß er unwillkürlich vor der Leidenschaft des Weibes verstummte und halb zurückwich — es durchschauerte mich vor dem Aufflackern des dunklen Elementes aus ihrer Brust; wie ein sengender Strahl ging der Gedanke durch mein Hirn: Es war Alles ein Irrthum,

nicht dieses Weib kannst du lieben. — Dann war sie in das anstoßende Gemach getreten, hatte Hut und Shawl ergriffen und stand vor mir. „Komm", sagte sie leise, ohne noch einen Blick auf ihren Gemahl zu werfen, „es ist zu Ende, und es ist auch gut so, ich kann hier nicht mehr leben mit der steten Lüge auf den Lippen" — die Thür öffnete sich, wir hatten das Haus verlassen.

Draußen hatte der Regen aufgehört, in der Ferne grollte noch hier und da, gemach ersterbend, der Donner, bleiche, wetterleuchtende Flammen zuckten über den klar gewordenen Himmel, an dem die Sterne durch den Schleier des zerrissenen Gewölkes brachen; ein süßer, blüthentrunkner Duft hauchte aus den Büschen herauf und wogte feucht und wonnig um uns. Schweigsam schritten wir dahin, sie hatte sich fest an meinen Arm gehängt, als wollte sie mich nicht mehr von sich lassen, ihre Brust hob sich stürmisch, ein tiefer Seufzer entstieg ihr, dann ward sie ruhiger. So gingen wir, ohne viele Worte zu wechseln, die Lichtung entlang, bis die ersten Lichter des Städtchens vor uns auftauchten. Auf den Gewittersturm war eine drückende Stille gefolgt, in der Natur, wie in uns. Jetzt erst stieg die ganze Verantwortlichkeit der sonderbaren Lage, in die ich willenslos gedrängt war, vor mir auf, ein herzbeklemmender Gedanke, schreckhaft wie ein gorgonenhaftes Nachtgespenst, die Gaslichter der Straßen thaten mir weh, ich hätte am liebsten Einsamkeit und Dunkel gesucht. Ich wußte es, daß ich einen ernsten Gang ging, ich wußte, die Klatschsucht des Ortes würde nicht ruhen, was würde Lizzie sagen, was ihre Mutter und die feinfühlenden Brüderherzen — was endlich sollte ich der Frau sagen, die mich als ihre einzige Stütze ansah — die Gedanken wirbelten mir durch mein Hirn — die da glaubte, ich könnte sie lieben, und ich war doch aus dem Rausch erwacht, der Parfüm war verduftet, der Traum ausgeträumt, die Illusion zerstoben — fort, fort! — es war zu spät. Wir bogen um die Ecke — und standen sie nicht da, die gefürchteten Verwandten, die liebevollen Schwäger, an die Ecke des Leihstalles gelehnt, mit ihren werthen Genossen? Wortlos sahen sie auf mich, als ich sie ernst und streng mit einem finsteren, Schweigen heischenden Blicke maß, noch eine Minute, wir waren vorbei, dann aber hörte ich aus der Ferne ihr rohes Gejauchze und ihre roheren Bemerkungen, daß die Frau an meinem Arm zusammenzuckte und mich fragend anschaute. Endlich hatte ich meine Wohnung erreicht und die Lampe angezündet. Schon war das Eine überstanden, und das Andere? . . . . .

Seht, Herr, ich bin ein alter Mann geworden, aber die Minuten, die nun folgten, habe ich nie vergessen können — ich habe die Erinnerung daran die langen Jahre in mir getragen, war mein die Schuld oder nicht, es ist etwas unsäglich Trauriges um ein armes, gefoltertes

Menschenherz, um eine gebrochene Hoffnung, um eine zerstörte Liebe. Ich raffte meinen ganzen Muth zusammen, ich bot ihr in gewählten, förmlichen Ausdrücken meine Behausung an, so lange sie wolle, bis sie ein Asyl gefunden und ihre Verhältnisse geordnet hätte. Todtenblaß stand sie auf, vor mir, ich wandte mich ab, ich konnte ihren vollen Blick nicht ertragen. „Nein", sagte sie, „ich muß dir in's Auge sehen, zucke nicht, jetzt weiß ich es, du liebst mich ja nicht; Mitleid, Mitleid! und keine Liebe", sagte sie schroff und hart — „nichts, keine Liebe!" wiederholte sie in den tiefsten Herzenstönen und sank zusammen und barg ihr Gesicht. Ich ermannte mich, ich fühlte, ich mußte es, jetzt oder nie war die Stunde für ein offnes Wort, ich sagte ihr, daß ich gewohnt sei, ehrenhaft zu denken und zu handeln, ich dürfte sie nicht als ein Spielzeug behandeln, das der Knabe wegwirft, wenn er seiner Lust Genüge gethan. Ich sagte ihr alles, was ich sagen konnte, ernst, in der vollen Wahrheit meiner Ueberzeugung. Sie hörte mich schweigend an, ich war mit meiner Apologie zu Ende, sie saß immer noch stumm da, ein Steinbild, vor sich hinblickend mit stieren, ausdruckslosen Augen, daß es mir unheimlich ward — noch ein paar ewig lange, qualvolle Minuten, dann stand sie auf. „So leben Sie wohl!" sagte sie ruhig und monoton, sie faßte die Thür, ich eilte ihr nach und bat sie, doch wenigstens diese Nacht — sie ließ mich nicht ausreden — „Nichts", sagte sie, „gewähren Sie mir die Achtung, die dem Leiden gebührt, folgen Sie mir nicht, ich will es, ich muß meinen Weg allein finden" — eine Handbewegung — und fort war sie.

Ich starrte aus dem Fenster, ihr nach, in die dunkle Nacht hinein, bis ihre hohe Gestalt verschwunden war, so saß ich lange, ohne Sinn, ohne Bewegung und Gefühl. Der Nachtwind streifte meine heiße Stirn, dröhnend schlugen die Glocken an, Stunde um Stunde verrann, bis ich endlich schlaflos, traumgefoltert, auf mein Lager sank. —

Ich bin zu Ende mit meiner kurzen Geschichte. Den Epilog können Sie sich selber ausmalen oder ahnen ihn schon. Ich habe mich nie vermählt. Den andern Tag erhielt ich ein langes Schreiben von meiner künftigen Frau Schwiegermutter, ich wußte schon, was es enthielt, und ein Packet mit den Kleinigkeiten, die Lizzie und ich während unseres Brautstandes ausgetauscht hatten. Die Verbindung war abgebrochen, meine Briefe kamen uneröffnet zurück; bald zog auch die ganze Familie fort. Lizzie habe ich nie wiedergesehen; ein altes Lied — die Mutter hat's gewollt. Ein Frauenherz ist doch ein Mysterium." —

Und Frau Weldon? frug ich. — Der Alte zuckte die Achsel. „Unsere Wege trennten sich jäh; ich weiß nichts mehr von ihr. Doch halt — ich habe sie vor langen Jahren einmal gesehen, auf der

Straße war es, sie fuhr in einem eleganten Gespann langsam an mir vorüber, ohne mich zu bemerken. Sie sah sehr vornehm, fast zu reich gekleidet aus, immer noch schön, aber müde und abgespannt. Ihr heißes Herz hat sein Glück wohl nicht gefunden — doch wer weiß? — Die kleine Sara kränkelte und ist bald gestorben, der alte Weldon folgte ihr nicht lange darauf, und die Farm verfiel. — Staub und Asche! — Das ist nun Alles lange vorüber." —

Er schwieg, ein wehmüthiges Lächeln zuckte um seinen Mund. — „Ja, ja", sagte er, „das ist die einfache Historie meiner Jugendliebe, und wer des Greises spottet, der also sein Glück selber verscherzt hat und seine Liebe hat verlieren und begraben müssen, der hat wohl das wahre Wesen der echten Liebe nimmer erkannt. Es ist etwas Eigenes um das Glück des Menschen. Und doch habe ich es nicht ganz vermißt; hab' auch wohl zuerst gemeint, das Herz würde mir brechen, als nun Alles verwelkt war, was mir an duftigen Blumen auf meinem Lebenswege geblüht hatte — aber die Zeit lindert manches Weh, und Thätigkeit löst manches geheimnißvolle Räthsel des Menschenlebens. — Doch da kommen unsere Kirchgänger", sagte er und stand auf, „kommen Sie, das Mittagsessen wird bereit sein." —

XXII.

Am Cayuga See. Die Frau des Spielers.

Vor Jahren verbrachte ich meine neunwöchentlichen Ferien eines Sommers im nordwestlichen Staate New-York, in einer kleineren Stadt, deren Schönheit man mir viel gerühmt hatte. Der Ort führt einen klassischen Namen, Ithaka, und liegt am lieblichen See Cayuga, einem der fünf oder sechs kleineren Wasserbecken, die in diesem Theile des Staates New-York in nicht gar großer Entfernung von der östlichen Abtheilung der fünf großen Seen liegen. Man hatte Recht gethan, mir die Naturfrische und den landschaftlichen Reiz dieser Gegend zu empfehlen, es ist dort ein hübsches Stück Erde, besonders zur Sommerzeit, dessen sengende Gluth ein frischer Hauch vom klaren Wasser des Sees her mildert. Im Winter mochte das Städtchen zu leer, einsam und menschenverlassen erscheinen und nicht viel Anziehendes bieten, um so mehr, da die amerikanischen Familien exklusiver als die jeder anderen Nation leben; aber im Sommer bietet die Natur Gaben genug, deren Zauber die Genüsse der Kunst leicht vermissen läßt. Dem oberflächlichen Beobachter mag die amerikanische Landschaft das Bild des Leblosen, Leeren und Oeden einprägen; doch dem tieferen Forscher, der sich nicht nur damit begnügt, aus dem bequemen Coupé einen flüchtigen, halb gelang-

weilten Blick auf die Waldeswelt und die Seescenerie zu werfen, sondern der um die Gunstbezeugung der etwas spröden Jungfrau Natur anhaltend und eifrig wirbt, enthüllt sie ihre Schleier und zeigt ihm eine Fülle sinnigen Lebens. Und wer mag immer Schlachtenbilder allein sehen und historische Malereien? Auch das Miniaturbildchen, das du sorgsam mustern mußt, um seine Schönheit zu begreifen, um alle seine Figuren richtig aufzufassen und keine zu übersehen, hat eigenen Reiz.

Der waldige Höhenzug, der sich zwischen Reynoldsville und Ithaka, zwischen dem Cayuga- und Seneka-See in malerischen Hügelketten mit tiefen Schluchten und wiesenartigen Mulden, mit rieselnden Bächen und gigantischen Massen starren, nackten Felsgesteins ausdehnt, war das gewöhnliche Ziel meiner Ausflüge. Größere Waldthiere fehlen; nur der Woodchuck entsteigt beim Sonnenuntergange seinem unterirdischen Bau, er bildet eine Mittelstufe zwischen Dachs und Murmelthier und lebt einsam und ungesellig wie sein europäischer Vetter; aber an Vögeln ist kein Mangel, Häher und Reiher beleben die Wildniß, die wilde Taube nistet dort in großer Menge, der Specht hackt am Baum, und aus dem Dickicht flöten verschiedene Drosselarten, Blauvögel und Mockingbirds. Das graue Eichhörnchen tritt äußerst zahlreich, oft zu Dutzenden vereint, auf und scheint manchmal heerdenweise zu leben, und im Sumpfdickicht liegt die Schildkröte, die ruhig in ihrem Nest sitzt, den Menschen durchaus nicht fürchtet, noch vor ihm flieht, sondern ihn mit ihren klaren, glänzend reinen Augen gar verständig anschaut, als wollte sie ihm das Wort predigen:

„Natur ist mild und gut, doch Menschen bringen
Ihr kleines Leid in ihre süßen Gaben,
Daß Strom und Wald schwermüth'ge Weisen singen."

Unter den letzteren hatte ich bald eine Zahl regelmäßiger Freunde getroffen, die ich jeden Nachmittag in unveränderter Stellung fand und mit Brotkrumen fütterte, die sie nicht verschmähten. — Oder war ich der Waldstreiferei müde, ging ich an's Ufer des klaren, glänzend durchsichtigen Sees, legte mich in den Schatten auf ein moosbewachsenes Felsenstück und las in der Stadt, die den Namen der odysseischen Heimath führte, das alte, ewig junge Lied vom großen, weitgereisten Dulder, und wie ich an die Worte kam, in denen er nur noch einmal den Rauch von seinem Heimathslande aufsteigen zu sehen wünscht, mochte ich meine Gedanken wohl gleich ihm hinüberschicken in das alte Land der Sehnsucht und Erinnerung.

Ich hatte mir in der Stadt Schlaf- und Wohnzimmer gemiethet, nahm meine Mahlzeiten aber im Hotel ein, da ich vor den „boarding houses" ein durch lange Erfahrung gerechtfertigtes Mißtrauen hege. Meine Zimmer waren freundlich und boten einen angenehmen Blick

auf die Fluth des Cayuga und die ihn umkränzenden Waldhänge. Die Schulen waren geschlossen, auch das College, das sich hier befindet. O, wie heimlich und still war es in dem einsamen Städtchen! Nachts hörte ich den nahen Wasserfall brausen, und seine einfache Musik lullte mich in Schlaf, bei Tage holperte selten ein Wagen über die Straße, im Gärtchen hinter dem Hause, wo der schlanke, hohe Mais seine dicken Kolben zu zeigen begann, summten die Bienen auf dem Lavendel und den rothen Azaleen, und eine hohe Tuberose schickte ihren scharfen, süßen Duft bis in mein Schlafzimmer hinein. Nach dem Lärm der Metropole, dem wüsten Schrei des Lebens auf dem Markt der Welt und dem eintönigen Hetzen um's liebe Brot, wie beruhigend wirkte die trauliche Stille auf meine verstimmten Nerven! „Ewig jung ist die Natur, der Mensch allein altert, Schuld aufhäufend umher und Elend."

Meine Wirthin, die typische Neuengländerin mit dem harten und steifen Gesicht und den klugen Augen, rank und schlank wie der Hickory ihrer Heimath und ebenso zähe, war das Muster der Reinlichkeit und leistete Großes in der Ordnungsliebe und im Abstäuben. Ich saß viel in meinem Stübchen und las und schrieb, und das flößte ihr großen Respekt ein, sie betrachtete die paar Bücher, die ich mitgenommen hatte, besonders den griechischen kleinen Homer, mit unsäglicher Ehrfurcht, allerdings rauchte ich, und das stimmte ihre gute Meinung von mir ersichtlich herab; aber ich war „German", und die, meinte sie, thun es eben nicht ohne „pernicious weed", das verderbenbringende Unkraut, wie sie den Tabak zu tituliren liebte. Doch ein anderer Umstand hob mich wieder in ihren Augen, und das war die weiße Binde, die ich unterweilen trug, sie behauptete steif und fest, ich hätte so etwas Geistliches an mir und stände gewiß in irgend einer Verbindung mit dem hochwürdigen geistlichen Amte, eine Ansicht, die der Hotelnigger theilte, der mich à Conto des weißen Friedenstuches stets devot begrüßte und mich einmal sogar als „Reverend" anzureden nicht unterlassen konnte.

Gleich nach meiner Ankunft hatte ich meine würdige land-lady um eine Wäscherin gebeten, da sie selbst sich mit meiner Wäsche abzugeben verneinte. Ich sprach zugleich den Wunsch aus, eine Person zu finden, die mir einige Aenderungen und Ausbesserungen besorgen könnte. Sie sah mich einen Augenblick nachdenklich an, dann meinte sie, es gefunden zu haben, die Nachbarin würde es wohl übernehmen. „Frau Edith Lee, eine brave Frau und eine feine Frau, setzte sie hinzu, und eine vollkommene Lady; aber der Mann ist ein Spieler und Taugenichts, und da geht es knapp bei den Leuten her, sie wird sich freuen, wenn sie auf honnette Weise ein paar Thaler verdienen kann." Ich übergab ihr die Arbeiten zur Besorgung; jede Woche sollte die Frau ihren Waschzettel mitgeben,

und meine Wirthin sollte die kleine Summe auslegen, da ich öfters nicht daheim war und auf den Höhen umherschweifend oder auf dem See Natur kneipte.

Nachdem ich diese Arrangements in meiner temporären Häuslichkeit getroffen hatte, kümmerte ich mich nicht mehr sonderlich darum, ich sah wohl jede Woche den Zettel auf dem Tische liegen, der meine Waschliste enthielt, und bemerkte, daß die Wäscherin eine ausgezeichnet saubere Hand schrieb; aber die Amerikanerinnen der Durchschnittsmittelklasse schreiben gewöhnlich sehr zierlich und elegant, und so fiel es mir weiter nicht auf. Eines Tages bemerkte ich indessen ein Kinderspielzeug in meiner Stube; meine Frau Wirthin hatte nur erwachsene Kinder, und so mochte es wohl von dem Kinde der Frau Lee, die noch eine junge Frau sein sollte, herrühren. Ich beschloß mir einen Scherz zu machen, kaufte eine Düte Candy (Zuckerwerk) und wickelte sie um das Spielzeug. Düte und Spielzeug verschwanden, wie ich es beabsichtigt hatte. Wenige Tage darauf war ich genöthigt, das Zimmer zu hüten, eine leichte Erkältung, die ich mir bei'm Baden zugezogen haben mochte, war die Ursache. Die neuenglischen Hausfrauen haben eine besondere Geschicklichkeit in der Krankenpflege und eine absonderliche Lust am „Doktern"; an Hausmitteln sind sie alle reich, deren viele gar seltsam und primitiv erscheinen; bei Fieberanfällen, um nur ein Beispiel anzuführen, verordnen sie gern einige Theelöffel Kochsalz, nüchtern vor dem Frühstück zu nehmen, und es ist mir nie klar geworden, was sie mit dieser Medizin beabsichtigen; aber in meinem Falle war die Cur meiner Wirthin, die es sich nicht nehmen ließ, mir zu helfen, und der ich meinen Leib willig zum Doktern anvertraute, eine höchst rationelle; sie gab mir einige große grüne Blätter nebst einigen warmen Binden, die ich um den Leib wickeln sollte, und richtig, ich war nach wenigen Tagen wieder hergestellt.

Während dieser kurzen Krankheit — es war außerdem noch ein Regentag, dichter Nebel lag über dem See — erblickte ich zum ersten Male meine Wäscherin und ihr Kind, das sie begleitete, die große und die kleine Edith. Sie war eine schlanke, hohe Gestalt mit jugendlichen Formen, ein mildes, träumerisches Gesicht stand vor mir mit sanften, lieben Augen; das Antlitz wäre zu weich und hingebend erschienen, aber im stark entwickelten Kinn prägten sich Energie und Willenskraft aus, welche die Weichheit der anderen Züge wohlthuend ergänzten und auf einen nicht gewöhnlichen und festen Charakter schließen ließen. Das dunkelblonde, wenig gelockte Haar paßte zu dem Bilde und umrahmte zierlich die weißen Schläfen, durch die große, tiefblaue Adern zogen. Mit einer kühlen Zurückhaltung, wie sie den Amerikanerinnen eigen zu sein pflegt, und doch mit vollendeter Grazie empfing sie meinen Gruß und dankte im Namen der kleinen

Edith, die, ein reizendes Miniaturbildchen der Mutter, mit ihrem zarten Puppengesichte und ihren blonden Löckchen mein Herz sofort fesselte. Die Kleine stand in den Jahren, da die Kinder am Niedlichsten zu sein pflegen, sie mochte kaum vier Sommer zählen, ließ sich meine Liebkosungen gern gefallen und ward bald zutraulich.

Meiner redebegierigen Wirthin gewährte es eine förmliche Erleichterung, mir Alles, was sie wußte, über die Familie mittheilen zu dürfen. Ein Schwall von Worten, in die moralische Betrachtungen eingeflochten waren, ergoß sich von ihren Lippen, sie fand kaum Ausdrücke genug, Frau Lee und das „zuckersüße baby", ihre kleine Tochter, zu preisen; von ihr erfuhr ich, ohne genöthigt zu sein, eine Frage zu stellen, alles über ihre Verhältnisse; wie Frau Lee aus guter Familie sei und durch die Heirath mit ihrem Manne sich mit derselben entzweit habe; wie ihr Vater und ihre Mutter todt wären, und nur noch der alte Großvater lebe, der reich sei und mit der Enkelin grolle, doch aber von Zeit zu Zeit eine reiche Gabe schicke, denn sonst könnten sie nicht leben; wie Herr Lee früher Theologie studirt habe, aber wegen zweifelhaften Lebenswandels das College verlassen habe oder hinausgewiesen worden sei; wie Frau Lee Tag und Nacht arbeite, um die Familie zu erhalten, und sich mit Nähen, Waschen und feinen Stickereien sauer genug ein paar Dollars verdiene, die ihr Mann vergeude, der bald eine Stellung irgendwo habe, bald keine, und mit Politikern und Spielern verkehre, oft Wochen lang von Hause abwesend sei und zerrissen und hohläugig wiederkehre; wie die Frau dies Alles ohne Zank und Klage schweigend erdulde — und so fuhr sie unaufhaltsam fort, bis ihr Thema nahezu vollständig erschöpft war, und ihr alter Bruder, der Junggeselle John, von unten über „Sarah" rief, die Suppe auf dem Heerde würde anbrennen, und die Katze habe eben einen Fisch gemaust .....

Wer die Amerikaner nur als ein äußerliches Volk schildert, dessen Sinn auf das Geschäft allein gerichtet sei, der ist sicher nie über die großen Städte hinausgekommen, in denen nichts wie sinnliche Gier, Streben nach Vermögen und Jagen nach Aeußerlichkeiten vorherrscht. Fern von den großen Mittelpunkten des Handels und der Industrie, wo das laute Tosen des Fluthstromes der Geschäftigkeit verhallt, auf dem Lande und in den kleinen Städten, zeigt sich der amerikanische Charakter auch von anderen Seiten, menschenwürdiger und vertiefter. Schweigendes Ausharren, stumme Geduld, tiefe Resignation neben thätigster Arbeit und glänzendem Heroismus habe ich an den amerikanischen Frauen, öfter noch als bei den Männern, kennen gelernt und bewundert. Bei den Amerikanern sind die Frauen besser, bei den Deutschen die Männer, sagte mir eine Amerikanerin, die mit den Eigenthümlichkeiten beider Nationalitäten vollständig vertraut war. Sie mochte Recht haben.

Es hätte der langen Geschichte, die mir meine geschwätzige Wirthin mitzutheilen sich nicht entbrechen konnte, kaum bedurft, um meine vollste Sympathie für die Nachbarsfamilie zu wecken. Frau Lee war nicht besonders entgegenkommend, sie war abgeschlossen und höflich, kein Wort der Klage kam über ihre Lippen — und doch las ich eine lange Elegie von Leiden und zerstörten Hoffnungen aus dem schmerzlichen Zucken um den feingeschwungenen Mund, die hastigen, krampfhaften Liebkosungen, mit denen sie ihren kleinen Engel überschüttete, das stille Sinnen und lange, bange Starren, in dem sie am Fenster saß, während ihre zierlichen Finger mechanisch weiterarbeiteten — alles das erzählte mir von dem Ringen eines zertretenen Menschenherzens, von verflogenen Illusionen, von schwerem Kummer, der ihre Seele drückte. Mein Verhältniß zu ihr änderte sich wenig im Laufe der Wochen; ich muß bekennen, daß ich öfter als nöthig war an ihrem Fenster vorbeiging, ja, ich ertappte mich selbst darüber, wie ich sogar einen Umweg machte, um ihr Haus passiren zu können. Sie grüßte kaum. Ein Auf- und Niederschlag der Augen zeigte mir allein, daß sie mich bemerkt habe. Sie vermied geflissentlich und ängstlich jede weitere Annäherung, die Wäsche brachte sie nur in Gesellschaft der Kleinen, und von meiner Wirthin begleitet. Aber die kleine Edith ward allmählig ein Mittel zu näherer Bekanntschaft, oft und viel verkehrte ich mit ihr, sie schloß sich mir gern an, sie ging mit mir bis an das Ufer des Sees spazieren und las Muscheln am Strande, oder sie pochte leis an mein Zimmer, schlüpfte hinein, setzte sich auf einen Stuhl und saß still wie ein Mäuschen, bis ich meine Arbeit beendet hatte und mich mit ihr unterhielt.

Auch Herrn Lee hatte ich bald das Vergnügen kennen zu lernen. Ich fand in ihm ganz den Mann, den ich erwartet hatte. Er traf mich, wie ich gerade mit seinem Töchterchen vor meiner Thüre stand und plauderte, das Kind rief nach ihm, so konnte er eine Bekanntschaft mit mir kaum vermeiden, und führte sich mit aller Form eines feinen Weltmannes in gewinnender Weise bei mir ein. Herr Lee war ein schlanker Mann mit einem schwachen, röthlich-blonden Bart und einem scheuen, unsicheren und verschleierten Blick. So tadellos seine Manieren waren, und so bestechlich seine glatte Conversation sein mochte, so geringes Vertrauen konnte sein etwas nichtssagendes Antlitz in mir erwecken. Seine Augen, wie sein leichter Backenbart, schillerten genau betrachtet in allen möglichen Farben, es lag etwas Sinnliches und Verlebtes in seinen Zügen, das zu seinem Alter nicht paßte. Schmiegsam und falsch, so lautete die Devise, die auf seiner Stirn eingegraben stand. Er begleitete mich zum Hotel, wo er einen Bekannten anzutreffen glaubte, und rauchte eine Cigarre mit mir, nahm auch, nicht ohne Sträuben und Zieren und eine etwas

läppische Koketterie mit seiner Enthaltsamkeit, ein Glas Claret (rothen Wein) an. Ich versuchte von seiner Familie, besonders von seinem Töchterchen, zu sprechen, doch er wußte gewandt das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen, renommirte mit einigen Bekanntschaften politischer Größen und erzählte einige Histörchen, die nicht gerade moralisch waren, und durch die er mir zu imponiren hoffte. Am Ende war ich froh, wie er aufstand und sich von mir empfahl, er hatte seinen Freund entdeckt, einen schwarzbärtigen Gesellen, mit dem er sofort an den Schenktisch trat; als ich meine Mahlzeit beendet hatte, stand er lärmend und laut schwatzend mit einigen anderen Hotelbummlern noch dort, und seine rothe Stirn konnte es nicht verheimlichen, daß er dem Brandy stark zugesprochen hatte. Arme Edith! —

Herr Lee verschwand bald wieder, er war nach Albany gegangen, wie seine Gemahlin mir mittheilte, und hoffte dort eine passende Stellung zu finden. „Wenn er sich nur nicht täuscht", sagte sie seufzend, „mir wäre es schon weit lieber, ich könnte hier bleiben, es ist so ruhig und friedlich hier, und wenn das College wieder eröffnet wird, nehme ich mir ein paar Mädchen an, ich habe dann Arbeit in Hülle und Fülle. Aber Sie verwöhnen mir meine Kleine ganz", fügte sie hinzu, „wie soll es werden, wenn Sie fort sind, Edith wird Sie sehr vermissen." — Ich wollte eben fragend hinzusetzen: „Und ihre Mutter?" — da erschien als dea ex machina meine gute Wirthin und begann eine salbungsreiche Predigt über tausend Sachen, die mir fremd waren. — Ich schlich leise in mein Wohngemach, aber ich sah, wie ihr Blick auf mir ruhte, wie ihr Auge mir folgte — thörichte Gedanken waren es, die mich durchzogen — ich träumte die Nacht von ihr, der Traum war so lieb und so trüb, ein höhnisches Gesicht stand zwischen uns, die Form eines Mannes — und es war ihr Mann, dem sie Treue geschworen hatte; ich wußte wohl, sie würde ihm die Treue halten und bewahren in aller Fährlichkeit des Lebens — pah! eine Ferienidylle — nichts weiter, die mit den Ferien endete und die ich nicht einmal erwähnen durfte, ohne mich lächerlich zu machen. Eine Wäscherin! — Ich versuchte umsonst, mir meine Erregung hinwegzuspotten, wer verdiente den Spott? Das liebe, bleiche Gesicht gewiß nicht, das im Wachen und Schlaf vor mir stand und das ich nur noch wenige Tage sehen sollte.

Denn die Wochen waren schnell entflogen, mein Urlaub ging zu Ende, es war September geworden, ich packte schon meine wenigen Habseligkeiten, einen Strauß getrockneter Blumen, einige Seemuscheln und ein leeres Schildkrötengehäuse, das ich im Wald gefunden hatte, mit ihnen zusammen, morgen sollte es fortgehen in die Tretmühle des Lebens, die mich, das wußte ich wohl, von sentimentalen Anwandlungen bald kuriren würde. Es war am Spätnachmittag des

drückend heißen Tages, als ich an das Ufer des Sees hinabschlenderte. Ich kletterte zwischen den hohen Steinen umher, die an der Waldecke aufgehäuft lagen, um noch einmal in den Wald zu eilen, den trauten Freund, der mich so oft liebend umfangen und mir so manche alte Märchen aus alter Zeit erzählt hatte — da, war es ein Irrthum oder nicht? — sah ich Edith und das Kind vor mir. Sie saß auf einem flachen Felsstück und hielt eine Frauenarbeit in ihrer Hand, das Kind spielte zu ihren Füßen eifrig mit den Muscheln im Sande. Die Kleine entdeckte mich zuerst, lief laut jauchzend auf mich zu und sprang wie ein Hündchen an mir empor, ich nahm es auf den Arm, es schlang seine kleinen Händchen um mich und küßte mich. Die Mutter sah mild-traurig auf uns beide, mit warmen, beredten Blicken, es schimmerte feucht in ihrem Auge, eine verrätherische Thräne stahl sich aus den Wimpern hervor und glitt langsam die Wange hinab. — „Frau Lee", rief ich aus, „was ist Ihnen, Edith?" — „Es ist nichts", erwiderte sie, „kommen Sie, setzen Sie sich mir gegenüber auf den Stein, ich weiß, Sie reisen morgen, und ich sehe Sie vielleicht nie wieder — da wollte ich doch die Gelegenheit nicht verabsäumen, Ihnen meinen Dank auszusprechen für die vielen Freundlichkeiten, die Sie meiner kleinen Tochter erwiesen haben, welche wie eine kleine Klette an ihnen hängt. Es hat mich gefreut, Sie hier zu sehen und kennen zu lernen, leben Sie recht wohl und glücklich, es hat Jeder sein Päckchen zu tragen, Sie werden es vielleicht auch noch kennen lernen, was es heißt, getäuscht zu werden, ich bitte zu Gott, daß Ihnen das Leid erspart bleibt, das schwer lastend auf mir liegt." Sie sprach so gedrückt und monoton, wie es sonst nie ihre Art war. — „Hat sich etwas Besonderes ereignet?" frug ich. Sie nickte leise und holte aus der Tasche eine kleine Sammetkapsel hervor, die sie öffnete und mir hinhielt. Ein Ring lag darin, den ich herausnahm und fragend besah. „Sehen Sie", begann sie wieder, „vor wenigen Monaten war mein Namenstag, da schickte mir mein alter Großvater einen kostbaren Diamantring, ich weiß, er war sehr werthvoll, er mochte über sechshundert Dollars gekostet haben — gestern öffnete ich die Kapsel und sehe nach dem Kleinod — was sehe ich? — einen werthlosen, unechten Stein, der kaum fünf Dollars gilt." — „So ist der Ring gestohlen und vertauscht worden!" rief ich aus. „Ja", sagte sie langsam und mit Anstrengung nach einer kurzen Pause, „das ist sicher, mein alter Großpapa mag ein wunderlicher, alter Herr sein, aber solche Geschenke macht er nie; und Alles in Allem liegt mir auch an dem Ringe nicht soviel, Geld und Gut wollte ich verschmerzen und meine Armuth kann ich tragen, sie beugt mich nicht hernieder — aber die Art, wie der Ring verschwand, der Diebstahl und der gemeine Betrug, das liegt schwerlastend auf mir — und ich weiß ja, wer es

gethan hat — der Mangel an Vertrauen schmerzt mich schwer und unheilbar — und doch muß ich es überwinden und geduldig tragen — um des Kindes willen" . . . .

Sie war still geworden, ich faßte unwillkürlich ihre schlaff herniederhängende Hand, die sie mir willig überließ. „Wenn sich unsere Wege im Leben eher gekreuzt hätten", murmelte ich, „es hätte sein können" — „O still!" fiel sie ein, „man soll das Wort „zu spät" begraben und nie aufwecken — es hätte sein können", wiederholte sie tonlos, „und das ist Alles — bleiben Sie mir ein Freund, vielleicht kommt einst die Stunde, da ich Sie an unsere heutige Zusammenkunft mahnen mag — und so lassen Sie uns scheiden", fuhr sie fort, indem sie aufstand, „mein Weg führt hierhin, ihrer dorthin, bewahren Sie mir ein kleines Andenken — nein", sagte sie, als ich Miene machte sie zu begleiten, „die Stadt ist klein und kleinlich, gehen Sie nicht mit mir, es könnte auffallen, ich habe nichts wie meinen guten Namen, der muß rein bleiben, für diese hier. Leben Sie wohl!" —

Sie war bald hinter den Steinen verschwunden, ich schlenderte in den Wald hinein und versuchte in der Einsamkeit unter den hohen Rüstern zu pfeifen, um anderer Gedanken Herr zu werden — aber die Melodie wollte mir nicht von den Lippen. — Hinter den Wäldern im Westen senkte die Sonne sich eben zum Untergang — sie erscheint jeden Morgen wieder, sie kommt und geht, aber im Menschenleben muß man mit den Augenblicken geizen, sie kehren nie wieder — ich sog noch einmal den frischen Gottesodem der würzigen Luft ein, dann wandte ich mich heimwärts, die Pfade wurden schon dunkel, als ich mein Stübchen erreichte, im Städtchen wurden die Lichter angesteckt, eine kurze Nacht noch — und das keuchende Dampfroß führte mich fort vom Cayuga-See, fort auf Nimmerwiedersehen, fort in das Geräusch des Lebens hinein, das mit tausendstimmigem Schrei der Luft und des Leides um uns wogt — Du hörst wohl noch eine Weile den Glockenklang, der Deine Seele einst durchbebte, doch allgemach verblassen die Bilder der Erinnerung, der Ton klingt von Jahr zu Jahr leiser — nur noch traumhaft, ein Hauch der Phantasie — dann ist er erstorben . . . . . .

Jahre waren dahingegangen und im Meer der Vergessenheit vergangen. Am Cayuga-See grünte und blühte die Waldeswildniß wohl immer noch — mein Auge hatte sie nie wiedergesehen, andere Sorgen hatten die Ferienerinnerung verdrängt und dunkle Schatten in mein Leben geworfen. Zum Weihnachtsfest, das auf den Sommer folgte, den ich in Ithaka verlebt hatte, sandte ich ein Geschenk an die

kleine Edith und erhielt einige Zeilen des Dankes von der großen Edith. Dann hatte ich keine Nachricht mehr.

Es mochten fünf Jahre vergangen sein, als ich eines Tages einen Brief mit dem Poststempel Cleveland, Ohio, erhielt. Ich öffnete ihn nicht ohne Erstaunen — er war von Frau Edith Lee und lautete ungefähr folgendermaßen:

Werther Freund!

Darf ich Sie nach langen Jahren noch so nennen, und ist mein Name Ihnen noch nicht ganz entfallen? Ihre alte Freundin vom Cayuga-See hat eine recht große und wichtige Bitte an Sie zu richten. Mein alter Großvater ist gestorben und hat mich zur Erbin eines nicht unbedeutenden, ja für meine früheren Verhältnisse glänzenden Vermögens eingesetzt; er knüpft an die Uebernahme des Vermächtnisses eine Bedingung: ich soll Alles aufbieten, die Bande zu lösen, die mich noch an den Unwürdigen fesseln, der einst mein Gatte war, es gesetzlich noch ist und nun seit länger denn vier Jahren sich vollständig von mir getrennt hat. Ich kann um so eher diese Testamentsbestimmung vollstrecken, als sie mit meinen eigenen Wünschen in Einklang steht. Man hat mir mitgetheilt, mein Mann lebe in New-York, doch ist die Quelle unsicher. Jedenfalls ersuche ich Sie, nach dem Vermißten spüren zu lassen; sollte Ihre eigene Zeit es Ihnen verbieten, sich darum zu bekümmern, so ermächtige ich Sie, Geheimpolizisten anzuwerben, und mit deren Hülfe Herrn Lee auffinden zu lassen; wegen der Kosten wenden Sie sich gefälligst an meinen Banquier, an den ich geschrieben habe, und dessen Adresse ich Ihnen beilege. Ein anderes, allerdings ebenfalls unsicheres Gerücht ist mir zu Ohren gekommen, Herr Lee sei zum zweiten Male verheirathet, was ich aber zu seiner Ehre nicht glauben mag. Mir liegt Alles daran, die Fesseln, die mich noch an ihn binden, abstreifen zu dürfen, und ermächtige ich Sie hiermit, im Falle Sie mein Gesuch nicht ablehnen, Alles aufzubieten, um ihn zu einer gesetzlich gültigen Scheidung zu bewegen oder zu zwingen. Edith grüßt Sie tausendmal.

Ihre Edith Lee.

Ich erwiderte sofort in bejahendem Sinne und machte mich an's Werk. Es wurde mir ein alter, erfahrener Geheimpolizist, Namens Jones, von maßgebender Seite eifrig empfohlen, und es gelang mir, gegen Versprechung einer angemessen-hohen Remuneration mich seiner Dienste zu versichern. Schon nach wenigen Tagen wandten wir uns unserer Aufgabe zu. Herrn Lee's Bild war mir nicht ganz aus dem Gedächtniß verschwunden, ich traute mir wohl zu, ihn wiederzuerkennen. Hinter seinem rechten Ohr — das hatte ich nicht vergessen — befand

sich ein stark ausgeprägtes, deutliches Muttermal, das ihn unter Tausenden verrathen mußte, und Herr Jones versicherte mir, falls er überhaupt in New-York sei, wollten wir seiner schon habhaft werden.

„Ich wette zehn gegen eins, sagte ich zu meinem polizeilichen Freunde, Herr Lee ist ein Spieler, Gauner oder Dieb. Richten Sie Ihr Augenmerk besonders auf die Ersteren, ich weiß, er hat schon früher der Leidenschaft des Spiels gefröhnt, und „die Katze läßt das Mausen nicht." — Und ich hatte Recht, aber — o embarras de richesses! es gab drei Spieler, Namens Lee, wie der Polizist bald ausgekundschaftet hatte. Des ersten wurden wir bald habhaft, es war ein baumlanger Mensch, den man im Spielerjargon long Tommy nannte, und der ein ziemlich harmloses Individuum vorstellte, das als Schlepper für Grüne hier und da benutzt ward. Den zweiten Lee erwischten wir erst nach mehrtägigem Umherstreifen und mancher Mühe, es war der Gesuchte nicht. Endlich fiel uns auch der Dritte in die Hände, und mochte sein Bart jetzt auch nach Spielermanier tiefschwarz gefärbt sein, ich erkannte auf den ersten Blick meinen alten ithakensischen Bekannten, nahm mich dagegen wohl in Acht, von ihm gesehen oder erkannt zu werden.

Das Wild war aufgestöbert, jetzt galt es, seine Fährte zu verfolgen und vor allen Dingen seine Wohnung festzustellen, damit seine Identität gesetzlich konstatirt werden konnte, und ich im Stande war, Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen. Wir trafen Herrn Lee in einem Spielsalon am Broadway, nahe der dreizehnten Straße; der aufwartende Schwarze kannte ihn ebenfalls; ein gutes Trinkgeld öffnete ihm den Mund, und er verrieth uns, Herr Lee erscheine zwei- bis dreimal wöchentlich regelmäßig; seine Wohnung wußte er nicht, doch hoffte er im Stande zu sein, sie bald ausfindig zu machen. Wir versprachen ihm einen angemessenen Preis, falls er im Stande wäre, uns die genaue Adresse anzugeben. Mehrere Tage warteten wir, endlich erklärte der Nigger, er könnte uns nicht damit dienen, Niemand wisse seine Wohnung. Sollte Herr Lee Lunte gerochen haben und gewarnt worden sein? Uns blieb nichts übrig, als uns auf unsere eigene Wachsamkeit und unsern Witz zu verlassen. Zu einer Verhaftung des Herrn Lee lag ja vorläufig kein Grund vor; und eine Unterhandlung mit ihm im Spielhause zu beginnen, erschien mißlich. Das Adreßbuch ergab natürlich nichts, und die Polizei wußte nichts von seinem Aufenthaltsort. Vielleicht wohnte er auch irgendwo in der Umgegend New-Yorks. Es galt also aufzupassen.

Zu diesem Zwecke sicherten wir uns noch die Mitwirkung eines anderen Assistenten, um die Spielhäuser besser abpatroulliren zu können. Mehrere Tage blieb Herr Lee unsichtbar, er schien das Spiel zwar mit Leidenschaft, aber unregelmäßig zu betreiben, viel-

leicht hatte er daneben eine andere Beschäftigung. Der Nigger erzählte uns, er bleibe am Freitag sehr lange, am Sonnabend erscheine er gar nicht, oder nur auf kurze Zeit; er spiele mit abwechselndem Glück und setze sehr hoch; aber keine Woche verginge, in der er nicht erschiene. In einem anderen Spiellokal in der zweiundzwanzigsten Straße hörten wir einen ähnlichen Bericht über ihn. Endlich erwischten wir ihn am nächsten Freitag; er schien eine Rundreise zu machen, am Broadway blieb er endlich sitzen, es war ein erregtes und hohes Spiel, das dort getrieben wurde, hunderte, ja tausende von Dollars standen oft auf einer Karte. Die Nacht verging; wir wachten abwechselnd und beobachteten das Lokal von einer nahegelegenen Schenke aus, die glücklicherweise die ganze Nacht offen blieb; ein hinterer Ausgang war, wie der Polizist sich vergewissert hatte, vom Spielsalon aus nicht vorhanden. Es mochte sieben Uhr Morgens sein, ein heller, glänzender Sommertag lag über der Stadt, als unser Spieler erschien, er sah bleich, durchwacht, zerstört und abgespannt aus. Vorsichtig folgten wir ihm mehrere Straßen entlang, er schlüpfte endlich in einen Barbierladen, wohl um den äußeren Menschen zu adonisiren, der innere mochte unverbesserlich genug und einer Verschönerung nicht mehr fähig sein. Wir faßten wieder Posto und warteten. Eine halbe Stunde verging, mehrere Herren kamen und gingen aus dem Lokal, Herr Lee war nicht darunter. Endlich ging der Polizist, der natürlich mit Civilkleidern versehen war, hinein und sah sich in dem Barbiersalon sorgfältig um. Herr Lee war verschwunden; der Barbier entgegnete auf eine Anfrage mürrisch und unwirsch, es wäre ein Dutzend Herren gekommen und gegangen, er könne nicht wissen, welcher schwarzbärtige Herr gemeint sei. Um kein Aufsehen zu erregen, verließ der Detective den Laden bald, ohne weitere Fragen zu stellen.

Unser Vöglein war entwischt — aber wie und wohin? Wohnte er in dem Hause? — Der folgende Abend mußte uns Aufklärung bringen; wir waren so glücklich, unser Wild wieder zu treffen. Der Nigger hatte vollkommen Recht, Herr Lee kam zwar, blieb aber kaum eine Stunde. Nach eilf Uhr verließ er den Spielplatz, wir folgten ihm, und wieder richtete er seine Schritte nach dem Barbierladen. Er schloß die Thür auf, die in's Haus führte und kam nicht wieder. Jetzt glaubten wir, seiner gewiß zu sein, aber wir triumphirten zu früh.

Ich hatte den Polizisten und seinen Assistenten beauftragt, jetzt das Haus zu durchstöbern, oder nachzusehen, ob vielleicht ein Durchgang nach einem anderen Hause vorhanden sei. Die beiden Spürnasen thaten ihre Pflicht und durchsuchten das Haus unter allen möglichen Vorwänden und Verkleidungen vom Keller bis zum obersten Stock. Keine Spur von Herrn Lee! Auch war kein Durchgang

wie es schien, vorhanden. Endlich entdeckten sie eine geheime Thür im Holzgetäfel des Bretterzauns, der an das rückwärts liegende Grundstück stieß; sie mußte in das Haus der nächsten Parallelstraße führen. Ein neues Räthsel! Gerade gegenüber nach der nächsten Straße zu befand sich eine Kirche, es war ein freier Platz dort, auf dem die Kirche und das dahinterliegende Pfarrhaus standen. Herr Lee mußte im Pfarrhause wohnen, keine andere Annahme war mehr möglich! —

Ich saß am nächsten Sonnabend in meiner Wohnung und zerbrach mir den Kopf über Herrn Lee's mysteriöses Verschwinden und seine Wohnungslosigkeit, als mein Geheimpolizist eintrat. „Wollen Sie wohl die Güte haben, morgen dem Gottesdienste in der — Kirche beizuwohnen?" sagte er mit eigenthümlichem Lächeln. — „Haben Sie ihn?" rief ich freudig erregt. — „Urtheilen Sie selber entgegnete er, ich will nicht vorgreifen; aber es ist besser, Sie verstellen sich etwas, setzen Sie eine große blaue Brille auf, und nehmen Sie im Hintergrunde der Kirche Platz, womöglich so, daß eine Säule sie verdeckt. Lange hat es gedauert, aber nun ist er uns sicher. Und es ist ein eigenthümlicher Fall noch dazu, wie er mir in meiner langen Praxis bisher noch nicht vorgekommen ist." —

Ich folgte dem Rathe des Detective und ging am Sonntag in der empfohlenen Verkleidung zur Kirche, erlangte auch glücklich einen Platz, von dem aus ich Alles beobachten konnte, ohne selber bemerklich zu sein. Das Eingangslied ward gesungen, die Orgel fiel brausend ein, ich stimmte andächtig mit ein. Endlich erschien der Prediger — „Wie heißt der Prediger, frug ich meinen Nachbar auf der Kirchenbank, ich bin hier fremd" — „Reverend Brandon" lautete die Antwort. Lee-Brandon wahrscheinlich, dachte ich bei mir selbst, vor mir stand der Spieler Lee im schwarzen geistlichen Rocke. Der Bart war vollständig verschwunden, ein glatt rasirtes Gesicht sah auf die Gemeinde; aber es war kein Zweifel, der Polizist hatte ihn gleich mir erkannt. Ich hatte keine Lust, eine Predigt von dem Manne mit anzuhören, die ersten Worte, die er sprach, genügten mir. Dann machte ich es wie die Knaben in der Schule, ich schützte Nasenbluten vor und entwich. Draußen stand lächelnd mein polizeilicher Freund. „Nun", sagte er, sobald wir uns auf der Straße befanden, „ist es richtig? Ein feiner Kniff, und ein geriebener Bursche! — aber Sie wissen noch nicht Alles" — er hielt mir die Visitenkarte hin, auf der „Rev. Lewis Montgomery Brandon" stand — Herr Lee ist nicht nur ein Doppelgänger, er hat auch zwei Weiber, er hat Frau und Kind dort" — er wies auf das Pfarrhaus hin. Ich fuhr zurück. — „Ja, ja, sagte er, ich ging gestern in's Pfarrhaus und bestellte eine Taufe, die Frau Pastor öffnete mir selbst die Thüre — und nun —." „Jetzt warten wir eine Woche, sagte ich, und lassen uns

die nöthigen Papiere von Frau Lee schicken." Er nickte zustimmend; „es eilt jetzt nicht", fügte er hinzu, „lassen Sie sich den beglaubigten Trauschein und die Vollmacht schicken, Sie selbst können ihn identifiziren, nöthigenfalls muß die Frau selber kommen; aber ich denke, Ihr Zeugniß wird's wohl thun — Bigamie, ein einfacher, klarer Fall, aber unter erschwerenden Umständen — und falsche Namensführung dazu — seine vier Jahre sind ihm sicher."

Ich schrieb am nämlichen Tage an Frau Lee, stellte ihr Alles genau vor und setzte ihr auseinander, sie habe von dem Manne nichts zu hoffen, auf Unterhandlungen sich mit ihm einzulassen, wäre ganz vergeblich, er würde sie anknüpfen und sofort spurlos verschwinden, sie sollte der Gerechtigkeit freien Lauf lassen — wenige Tage darauf erhielt ich die nöthigen Dokumente. Der Richter fertigte den Verhaftsbefehl aus, mit dessen Vollstreckung mein Geheimpolizist beauftragt wurde. Am Sonnabend Morgen drangen wir in seine Wohnung; alle Vorsichtsmaßregeln waren getroffen worden, auf der Rückseite des Pfarrhauses hatten wir die geheime Thür besetzt. Zitternd, bleich, entlarvt stand der Verbrecher vor uns, aber nur eine Sekunde; er sah sich um und wollte einen Satz nach dem Hofe machen. — „Geben Sie sich keine Mühe", sagte der Geheimpolizist und pfiff — an der Thür, die in den Hof des Barbierladens führte, erschienen zwei handfeste Gestalten mit blanken Schildern — Herr Lee-Brandon knickte zusammen, dann folgte er uns.

Mir bleibt noch ein kurzer Schluß zu berichten. Herr Lee-Brandon vermied die Strafe des Gesetzes; am nächsten Morgen stand er vor einem höheren Richter — man fand ihn entseelt in seiner Zelle — er hatte Gift genommen. . . . . .

Einige Tage darauf stand ich mit einer blassen, in tiefe Trauer gekleideten Frau an einem frischen Grabe. Einen letzten Blick warf sie noch auf die Stätte, dann folgte sie mir zum Wagen. Sie bestieg ihn nicht mehr, sie bot mir die Hand — zum Abschied. „Edith!" — rief ich — sie winkte still mit der Hand. „Das Bild des Selbstmörders", sagte sie hart und klanglos, „liegt zu schwer auf meiner Seele, ein Schatten steht zwischen uns, ich bin müde und gebrochen, ich will das helle Licht Ihres Lebens nicht verdüstern. Leben Sie wohl — auf immer — ich glaube, meine Tage werden kurz sein. Vor Ihnen liegt ein Morgenroth — vor mir steht eine dunkle Erinnerung, die keine Liebe und keine Zeit je verwischen kann. Vergessen Sie — im Leben ist Vergessen nicht die letzte Tugend — ich habe dem Glück entsagt."

Sie zog den Schleier fest um sich und drückte noch einmal meine Hand; dann wandte sie sich abseits. . . . . .

Ich habe sie nie wiedergesehen. . . . . .

XXIII.

In den Adirondacks. Ein Traum. Das verödete Fürstenhaus.

In der Weinstube „zur tugendhaften Eva" versammelte sich an jedem Freitag Abend ein auserlesener Cirkel von Verehrern des Bacchus, wie von Freunden geselligen Gespräches und ungezwungenen Gedankenaustausches. International mußte der Kreis, der sich dort in einem bestimmten und gesonderten Zimmer einfand, genannt werden, denn unter den zwölf regelmäßigeren Gästen befanden sich vier Deutsche, ebensoviel Amerikaner, ein Franko-Belgier, ein Irländer, ein Kubaner und ein auf dem Ozean geborener Kosmopolit englischer Zunge. Das Sprachmedium war natürlich als gemeinsames Band das englische Idiom, doch ward auch hier und da deutsch gesprochen und gesungen, da die Theil nehmenden Amerikaner alle in Deutschland gewesen waren und theilweise dort studirt hatten. Mehrere dieser Stammgäste wohnten im sogenannten „Tugendtempel", einem Hause, das von chambregarnistenden Junggesellen bewohnt ward, die es sich selber ausmöblirt und eingerichtet hatten; die Besuchzimmer oder Parlors waren gemeinsam und oft die Stätten heiterer Gesellschaften; den Namen des Tugendtempels erhielt das Haus, da weibliche Bedienung ausgeschlossen war, und kein Fuß des anderen und besseren Geschlechtes die heilig-tugendhaften Räume dieses Junggesellen-Sanktuariums nach Paragraph 13, b der Tugendtempelstatuten jemals betreten durfte. Die Tugendtempelritter hatten auch die Weinstube getauft; an der Wand unseres Privatraums hing nämlich ein altes Oelgemälde, im französischen Geschmacksstil gemalt, das aus Ludwig des Vierzehnten, des zweifelhaft Großen, Zeit stammen sollte; Eva, die biedere Sündenmutter, war unbekleidet darin dargestellt, ungefähr als schämige Pariser Grisette, Lorette oder Cocotte gedacht, und Adam befand sich in anachronistisch-französischer Tracht mit zierlichem Stutzerbärtchen darauf. Das Bild erregte den keuschen Tugendtemplern natürlich Anstoß; der Wirth ward veranlaßt, einen Vorhang darüber zu breiten, und jeder neugierige Grüne oder Uneingeweihte, der das Zimmer betrat und es wagte, den Isisschleier des Bildes zu lüften, war eo ipso zu einer Strafbowle verurtheilt.

Waren im Winter die Mitglieder dieses Freitagsklubs gewöhnlich regelmäßig anwesend, so schmolz bei'm Beginn der wärmeren Jahreszeit das Dutzend doch zu einer lustigen und keineswegs bösen Sieben zusammen, deren Bruchtheile fest zusammenhielten und es sogar so weit in der Eintracht brachten, daß ein gemeinsamer Sommerferien-Aufenthalt geplant ward. Als Ziel wurden nach lebhaften Debatten die Adirondacksberge im nördlichen Staate New-

York ausersehen, als modus vivendi ward ein Zelt-encampment, ein Lagerleben im Freien, beschlossen. Einer der Theilnehmer war im Stande, ein großes Zelt zu besorgen. In wichtigen und langen General- und Extraversammlungen wurden die Statuten des Adirondack-Clubs festgesetzt; ein jovialer, dicker Nigger, Jimmy, ward als dienender Bruder und Koch angeworben und ihm ein Adlatus und Adjutant in der Person eines intelligenten und willigen Schuhputzerjungen, dem der Name „busy" aufoktroyirt ward, beigegeben. In den ersten Tagen des Juli ward der Aufbruch beschlossen, an Decken, Reiseutensilien, präservirten Nahrungsmitteln, wie Pfirsichen, Birnen, Milch, Fleischspeisen und Delikatessen aller Art, nebst Flinten, Zigarren, Angelgeräth, Büchern und Werkzeugen war kein Mangel; eine Reihe von Commissionen hatte Alles planmäßig und zur allgemeinen Zufriedenheit geordnet. Der Nationalfesttag des vierten Juli ward von der Gesellschaft in Plattsburgh, einem Städtchen am Fuß der Berge, feierlich begangen, am fünften nahm uns der Schatten des Waldes und unser Zelt auf, für das man nach langem Suchen einen äußerst vortheilhaften Platz ausgesucht hatte, der sich hart an einem murmelnden Gebirgsbach befand. Für die Küche war ein Extra-Gebäude, allerdings sehr primitiv, hergestellt worden, das zugleich dem Nigger und dem „boot-black" als Schlafstelle diente.

Ein solches Lagerleben im Walde war nicht ohne Reiz. Der größte Theil der Gesellschaft bestand aus Jagdliebhabern, und die Gewehre knatterten in Folge dessen ununterbrochen, mochte Wild vorhanden sein oder nicht, welches Letztere häufig der Fall war. In die größte Aufregung gerieth das Lager, als eines Tages Bärenspuren entdeckt wurden, Petz war in der Nähe, doch entzog er sich durch die Flucht in einsam-wilde Waldgegenden den Enfield-Büchsen und Peabody-Rifles. Eigentlicher Urwald ist kaum vorhanden, doch giebt es Walddistrikte in den Adirondacks, die sehr wohl als Urwälder betrachtet werden können, undurchdringliche Dickichte, in die einzudringen das üppig wuchernde Dorngebüsch, das hier und da das Unterholz bildet, fast zur Unmöglichkeit macht und nur auf Kosten der Kleider und mit Aufopferung diverser Hautfetzen gestattet. Dazwischen murmeln Bäche durch die Wildniß, die am Fuß der Berge in ein Netz von kleineren Seen münden, die oft durch schmale und reißende, tiefe Kanäle mit einander verbunden sind und dem Angler lohnende Ausbeute gewähren. Wir wechselten den Standort unseres Zeltes mehrmals, von einer Insel in einem dieser Seen vertrieben uns die Moskitos, die trotz alles Feuers schwarmweise erschienen und uns förmlich belagerten, bis wir weiter hinauf in die Felsen stiegen.

Je höher wir emporbrangen, desto grandioser wurden die Aus-

sichten, nacktes Felsgestein trat, wie überall im Staate New-York, so auch hier in grotesken Riesenmassen auf und lohnte das mühsame Emporklimmen durch reizende Aussichten über das scheinbar endlose, wallende und wogende Waldesmeer, aus dem einzelne majestätische Baumeinsiedler, die schon manches Jahrhundert gesehen haben mochten, wie hohe Kathedralen emporragten. Noch höher hinauf liegt das „Seufzerthal", eine rings von steilen Felswänden eingehegte Schlucht, in der ein sechs- bis siebenfaches Echo existirt. Dort soll einst vor Jahrhunderten ein indianisches Ehepaar, so erzählt sagenhafte Ueberlieferung, im Sonnenschein des Glückes und der Liebe gelebt haben. Der rothe Sohn der Wälder ward ermordet, die einsame Wittwe trauerte ihr Leben lang um den Gemahl ihrer Jugend; nach ihrem Tode ging ihr Geist um und seufzte die Klage des zerstörten Lebensglückes weiter — und, wo Menschen schweigen, sagt Rosegarten, werden Steine schrei'n: Der große Manitou erweckte die Felsen, daß sie in die Seufzer des klagenden Geistes miteinstimmten.

Wo hoch die Adirondacksberge ragen,
Liegt still ein Thal, von Felsen wild umschlossen,
Und wenn des Mondes Strahl sich bleich ergossen,
Ertönt ein Seufzer dort aus alten Tagen.

Es künden uns die Indianersagen,
Wie dort ein Paar der Liebe süß genossen,
Dem glückberauscht die schnellen Stunden flossen,
Bis ihn ein falsches Blaßgesicht erschlagen.

Nun irrt ihr Geist im düstern Felsengrunde
Und haucht ihr Leid verwehend mit den Winden;
Die Bäume schauern leis' in öder Runde.

Von Menschenleid und -Lust die liebe Kunde
Läßt sich in allem Volke wiederfinden
Und klingt beseelt in seiner Dichter Munde. —

Westwärts und etwas südlich vom Seufzerthal befand sich eine andere Schlucht, die uns besonders anzog; uralte Urwaldsbäume stehen dort, aber zum größten Theil abgestorben, nackt und großartig dürr, mit wenigen Blättern geschmückt, wie einzelne dünne Silberlocken wohl ein Greisenantlitz zieren. Um einige der vermorschten Baumriesen haben sich Schlingpflanzen gezogen, die in malerischen Guirlanden und Verschlingungen die todten Stämme umkleiden und ihnen ein fremdes, erborgtes Leben geben; feierlich still ist es in der Runde, kein Laut ertönt in der schweigenden Oede, hier ist der Kirch-

hof des Waldes; wie ein hoher, luftiger Gedanke schwebt ein Adler in der Höhe und zieht seine Kreise über dem Kreislauf des Waldlebens, das schon Homer mit dem Menschendasein verglich:

„So wie der Blätter Geschlecht, so sind die Geschlechter der Menschen,
Blätter ja schüttet zur Erde der Sturm jetzt, andere sprossen
Neu im grünenden Wald, wann wieder gebiert sich der Frühling:
Also der Menschen Geschlecht; dies wächst und jenes verschwindet."

Neben der Poesie unseres Adirondacklagerlebens fehlte es auch an der Prosa nicht. Tage lang waren wir unterweilen auf unsere präservirten Zinnkannenspeisen angewiesen, bis ein glücklicher Fischfang oder eine gute Jagdbeute an wilden Tauben frische Nahrungsmittel gewährte. Aus dem nächstliegenden Ort, Elizabethtown, Fleisch zu beziehen, hatten wir aufgegeben, da die Qualität desselben zu zweifelhaft erschien. Die nächste Farm in den Bergen, die Richard's Farm hieß, lieferte an antiken Hühnern und altehrwürdigen Enten staunenswerthe Exemplare, so behalfen wir uns lieber mit dem Inhalt unserer Präserve-Büchsen, der sich durchaus bewährte. Die schlimmste Zeit der Prüfung unseres Humors trat in einer Augustwoche ein, die Regen und Sturm brachte.

Es war an einem solchen Regentage, als wir etwas mißmuthig auf unseren Decken lagen; der Gesprächsborn schien fast versiegt zu sein. Da rief einer unserer Amerikaner: „Halt! mir fällt etwas ein, mir steckt eine Geschichte im Kopfe, die mit meinem eigenen Dasein wenigstens insofern im Zusammenhang steht, als die Hauptakteure in derselben mir nicht nur bekannt, sondern auch noch mit mir verwandt sind. Ihr wißt, ich stamme aus New-Orleans; Anfang und Schluß meiner Erzählung spielen sich in diesen Bergen ab, das Mittelstück in meiner Geburtsstadt." — Ein allgemeiner Ruf: „Erzählen!" erscholl. „Wie heißt der Titel?" rief ein vorwitziger Neugieriger. Die Antwort lautete: „Der Titel meiner wahrhaftigen Geschichte heißt:

Ein Traum.

An einer der westlichen Gabelungen des „long lake" liegt nahe den Adirondackbergen wie ein vorgeschobener Posten der Cultur eine einsame Farm. Die Lichtung ist nicht groß, die Farm war wohl einst besser angebaut und war weitläufiger angelegt, das beweist ein größeres Ackerfeld hart am See, das halb verwildert, mit Schlingpflanzen und Brombeerranken überwuchert, sich der Herrschaft des Menschenfleißes zu entziehen scheint. Aber der Rest der Besitzung ist wohl kultivirt; sorgfältig erhaltene Stein- und Holzumfriedigungen zäunen die einzelnen Felder ein, die wohlgepflegt erscheinen. Die

Wirthschaftsgebäude liegen dicht hinter dem Wohnhause, das mit seinen hübschen grünen Läden und dem zierlichen Blumengärtchen vor der Hausthür Anspruch auf jene gefällige Eleganz macht, die mancher Farm unseres Landes noch fehlt. Denn der Drang der Noth geht vor den Blumen im Leben.

Zur rechten Hand, an der Ecke des Hauses, ranken sich Geisblatt und wilder Wein wetteifernd zu einer Laube empor, unter der eine Holzbank steht. Dort sitzt der alte Farmer mit seinem Weib, ihm zu Füßen spielen Slick und Slack, die beiden riesigen Wolfshunde, die Nachts das Gehöft umkreisen und es besser schützen, als Mauer und Riegel. Es ist ein ehrwürdiges, anmuthendes Gesicht, das des alten Mannes auf der Holzbank, umrahmt vom spitzen, schloweißen Bart, ehrenhaft und geradsinnig sieht er aus, gebräunt von der Sonne und gefärbt vom Wetter; die klugen, hellen Augen sind von gewaltigen weißen Wimpern umschattet, um den Mund ist ein gewisser Zug von Klugheit, ja, von List bemerkbar. Siebzig Winter hat der Alte gesehen, und von Arbeit zeigt die gefurchte Stirn, von Arbeit reden die derben Hände, mit denen er den selbstgeschnittenen schweren Hickorystock umfaßt hält. Isaak Miller hat einen festen starken Willen, es sind harte Linien in seinem Gesicht ausgeprägt, aber die freundlichen Augen machen das bald wieder gut. Die kleine, wohlbeleibte Frau neben ihm scheint kaum in diese Farmwildniß zu passen, aber sie ist rührig und thätig, ihr Gesicht zeigt Milde und Wohlwollen, wenn auch heute ein Zug der Resignation und des Leidens unverkennbar an ihr ist.

„Es ist heute das dritte Jahr", sagte die Alte mit einem ernsthaft forschenden Blick auf ihren alten Ehegatten, „weißt du, Isaak, die Sonne scheint und funkelt gerade so wie damals auf dem rothen Steine drüben, als wir ihn begruben."

„Drei Jahre!" entgegnete der Farmer und schüttelte sinnend sein weißes Haupt. Dann schwiegen beide; die alte Frau starrte in die Ferne, dorthin, wo die letzten Sonnenstrahlen auf der Felsgruppe hinter dem See erglühten, und der Mann zeichnete mit dem Stock Figuren in den Sand. — „Wo nur das Mädchen bleibt?" murmelte er endlich, „die Sonne ist im Sinken, und es ist heute doch Sonnabend."

Eine kurze Pause folgte, dann erschien die Gesuchte, die Hunde sprangen laut heulend vor Vergnügen empor und tanzten mit ungefügen Liebkosungen um sie her. Das Tuch war halb von ihrer Schulter geglitten, ihre Wangen glühten vom raschen Gange, groß und voll stand sie neben den Alten, die mit sichtlichem Stolze ihre Augen auf ihr haften ließen. Ihr Auge war tiefschwarz, wie ein dunkler See, der in ruhiger Klarheit die Bäume am Ufer wiederspiegelt, der aber in wilder Erregung aufwallt, wenn der Wind seine Fittige darüber ausbreitet — ein leidenschaftlicher, fester Wille lag

darin ausgeprägt, ein loderndes Feuer, wie es dem Nordländer seltener eigen ist, wie es die Strahlen einer südlicheren Sonne hervorlocken. Sie stand nicht mehr in der ersten Jugend, das zeigte ein herber, reifer Zug um den feingeschwungenen Mund. „Ihr habt wohl schon auf mich gewartet und nach mir ausgesehen", sagte sie, „die schwarze Kuh war durch den Zaun gekrochen, ich habe sie erst wieder hereinjagen müssen und die Riegel besser vorgeschoben; Ralph und John sind gleich vom Bach aus hinüber zum alten Hicks gegangen, ihr wißt, sie feiern morgen ihren Festtag dort." — „Du bist warm vom raschen Gange, mein Kind", sagte die Farmerin vorsorglich, komm hinein, und du auch, Vater, das Abendbrot wartet auf uns." —

Das einfache Mahl war bald beendet, sie saßen in der Laube und horchten dem eintönigen Unkenlied, das in gemessenen Pausen vom See heraufscholl. Sonst war es still, die Abendnebel stiegen herab, das Auge des Mondes sah halb verschleiert zwischen dünnen Wolkenstreifen hernieder. Eliza war zum Brunnen gegangen, mit leichtem, graziösen Schritt kehrte sie wieder und schwang den schweren Wassereimer wie ein Spielzeug den Hunden entgegen, die neckend um sie herumsprangen. Ihr klares Lachen tönte weithin. Es ist heute ein ernster Tag, Eliza, sagte die alte Frau in gelinder Zurechtweisung, du hast es wohl vergessen, ach ja, die Jugend denkt nicht daran, heute sind drei Jahre vergangen, seit wir Reuben begruben." — „Ich weiß wohl, Mutter, erwiderte sie eifrig und setzte sich auf den Holzsessel der Bank gegenüber, es fiel mir heute Nachmittag auf der Wiese plötzlich auf's Herz, erst dachte ich an Reuben, das war ein gutes, freundliches Andenken an ihn, das mir durch den Sinn zog, und dann kamen viele dunkle, böse Bilder aus alter Zeit, die wie graue Nebelgespenster an mir vorüberhuschten und mir die Brust mit schweren Gedanken an das überstandene Leid zusammenpreßten — da hab' ich mich gewaltsam losgerissen und einmal so recht, recht tief von Herzen Athem geholt und hinaufgelacht zum Himmel, der so blau und lieb über mir hing, als wär es der Mantel unseres Herrgottes selber — und da ist aller Gram vergangen, ich dachte, das Leben will auch sein Recht. Du weißt wohl, Mutter, daß ich mit Reuben versprochen war, aber du weißt auch, daß ich erst nach langem, hartem Kampf ihm das Jawort gegeben habe, daß ich es ihm gestanden habe, wie es mit meiner ersten Liebe vorbei sei auf immer, wie ein dunkler Schatten aus vergangener Zeit, von Schuld weniger, als von einem großen Unglück, zwischen mir und meinem Lebensglück stehe. Hier ist es ruhig und still und friedlich, und draußen in der weiten Welt ist viel Qual und Haß, und mir haben sie zu viel eingeflößt von ihrem süßen Gift. Lieben hätte ich den Reuben nicht mehr so können, wie man zum ersten Male liebt, aber

er war ein guter Mensch, und ich hätte ihm eine treue Hausfrau sein wollen — doch das ist nun lange vorbei, und ich bleibe auch so eure Tochter, nicht war?" —

„Du bist ja unser Einziges jetzt, Kind", entgegnete die Alte, „wie kannst du noch fragen? Der Andreas liegt im fernen Süden verscharrt, den Reuben schickten sie uns aus dem großen Krieg zurück, er sagte, sie hätten ihn lange gefangen gehalten, ohne seine Wunden recht zu verbinden; ohne Kleidung fast und Nahrung, in Sonnenschein und Regen hatte er dagelegen, fieberschauernd und todtkrank kam er dann heim, ich wußte es gleich, wie er in den Hof wankte, so hohläugig und still, mein gesundes, blühendes Kind! Ich wußte es, daß der Tod seine Hand an ihn gelegt hatte. Ihm fehlte sonst nichts, er war geheilt; aber er war so müde, immer so müde, sein starker Leib war gebrochen, und drei Wochen darauf, da legten wir das junge Saatkorn in die kühle Erde" — — —

„Laß nur, Mutter", fiel der Alte ein, „es mußte so sein, und hätte ich mehr Jungens gehabt, ich hätte sie auch geschickt. Der alte Browns hinten bei Plattsburgh hat sechs starke Söhne verloren. Auge um Auge, Zahn um Zahn, sagt das Wort, sie haben sich gewehrt, da es um's Leben ging. Der Herr hat's genommen und hat uns auch wieder gegeben. — Wie lange ist es her, seit ich dich gefunden habe, Kind?" —

„Es mögen wohl acht Jahre sein;" sagte das Mädchen.

„Sie kam auch zu uns, bleich und krank an Herz und Leib, aber sie hat's ertragen und verwunden. Weißt du noch, wie ich dich einst fand? Es war schon gegen Abend, ich war in der Stadt, um meinen jährlichen Einkauf zu besorgen, da sah ich sie auf der Steintreppe liegen, ich erschrak, es war, als wäre sie todt. Steh auf, Mädchen, sagte ich zu ihr, bist du krank? Geh nach Hause! — Ich habe kein Haus, sagte sie dumpf und hart. — Aber wo willst du denn hin? Hier kannst du doch nicht die Nacht bleiben? — Ich kann überall sterben, gab sie zur Antwort. — Da richtete ich sie auf und redete ihr christlich zu, und es kam mir auf einmal in den Sinn, daß meine Alte auch älter geworden wäre und zwei Hände wohl gebrauchen könnte. Wenn du arbeiten willst, sagte ich, kannst du mit mir gehen, hinaus auf die Farm. Da holte sie tief Athem und legte ihre beiden Hände auf meine Schultern und sprach, indem sie mir starr und ängstlich, forschend und fest in's Gesicht sah: Und es ist keine Lüge, alter Mann, und du willst mich nicht betrügen und verkaufen? — Nein, sagte ich, das Lügen hat Isaak Miller nie gelernt, und verkauft wird bei uns Niemand mehr; doch nun komm' und vergiß, was man dir gethan hat, still und ruhig ist es draußen im Wald, da wirst Du das Sterbenwollen bald vergessen, wenn Du brav mithilfst." — —

„Ja, so war's, unterbrach ihn Eliza. Mir ward so wohl, als ich von den Menschen wegkam, und es that mir so gut, daß ihr nimmer frugt, was mir fehle, und wie es mir gegangen sei, ich hätte es nicht erzählen können, damals, lieber wäre ich gestorben. Es war mir wohl oft weh zu Muthe unter den Fremden in den ersten Wochen, ich kam mir so verlassen vor, aber ich arbeitete, da vergißt sich der Gram, und wenn's mich gar zu arg überkam, da ging ich zum Bach hinunter und steckte mein Gesicht in's kühle Gras, und das erquickte mich; die Büsche rauschten so heimlich, als wollten sie mich trösten, das Wasser murmelte so rein und hell dahin und plauderte mit mir zuthulich und herzlich, — da ward mein Herz allmählig wieder gesund, der Alp fiel von meiner Brust, ich konnte wieder weinen, das hatte ich verlernt im tiefsten Leid, und das drückt doppelt hart. Nun ist das Alles anders geworden, ich habe wieder Eltern und eine Heimath und eine rechtschaffene Freude an ihr, und nun soll auch das Letzte herunter, das mir noch auf der Brust liegt; ihr sollt hören, wie es mir ergangen ist, ihr müßt es einmal hören, denn die rechte Liebe kann nicht sein ohne Offenheit und rechtes Vertrauen."

Die Alten nickten zustimmend; das Mädchen begann: „Mein Geburtsort war die große Hauptstadt des Südens, New-Orleans. Mein Vater war Schiffskapitän und als solcher wenig zu Hause, ich erinnere mich kaum noch, ihn je gesehen zu haben. Von seiner letzten Reise kehrte er nie wieder, das Schiff war an der Nebel- und Felsenküste Newfoundland's mit Mann und Maus im Wintersturm untergegangen. Die Mutter war schon immer bleich und krank gewesen, nach dem Empfang der Unglücksbotschaft welkte sie vollends dahin. Ich erinnere mich ihrer noch, da sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an mir, ihrem einzigen Kinde hing, ich sehe sie noch heute vor mir, eine hohe, schlanke Gestalt mit dunklen Augen, wie sie sich thränenden Gesichts über mein Bettchen beugte und mich lange und ungestüm liebkoste; dazu sang sie ein spanisches Wiegenliedchen, das mir heute noch im Sinn liegt, sie nannte mich am Liebsten Nita oder Juanita, obwohl ich Eliza getauft war. — „Küsse mich noch einmal, Nita!" sagte sie, weiter hörte ich nichts mehr, sie war ganz still geworden, und ich saß schweigend an ihrer Seite, lange, lange Stunden; ich dachte wohl, sie schliefe und hütete mich, sie aufzuwecken, bis mir endlich selber die Augen vor Mattigkeit zufielen. So fand uns die Nachbarin, sie weckte mich aus dem Schlaf, — die Mutter war schon lange in die Ewigkeit hinübergeschlafen. Was weiter geschah, weiß ich nicht mehr, es zieht wie ein wirrer Traum manchmal noch an mir vorüber, schwarze Männer hatten die Mutter fortgetragen, die Weiber der Nachbarschaft, die sie in den Sarg gelegt hatten, weinten und lamentirten, ich weinte mechanisch mit ihnen, bis ich nicht mehr

konnte. Eine von den Nachbarinnen, wie meine Mutter die Wittwe eines Schiffers, eine Frau West, nahm mich zu sich, aus Gnade und Barmherzigkeit; denn Vermögen hatten meine Eltern wenig hinterlassen; und das Wenige war zum Begräbniß verwandt worden.

Die Alte war nicht gerade schlecht gegen mich, aber auch nicht gut; ich hatte keinen besonderen Grund, sie zu hassen, aber sie zu lieben, noch weniger; wenn sie freundlich war, so bewies sie mir ihre Freundlichkeit in einer widerlich-grinsenden Weise, die mir nicht gefiel. Ich hatte selbst als Kind kein Vertrauen zu ihr; was für ein Geschäft sie betrieb, verstand ich nicht, bis es mir später, schrecklich genug, klar ward. Ich sah oft Herren bei ihr aus- und eingehen, die ihr viel Geld bezahlten; aber wofür, wußte ich nicht. Sie sprach zu mir nie darüber; und ich lebte so freundlos und freudlos in meiner Kindheit dahin, daß ich einsilbig, ernst und verschlossen ward. Kein Sonnenschein mütterlicher Liebe erwärmte mein Herz, keine Frucht der Freude und des Genießens reifte für mich. Die Tage spannen sich einförmig, der eine wie der andere, ab. Die Alte beachtete mich wenig, sie bot mir kaum guten Morgen; ich ward geduldet, das war Alles, und ich trug es still und ohne Klage, ich hatte ja auch kaum einen Grund dazu. Die Schule durfte ich bis zu meinem zwölften Jahre besuchen, dann behielt mich Frau West zu Hause, ich besorgte unsere kleine Wirthschaft ohne sonderliche Mühe, da ich groß und stark war; mit dreizehn Jahren sah ich schon wie eine Erwachsene aus. Weniger um mir wohl zu thun, als des eigenen Vortheils halber hatte die Alte mich in feiner Handarbeit unterrichtet, die sie selbst früher betrieben hatte, und die sie meisterlich verstand. Ich ward bald geschickt genug, um mir nöthigenfalls mein eigenes Brod zu erwerben. Den Erlös dafür mußte ich an sie abliefern, aber sie ließ mir einen Theil davon, um mich in meinem Eifer anzuspornen, und mit den Jahren hatte ich mir ein hübsches kleines Ersparniß gesammelt. — So war ich fünfzehn Jahre geworden, eine große, volle, blühende Jungfrau. Die Alte änderte zu jener Zeit ihr Benehmen sichtlich, sie ward unterthänig kriechend und schmeichelnd, ich mußte oft seidene Kleider tragen, sie pries meine Schönheit und putzte mich aus, bunt und theatralisch genug, dann ging sie mit mir spazieren und erzählte mir allerlei Geschichtchen, deren Schlußmoral war, man müsse Geld verdienen, um jeden Preis, und jedes Mittel dazu sei recht. Es dauerte nicht lange, so sprachen jüngere und ältere Herren bei uns vor, die mir schmeichelten und mir sagten, wie schön ich sei. Ich wußte es wohl, der Spiegel hatte es mir selber erzählt; aber ich konnte die glatten Worte der Stutzer nicht leiden, die mir den Hof zu machen versuchten, anrühren durfte mich Keiner, mochten sie es versuchen, ich war stark und muthig, leicht zum Zorn geneigt und aufbrausend. Einen duftigen Jüngling, der zu uns kam und mich

liebkosen wollte, behandelte ich gröblich und unsanft, ja, ich schlug ihn, da er mir zu nahe kam; die Alte lachte dazu, aber der Mensch bekam Respekt vor mir und ließ mich in Ruhe. „Ein wildes Füllen!“ sagte der Adonis, erzwungen lächelnd, denn ihn schmerzte die Schulter, die ich hart getroffen hatte. — „Wird sich schon legen“, schmunzelte die Alte, „es ist um so anziehender!“ — „Ja, ja“, sagte der zierliche junge Mann und rieb sich seufzend seine blauen Flecke, „mich hat sie schon angezogen.“ — Ich lachte laut auf und verließ trotzig das Zimmer.

Wieder war ein Jahr unter mancherlei Anfechtungen vergangen. Zu einem Ball nahm mich die Alte mit, aber es gefiel mir dort nicht, ich lief nach dem zweiten Tanz fort, zog die seidenen Lappen aus, die Frau West mir aufgedrungen hatte, und setzte mich still in mein Stübchen, pfiff mit meinem Vogel und arbeitete rüstig an einer Stickerei weiter; es war so schwül und dumpfig in dem Tanzsaal gewesen, daß ich fast erstickt wäre; und eine unbestimmte Ahnung von etwas Bösem, ein Widerwille gegen die schlüpfrigen Reden und schönen Worte, die ich dort anhören mußte, hatte mich überkommen — so traf mich die Alte, die halb keifend, halb schmeichelnd nach einigen Stunden heimkehrte.

Es war einige Tage darauf, als ich mich eines Abends unsäglich müde fühlte, es war nicht die gewohnte Schläfrigkeit, die mich befiel, es war etwas Fremdes, ein bleischweres Gefühl der Erstarrung, das sich mit Centnerlast auf mich senkte. „Du bist müde, mein Täubchen, sagte die Alte mit ihrer grinsenden Freundlichkeit, geh' schlafen!“ — Ich folgte ihrem Rath, ich konnte kaum noch mein Stübchen erreichen, die Wände des Zimmers drehten sich vor mir, ich sank angekleidet auf mein Lager, wie eine Todte, das Bewußtsein schwand mir. . . . . .

Wie lange ich schlief, weiß ich nicht, es mochten wohl lange Stunden, vielleicht mehr denn ein Tag, vergangen sein — ich erwachte endlich, ich öffnete, immer noch schlaftrunken, blinzelnd die Augen, eine warmduftige Luft umwogte mich, ich warf einen erstaunten Blick auf die fremdartige Welt, die mich umgab — was war mit mir geschehen, wo war ich? — Ich befand mich nicht mehr in meinem ärmlichen Zimmerchen, ich lag auf einem weichen Polstersopha, in reichster Kleidung, auf seidenen Decken, in einem fremden Gemach — eine unerhörte, seltsame Pracht umgab mich, es glitzerte und funkelte rings, reiche Vasen von schimmerndem Silber und gleißendem Gold standen auf den Tischen, schwere Seiden- und Sammet-Teppiche und -Vorhänge hingen in dem köstlichen Gemach, die Fenster waren von buntem Glas mit Malereien darauf, und das Sonnenlicht, das, in tausend Schattirungen, bunte Strahlen durch

sie in das Zimmer warf, gab dem Ganzen einen gedämpften, wunderbaren Schein, in dem die Geräthe größer und seltsamer erschienen. Dazu plätscherte leis und melodisch ein Wasserstrahl, der in ein Marmorbecken fiel, um das große, rothblühende Pflanzen standen, Blumen, wie ich sie nie gesehen hatte, die ihre purpurnen Kelche gegen mich öffneten — war ich noch in einem Traume befangen? Ich schloß die Augen wieder, ich dachte, das Bild würde verschwinden — ich hatte wohl zu lebhaft geträumt, tastend glitt meine Hand an meinem Lager einher und traf rings auf weiche Seide, in der ich eingebettet lag — das konnte kein Traum mehr sein, es war Wirklichkeit. . . . Und doch — ich öffnete wieder die Augen — es war dasselbe Gemälde, das mich umgab. War ich in ein Feenland entrückt, lebte ich im Märchenpalast? — Auf einer goldenen Stange saß ein schneeweißer Papagei mit citronengelbem Kopfputz, der laut und langsam! „Nita! Juanita!" rief — dieselben Worte, die aus meiner Kinderzeit her noch in meinem Gedächtniß lagen, die mir meine Mutter einst zugeflüstert hatte. . . . Ein betäubender Duft zog durch das Gemach, er legte sich schwer auf meine Stirn, ich trank seinen entzückenden Hauch. . . . . Ein namenloses Gefühl der Lust fluthete durch mich, ich sog sie mit jeder meiner Poren ein. . . . Ich richtete mich empor und sah mit starren Augen verwundert in die fremde Welt hinein — da erscholl ein surrender, summender Klageton, ein Banjo, dicht hinter mir, von einem Schirm verdeckt, den ich zur Seite schob —"

„Und führe uns nicht in Versuchung", sagte leise die alte Frau.

„Ja, fuhr Eliza fort, aber die Versuchung kam über mich, als ich keine Kraft zum Widerstande besaß, als man mich vergiftet hatte durch ein höllisches Feuer, das in meinen Adern floß, durch den berauschenden Wohlgeruch, der mich rings umwogte. . . . Ich schob den Schirm bei Seite, dort lag auf einer Ottomane, träumerisch hingegossen, ein schwarzäugiger junger Mann, der das Banjo spielte. . . . . „Wo bin ich, mein Herr! rief ich erstaunt, was soll ich hier, was ist dies Alles?" — „Frage nicht, Eliza", erwiderte er sanft — „Nita, Juanita!" und: „Alonzo! Alonzo!" rief der Papagei dazwischen — mir ward so wirr zu Muthe, so schwach und hingebend, wie ich es nie gefühlt hatte — das Banjo tönte so lieblich und verlockend, das Wasser murmelte so heimlich süß. . . . . Und vor mir hatte Alonzo sich niedergelassen, der Jüngling, dessen Namen der Papagei beständig rief, er lehnte vor meinem Lager, er strich mir das Haar aus dem Antlitz, er flüsterte süße Schmeichelworte, er sprach von seiner Liebe, er drückte meine Hand, er küßte sie und küßte meinen Mund. . . . . „Meine süße Eliza!" sagte er — und ich glaubte ihm, ich hatte keine Macht mehr, den Versucher von mir zu stoßen. . . . . „Es ist ein Traum", sagte ich leise und zweifelnd

— „Ja, ein Traum erwiderte er, aber ein süßer Traum, den man nur einmal im Leben träumt, der Traum der Jugend und Liebe, laß ihn uns zusammen träumen." . . . .

Tag verzog um Tag, Wochen reihten sich an einander, ich schwamm in einem Meer von Wonne und Liebe. Wie leer, wie inhaltlos und schal erschien mir nun mein früheres Leben, ich erröthete, wenn ich daran dachte, es lag wie eine ferne und unwillkommene Erinnerung hinter mir — mein Herz ging ganz in der Liebe auf, die mich voll und selig erfüllte. Er war so gut und so lieb, so freundlich und heiter, mein ganzes Herz gehörte ihm bald, mit vollster Gluth der Leidenschaft hatte mich die Liebe erfaßt. Nein, es war kein Traum mehr! Es war Wirklichkeit, es war Erfüllung alles dessen, was ich bis dahin nur in Träumen gekostet hatte, süßes, heißes Geliebtsein! — Nur wenige Stunden war mein Alonzo täglich von mir fern, dann saß ich oft im Garten, der an das Haus stieß, den von der Außenwelt eine hohe, weiße Mauer schied, über die eine majestätische Palme träumend mir zunickte. — — O wie sehnsüchtig wartete ich auf seine Schritte, lauschte ich dem Ton des Glöckleins, das mir seine Ankunft an der Pforte meldete! Menschen gewahrte ich in meinem Märchenschloß nicht, nur eine alte stumme Dienerin war dort, die mir die Speisen brachte. Und doch fühlte ich mich nicht einsam und allein — Stunden lang saß ich und horchte dem Klingen des Wassers zu, das plätschernd in das Marmorbecken fiel, hörte lächelnd auf den Papagei, der mir seinen Namen zurief zusammen mit dem eigenen Namen aus meiner Kinderzeit — oder wenn ich ihn kommen hörte, versteckte ich mich hinter den Vorhang und freute mich daran, wie er alle Ecken nach mir durchstöberte und mich endlich aus meinem Versteck hervor und an sein Herz zog — o Mutter! scheltet mich nicht darum — was wußte ich in meinem reinen Glück von den Menschen und ihrem schlechten Treiben, von der Welt und ihren Fallstricken. . . . . Der Traum der Liebe ist gar so süß. . . . .

Da, eines Mittags — Alonzo wollte eben auf eine Stunde ausgehen, wie er sagte, klingelte ein Fremder an der Pforte, Alonzo ging und öffnete, ich sah im Spiegel ein spitzes, dürres Männlein mit einem Geiergesicht eintreten, ich ging in das anstoßende Gemach und vernahm von dort laute Unterhaltung, die Worte verstand ich nicht — der Fremde sprach in einem widerwärtig kreischenden Ton — endlich ging er fort — Alonzo mit ihm, die Pforte schloß sich — er kam nicht wieder.

Der Tag verging, ich wartete umsonst — er kam nicht wieder; es ward Nacht. Unruhig, von seltsamen Träumereien geplagt, wanderte ich auf und ab, es war schwül im Zimmer, ich griff nach dem Nachttrunk der Limonade, die vor meinem Bett zu stehen pflegte,

ich war durstig und trank in langen Zügen. Dann legte ich mich auf meine Kissen, ich wollte noch aufstehen und mich entkleiden, ich konnte es nicht mehr — eine schreckliche Erinnerung überkam mich, bleischwer sank es auf meine Augenlider — in ohnmächtiger Erstarrung sank ich zusammen . . . . . .

Wie ich erwachte, war es heller Mittag — das Märchen war aus — Frau West stand mit ihrem wiederlichfreundlichen Grinsen an meinem Bett; ich lag in meinem alten, ärmlichen Zimmerchen, es war kein Zweifel — ich sah die wohlbekannte Umgebung; vor dem Fenster hing mein gelb-schwarzes mexikanisches Vögelchen, das mich laut schmetternd begrüßte, da stand der Blumentopf, da lag meine unvollendete Arbeit — ich griff mechanisch nach meiner Hand, die Alonzo mit einem kostbaren Ringe geschmückt hatte — er war fort. „Alonzo!" — rief ich laut und entsetzt aus. — „Ja, ja, das ist der Name, sagte Frau West, den du in deinen Fieberphantasien so oft genannt hast — armes Kind! — an die sechs Wochen hast du in lauten Fieberträumen so dagelegen, und ich dachte schon, wir müßten den weißen Leib meines armen Täubchens in die kühle, schwarze Erde legen; doch Gott und alle Heiligen seien gelobt! Du hast es überwunden — sieh, da kommt dein Retter, der Doktor Parker!" — Ein trippelndes geschmeidiges Männchen mit einer großen Brille und einem krockenen, hüstelnden Ton erschien. „Ei sieh, mein Kind, sagte er, sind wir wieder munter? Sind die Fieberträume vorbei? — Eh! es hat lange genug gedauert; aber meine Medizin hat Wunder gewirkt, heute Nachmittag kannst du aufstehen und ein wenig in der frischen Luft umherspazieren, das wird dir gut thun, da wirst du die bösen Träume vergessen, die so lange in deinem Kopf gesteckt haben." — Er faßte meine Hand und fühlte nach dem Puls: „Noch etwas schwer und dumpf, sagte er, aber das wird vergehen, die Hauptsache ist überstanden — ein abnormer Fall! ein erstaunliches Fieber mit langen Delirien und tiefer Bewußtlosigkeit — eh!" und fort zappelte er, geschmeidig wie eine Lazerte. — Allmächtiger Gott! — War es denn wirklich ein Traum nur gewesen, war ich wahnsinnig geworden? — Ich faßte an meine heiße Stirn, ich dachte nach: auf meinen Lippen brannte noch sein Kuß — das goldschimmernde Gemach — der Papagei — Alles ein Traum nur — Nein! — Ich war in ein Gewebe von Lug und Trug verstrickt, es konnte nicht sein — ich sprang auf und ergriff meine Kleider, die altgewohnten — die seidenen Hüllen waren verschwunden — entsetzlich! — aber es war ja nicht möglich — ich lief hinaus auf die Straße, mit wirrem Haar und Blick, so daß die Vorübergehenden mich erstaunt oder mitleidig betrachteten — weiter! — weiter! — viele Straßen entlang, auf die Esplanade. Der sanfte Morgenwind vom Fluß her kühlte meine brennenden Schläfen, im Morgensonnen-

schein lag die Stadt mit ihrem weiten Häusermeer vor mir, die Menschenmenge wogte wie immer auf und ab im geschäftigen Handel und Wandel, ich kam zum Hafen, Schiffe kamen und gingen — was war nun Wirklichkeit, was war Traum? Ich war nicht wahnsinnig und fieberkrank gewesen, ich wußte es wohl, aber jetzt war ich auf dem besten Wege, es zu werden. Erschöpft ließ ich mich auf einer Bank nieder und ließ die letzten Wochen mit ihren Ereignissen an mir vorüberziehen.

Alonzo — einen anderen Namen wußte ich nicht — vielleicht ließ mein Alonzo sich finden, ich sprang wieder auf, ging in eine nahe Apotheke und durchsuchte das Adreßbuch — es waren mehr denn hundert Alonzo's darin, ich ließ mich nicht abschrecken, ich forschte überall nach meinem Alonzo. Vergebene Mühe! — Man lachte mich aus und spöttelte leichtfertig über die verlorene Dirne, die nach einem ungetreuen alten Liebhaber forschte — ein stämmiger Fleischer bot mir an, mein Alonzo werden zu wollen, er hieße auch Alonzo, und die Gesellen im Laden lachten laut auf. — Ich gab es auf, in dieser Weise nach dem Entschwundenen zu spüren; aber ein neuer Hoffnungsstrahl dämmerte in mir auf, es war doch ein großes, schönes Gebäude gewesen, in dem ich mich befunden hatte, die hohe, weiße Mauer, mit dem ungewöhnlich großen Palmbaum nahe daran, die das Gärtchen umschloß, mußte sich finden lassen — die Stadt war groß, doch nicht so unendlich, als daß es nicht möglich gewesen wäre, das Haus zu entdecken — der Ertrinkende klammert sich an den Strohhalm — Tage lang durchforschte ich Stadt und Vorstadt nach allen Richtungen — eitle Mühe! Ich konnte keinen Anhaltspunkt finden. Frau West ließ mich ruhig gewähren, sie schien ungewöhnlich viel Geld zu besitzen und kümmerte sich wenig um mich. Was half es mir, daß sie die Geschichte meines langen Krankseins, ausführlich genug, mit allen kleinen Nebenumständen, mir mittheilte, daß sie mir die lange Reihe von Medizinflaschen zeigte, deren Inhalt man mir eingeflößt haben wollte? — Ich glaubte es nicht, ich wollte und konnte mich nicht dazu bequemen, ihrer Erzählung Glauben zu schenken, in meinem Innern flüsterte eine Hoffnungsstimme: du wirst ihn wiederfinden. — — —

Doch Tage und Wochen verzogen, kein Alonzo erschien, eine starre Resignation, eine dumpfe Gleichgültigkeit kam über mich. Ich fing an, es endlich selber zu glauben, daß ich aus einem — ach, so süßen! — Traume erwacht sei, ich ließ es ruhig geschehen, daß Frau West mich auf's Land mit hinausnahm, auf die Farm eines entfernten Verwandten ihres verstorbenen Mannes, wie sie sagte. Monate vergingen, die Einsamkeit hatte mir wohlgethan und mich wieder gekräftigt, aber ich blieb ernst, verschlossen und stumm und arbeitete fleißig, als wir wieder in die Stadt zogen. Ich ging gar

nicht mehr aus und saß oft stundenlang in stumpfem Brüten — Traum oder nicht Traum — das wußte und fühlte ich, bis in's innerste Mark meines Lebens hinein war ich erschüttert worden.

Da ging ich eines Tages, es mochte im Oktober sein, die Esplanade entlang, ich kam von dem Weißwaarenhändler, von dem ich eben ein hübsches Sümmchen für eine Arbeit erhalten hatte, neben mir, auf dem Fahrwege, fuhr ein eleganter Phaeton einher, er hielt an, eine Person stieg aus — ich erkannte sie wohl, es war das trockene Männchen mit dem Vogelgesicht, das ich am letzten Tage meines Zusammenlebens mit Alonzo gesehen hatte, dessen scharfe, widerwärtige Züge mir unvergeßlich eingeprägt waren. Er sprach mit einem feingekleideten älteren Manne, ich verbarg mich hinter dem dichten Magnoliengebüsch, das mich ihren Augen leicht entzog, und horchte gespannt. Sie sprachen zuerst vom Wetter und den alltäglichen Ereignissen des Lebens, dann begann der Größere: „Und Alonzo ist heute glücklich wieder angekommen" — Alonzo — mein Herz pochte laut — es war ja kein Traum gewesen — ich klammerte mich fest an das Gesträuch, um nicht vor Aufregung zu Boden zu sinken. — „Ja, sagte der Kleine, und ganz wohl und munter, soll auch jetzt bald sich verheirathen." — „Ei, ei! entgegnete der Andere, er hat auch seine Jugendthorheiten genug genossen, wie war es doch mit dem Mädchen der Frau West, die er" — „Pst! sagte der Kleine, die ist besorgt und aufgehoben und aus dem Wege geschafft worden, ein genialer Streich des Doktor Parker, aber vortrefflich gelungen, ein narkotisches Tränkchen — doch steigen Sie ein, fuhr er fort, fahren Sie mit mir, ich möchte mit Ihnen noch über ein Heirathsprojekt reden, das meine Frau mir anempfohlen hat." — Beide stiegen ein, die Pferde zogen an, eine Staubwolke entzog sie bald meinen Blicken — und dann ward es Nacht um mich her, einen lauten, markdurchschütternden Schrei der bittersten Verzweiflung stieß ich aus, dann sank ich ohnmächtig zu Boden." —

„Mein armes Kind!" sagte Frau Miller sanft und streichelte ihr Haar.

„Ja, begann Eliza wieder, ich war damals wohl arm! Ich war verkauft, verschachert worden um blankes Gold an einen Wüstling, meine Liebe war weggeworfen, ich war ein Kind der Schande, eine Kupplerin hatte mich verhandelt, mit höllischem Trank hatte man meine Sinne betäubt, und nächstens, so dachte ich, würde ich wieder erwachen an einem anderen abgelegenen Orte des Genießens und der feilen Lust — das waren die ersten Gedanken, die fiebernd durch mein Hirn zogen, als ich erwachte und wieder zu mir kam. Wie lange ich dagelegen hatte in dem Magnoliengebüsch auf der Esplanade, wußte ich nicht mehr, es war Abend geworden, die Gaslichter hüpften in langen Reihen vor mir her — aber das Eine

wußte ich, fort mußte ich, fort um jeden Preis, sollte ich nicht ganz hier versinken in Schande und Verzweiflung! — Ich eilte in rasendem Lauf durch die Straßen — war es nicht, als ob die hohen Häuser sich über mir neigten und meine elende Existenz begraben zu wollen drohten — war es nicht, als ob die rothen Gaslichter ihre feurigen Zungen nach mir ausstreckten und mich höhnisch angrinsten und mir zuflüsterten: „Alonzo! Alonzo! verworfene Dirne! verkauftes Mädchen!“ — O, es war fürchterlich! — Ich eilte in mein Stübchen und packte in Hast meine geringen Habseligkeiten in ein Bündel zusammen, die Frau West rief nach mir, als ich die Treppe wieder hinabeilte, das beschleunigte nur meine Schritte, ich stieß in der Eile meine Stirn gegen einen vorspringenden Pfosten, daß das rothe warme Blut über meine Schläfe rieselte — ich achtete es kaum — fort! nur fort! — Dem Bahnhofe eilte ich zu, ich erreichte ihn endlich. Eine ziemliche Summe Geldes besaß ich, aber wohin? — „Wohin?“ frug mich der Mann am Schalter, der mich verwundert ansah, mein Haar war aufgelöst, mein Antlitz mit Blut besprengt. — Weit, recht weit wollte ich, in eine ferne Gegend, wo kein Späher mich entdecken, wo Niemand meine Schande berichten konnte. Ich erinnerte mich dunkel, daß mein Vater Verwandte im nördlichen Theile des Staates New-York besessen haben sollte — also dorthin — nach Cincinnati und von dort nach Albany. Ein Zug ging bald nach Norden, ich nahm meinen Platz ein, meine keuchende Brust ward ruhiger. Bald heulte die Lokomotive, die Lichter der großen Stadt verschwanden, ich war gerettet, ich athmete wieder freier auf, fort sauste der Zug in die Nacht hinein, ich saß still zusammengekauert, in tiefstem Leide da, dunkle, sternenlose Nacht herrschte in meinem Herzen . . . . Doch nun ist es vorbei“, sagte sie tiefaufathmend, „es ist lange vergangen und fast vergessen. Hier in unsere Einsamkeit dringt der laute Qualruf der Welt nicht.“ — Der alte Mann nickte still und saß in tiefen Gedanken da, die Frau drückte die Hand der Verwaisten. Ueber der Lichtung stand der Mond jetzt voll und groß, die Nebel wallten vom See empor, fund der Ochsenfrosch vereinte sein lautes brüllendes Quaken mit dem Grillengesang, der fernhin über das Feld wiedertönte.

Am Spätnachmittage war es, als ein Langboot über die klare Fluth des „langen See's eilte. Ein alter weißhaariger und starksehniger Kanadier ließ das schmale Fahrzeug pfeilgeschwind dahinschießen, ohne große Kraftanstrengung, sein verwettertes Gesicht und seine derben Fäuste zeigten, daß er mit der Handhabung eines Bootes wohl vertraut war. Zwei Reisende saßen darin, beiden sah man den „Stadtherrn“ an, sie waren elegant, doch praktisch für Waldstreife-

reien und Stromfahrten gekleidet und trugen leichte, hohe Stiefel aus weichem Leder und kurze Jagdröcke; der jüngere von beiden trug eine Büchse, der ältere war unbewaffnet. „Du hättest deine Mordwaffe auch nur zu Hause lassen können, Henry", sagte der letztere lächelnd, „die Thiere der Wildniß genießen hier trotz deiner Flinte eines tiefen Friedens, siehst du die Ente nicht, die eben hart am Spiegel des Bootes vorbeiglitt?" — „Laß gut sein, Alonzo", entgegnete der Angeredete, „ich bin heute nicht in der Jagdlaune, ich wäre eher zu langem Nachdenken im Schatten eines Baumes geeignet, als zu fröhlichem Jagen. — „Wohl", sagte der Andere, „siehst du das Inselchen dort mit der hohen Weißbuche? Nicht wahr, Freneau", fuhr er fort und wandte sich an den Kanadier, „wir können dort Rast machen, du bereitest uns den Kaffee, und an Havannesen, welche die Moskitos einigermaßen verscheuchen, ist ja noch kein Mangel." —

Es geschah; bald knirschte das Boot am Ufersande auf, die Decken wurden ausgebreitet, die Zigarren angezündet und der Kanadier suchte an einer schattigen, windgeschützten Stelle Reiser zusammen, um ein Feuer anzuzünden und den Kaffee zu bereiten, während die beiden Sennors es sich im Schatten des Baumes bequem machten.

„Zeit und Ort sind günstig", sagte der Jüngere, „Du könntest deinem Vetter, dem einzigen Anverwandten, den du besitzest, etwas aus deinem Leben mittheilen; ich habe bislang nicht viel davon vernommen, doch ist für mich ein dunkler Punkt darin, über den ich oft Gerüchte und Vermuthungen aussprechen hörte, ohne im Stande zu sein, ihnen widersprechen zu können." —

„Ich will dir's mittheilen", unterbrach ihn der Aeltere, „es ist auch eben so gut, du weißt den Grund meines rastlosen Wanderlebens. Doch ich muß weiter ausholen, um mich verständlicher zu machen.

Ich ward früh mein eigener Herr und zu einer Selbstständigkeit gezwungen, die ich nicht zu benutzen und zu genießen verstand. Du weißt, meine Mutter starb früh; meine einzige Schwester, die schöne Antonia, und ich, wir blieben uns selber überlassen, denn der alte Ribeira ging ganz im Geschäft auf, das seine Seele ausfüllte. In unserem stolzen Hause spielte sich bald nach dem Tode meiner Mutter eine Tragödie ab, die mit einer Komödie als Anhang endete. Ich meine Antonia; sie liebte und glaubte geliebt zu sein, sie gab sich einem Elenden hin — doch genug davon, es ist dir bekannt; als Aushülfe erschien Herr Gusman, der Hals über Kopf meine Schwester heirathen mußte, eine ausgemergelte Comptoirseele, ein trockener Schleicher und öder Zahlenmensch — dem alten, stolzen Chef des Hauses brach sein Herz dabei, nach drei Monaten setzten wir ihn mit großem Gepränge bei — und ich war mit kaum neun-

zehn Jahren Inhaber des Geschäfts, dessen Partner Gusman ward, Herr eines großen Vermögens und mit allen Anlagen zum Guten wie zum Schlimmen gleichmäßig ausgerüstet.

Meinen Schwager verachtete ich, meine Schwester war mir gleichgültig, ihr Herz verknöcherte und versteinte von Jahr zu Jahr mehr, gelernt hatte ich nur Bruchstücke — ich hatte auf der weiten Welt keinen einzigen echten Freund und treuen Berather um mich, nichts wie fade Gesellen, die mir schmeichelten, weil ich reich war, die gleich mir den Genuß als Gott verehrten und wo möglich eine noch oberflächlichere Politur der Bildung besaßen als ich selber, einen glänzend hohlen Schein ohne Kern — und dabei pulsirte heißes Jugendblut in meinen Adern, ich war sinnlicher Regungen voll und nicht ohne Eitelkeit — wie hätte mein Leben in jenen Jahren anders verlaufen sollen, als es verlief! — Ein alter Freund meines Vaters rieth mir wohlmeinend an, auf Reisen zu gehen und ein paar Jahre in Europa zu verbringen — ich schlug den guten Rath in den Wind, ich haßte alles Fremde, ob von spanischer Abkunft, ich war mit voller Seele Amerikaner und verachtete die alte Kultur Europa's — und so ward ich Jahre lang der Führer der goldenen oder vielmehr vergoldeten Jugend von New-Orleans — denn echtes Gold ist wenig darunter — ich war nach dem Ruhm der Exentrizität begierig, ich excellirte in tollen Streichen, mein Gold schützte mich vor dem Gesetz und so lebte ich in wahnsinniger Verschwendung ziellos und planlos dahin, wie so viele Treibhauspflanzen des Reichthums . . . .

Den Genuß lernte ich in jeder Form kennen. Eines Tages sah ich in Gesellschaft einer berüchtigten alten Kupplerin, die in den reichen Kreisen zweifelhafte Geschäfte und oft eine Art Menschenschacher trieb, eine bildschöne junge Person, ich frug nach ihr, frug endlich die Frau West, so hieß die alte Sünderin, selber. „Es ist meine Pflegetochter", sagte sie, „aber sie ist scheu und wild, ich kann nichts mit ihr anfangen, versuchen Sie es, aber wenn ich Sie bei ihr einführe, ist sie für Sie verloren, sie ist trotzig und ungestüm und wehrt sich ihrer Tugend". — Je öfter ich das wilde Vöglein sah, desto heißer ward meine Begierde nach ihm. Es mußte ein Mittel geben, sie zu gewinnen, ich war schon so weit gesunken, daß mir jedes Mittel recht war. Und ich fand es; ein feiler Arzt mischte ihr einen tiefen Schlaftrunk, die Alte erhielt einen Haufen Gold, und in der Stille der Nacht führte man meine besinnungslose holde Beute in eine entlegene Villa, fern von der Stadt.

Es kam anders, als ich erwartet hatte, ich wollte fangen und ward gefangen — Wo blieben alle meine rohen und gemeinen Gedanken? Sie schmolzen wie das Frühlingseis vor dem Hauch der Sonne, des warmen, belebenden Strahls einer Liebe, die mich heiß

und leidenschaftlich erpackte und mein Wesen neugestaltete und erhob. Der Plan war vortrefflich gelungen; meine süße Eliza erwachte in einem goldschimmernden Gemache, das mit jedem Raffinement des Luxus ausgestattet war; das Neue, Seltsame und Unerwartete ihrer Situation trieb sie in meine Arme, ich erwartete den Genuß einer flüchtigen Stunde, den Champagnerrausch einer kurzen, bald verflogenen Leidenschaft — und ich fand ein reiches, schönes junges Herz eine jungfräuliche Knospe die sich im Glanz der Liebe überraschend und überwältigend entfaltete, die mich aus meiner niedrigen Sphäre über das Gemeine weg zu sich emporhob, die mich veredelte und mein besseres Selbst in mir wachrief — der reiche Genußmensch ward vor ihr ein armer Bettler, der um einen holden Blick bat, der Zeit und Welt in ihrer Nähe vergaß — bis die kalte Hand der Nemesis sich in sein Leben hinein reckte und das junge Glück mit höhnischer Faust zertrümmerte . . . . . .

Wochen waren in beseligender Wonne vergangen, als plötzlich eines Morgens mein Herr Schwager unerwartet bei mir eindrang. Er war in höchster Erregung. „Vergiß die Liebeleien jetzt, „Alonzo", rief er mir entgegen, „folge mir, du mußt fort, Alles steht für uns auf dem Spiele!" — Eins der reichsten Häuser in Havanna war nahe am Bankerott, unser Geschäft war mit ihm stark liirt, wir hatten uns so tief eingelassen, daß sein Sturz unseren gänzlichen Ruin nach sich ziehen mußte — vielleicht konnte eine kräftige Hand noch helfen und retten, Gusman hatte Recht, ich mußte fort. Von Kindheit an war ich gewohnt, den „eklen gelben Koth", das Gold, nach dem die Menschheit gierig und hungrig jagt, verschwenderisch mit vollen Händen ausstreuen zu dürfen. Meine Energie, die im Taumel der Genüsse nicht verloren gegangen war, die gleich allen meinen besseren Eigenschaften nur geschlummert hatte, erwachte plötzlich — was konnte der Bettler seiner Eliza bieten? — Nein, auch um ihretwillen mußte ich Alles zur Rettung thun. Ich eilte mit Gusman auf unser Comptoir, das mein Fuß wochenlang kaum betreten hatte, ich ließ mir Alles genau auseinandersetzen und versah mich mit den nöthigen Belegen, dann stürmte ich fort. Ich hatte keine Zeit mehr, zu Eliza zurückzukehren, ich gab Gusman einige Zeilen für sie — der Elende hat sie ihr nie übergeben — in rasender Eile trug mich mein Gefährt zum Dampfer, es war die höchste Zeit, die Glocke ward zum letzten Mal geläutet, man zog eben die Landungsbrücke fort, ich sprang hinüber, und fort zog das Schiff mit mir . . . . . .

Das Kleinere gewann ich bei der Reise, das Größere ging mir verloren. Lange Wochen blieb ich in der Havana; es gelang mir, den größten Theil unseres Guthabens zu retten, ich knüpfte neue, wichtige Beziehungen an; als ich zurückkehrte, stand unser Geschäft blühender denn je — aber Eliza war verschwunden! Gusman be-

hauptete, nichts zu wissen; in seiner höhnischen Weise, wie es seine Gewohnheit war, bemerkte er, das Dämchen sei des Anbeters vielleicht müde gewesen und davon gelaufen; — alle meine Nachforschungen blieben umsonst, die alte Kupplerin war in eine andere Stadtgegend gezogen, als ich sie endlich entdeckte — war sie eben so rathlos und unwissend wie ich selber, Eliza war von ihr fortgelaufen. Ich bot der feilen Händlerin eine hohe Summe, sie verrieth mir Alles, was sie wußte — mein ehrenwerther Schwager hatte denselben Abend, da ich in die Havana eilte, mit demselben Mittel, mit dem ich mich meiner Eliza einst bemächtigt hatte, durch Beihülfe des schurkischen Doktors, der in unserer Familie bekannt war, das arme Kind in ihre frühere Wohnung zur Frau West wieder zurückgeschafft, man hatte ihr vorgeredet, Alonzo, unsere Liebe — Alles sei ein Traum und sie schwerkrank gewesen — man hatte sie in Verzweiflung und Wahnsinn gejagt, sie war der Schande entflohen, — wo war sie nun? — Die Fluth am Missisippi-Canal ist tief und reißend, vielleicht hatte sie selbst Hand an sich gelegt — es war Gusman's Glück, daß er verreist war, ich hätte ihn damals nicht geschont! Ich bot eine hohe Belohnung aus, man berichtete mir, sie sei am Bahnhof gesehen worden — also nicht todt, sie war geflohen — aber das war Alles, nichts ließ sich weiter entdecken. Das weite Ländergebiet zwischen den beiden großen Ozeanen ist groß genug, daß ein Mädchen sich darin verbergen kann; umsonst bediente ich mich der Hülfe der Presse und bot tausende von Dollars als Belohnung aus, umsonst hielt ich an vielen Orten Agenten, die nach ihr suchen mußten — es war Alles vergeblich, nicht der geringste Anhaltspunkt war gegeben, und alle Bemühungen waren resultatlos. Eliza war für mich verloren, um den Preis ihres Verlustes erkaufte ich meine eigene Rettung.

Ich warf mich nicht mehr in den Staub der Welt, ich war zur Selbsterkenntniß gekommen, und ich hatte eingesehen, daß das Leben noch einen andern Zweck hat, als Geist und Körper bei zischendem Champagnerschaum und wallenden Phrynenbusen zu verheeren und für das Alter einen ausgebrannten Krater der Empfindung und eine trostlos-nackte Wüste des Gefühls zurückzulassen. Ich lag eifrig meinem Geschäft ob und ward von Jahr zu Jahr reicher, das Gold strömte mir zu, die Handelswelt erstaunte über meine genialen Spekulationen und pries mich als Muster eines unternehmenden Geistes; aber ich kam allmählig zu der Erkenntniß, daß an dem Golde, das mir zufloß, manche Thräne und mancher Fluch klebe; ich sah von Jahr zu Jahr mehr ein, daß sich die Menschen um das Geld zertreten und verkaufen lassen, daß ihnen jede Schande lieb ist und jede Schmach unverfänglich, wenn sie bezahlt wird; und es faßte mich ein Entsetzen vor den Nachtseiten des Menschencharakters und

der Feilheit der Welt. Ich zog mich von dem kaufmännischen Leben mehr und mehr zurück und lebte stillen Studien, ohne dabei die Gesellschaft zu verlassen, die mir schmeichelte und meine glänzenden Gaben pries — während doch eine trostlose Leere in mir gähnte. Man lobte mich und ich fühlte tief, wie unwürdig ich des Lobes sei, man stellte mich als Exempel auf — und hätten sie in das Herz des Exempels geblickt, sie hätten einen erbärmlichen Mangel darin entdeckt, die tiefste Unbefriedigung, die Sehnsucht nach meiner verlorenen Liebe. Ich spähte in den Salons umher — o wie öde Herzen sah ich, was für bunte Puppen ohne Gefühl, das Laster geschminkt, die Gemeinheit in Seide und die Leere in kostbarer Verkleidung, und überall statt des Herzens den Geldsack oder die Eitelkeit des krassesten Egoismus! — Die Selbstsucht regiert in der Welt mehr, als die Welt es sich träumen läßt. Und im innersten Heiligthum meiner Brust trug ich die Sehnsucht nach der Liebe meiner Jugend, ich trug sie die langen Jahre, wie die Muschel ihre Perle vor den Wogen wahrt, ich suchte umsonst, sie zu finden. Meine Schwester, mein Schwager, Alle, mit denen wenigstens äußerlich mein Leben noch in Zusammenhang stand, sind gestorben; ich sehe es wohl ein, es bleibt mir nur das Eine übrig — zu vergessen. Systematisch habe ich Staat um Staat nach ihr durchmustert und durchforschen lassen, jetzt bleiben mir nur noch die nördlichen Gegenden übrig, das soll meine Aufgabe dieses Sommers sein" — „Aber ich setze den Fall, warf der Vetter ein, sie hat dich längst vergessen und ist kindergesegnet und glücklich verheirathet?"

„Dann habe ich meiner Pflicht der Selbstberuhigung genügt, dann will ich ihr allen Segen für ihr ferneres Leben wünschen und ihren Pfad für die Zukunft ebnen." „Und findest du sie nicht mehr?" fiel sein Begleiter nochmals ein.

„Dann meide ich diese Küsten und suche mir im alten europäischen Heimathlande unserer Vorväter ein neues Feld der Thätigkeit. — Doch sieh", sagte er, indem er emporsprang, „es ist spät geworden, der Mond erscheint schon mit seinem blassen Licht über den rothen Uferfelsen. Freneau!" rief er dem Canadier zu, „wollen wir heute noch zurückkehren?"

„Wir können wohl," war die Entgegnung, „die Nacht ist hell, und das Wetter mild, aber wir können auch dort hinten auf Miller's Farm bleiben, er kennt den alten Canadier und nimmt uns auf."

„So gehen wir auf Miller's Farm," versetzte der Jüngere. Alonzo nickte, sie stiegen ein; nach einer Stunde tüchtigen Ruderns landeten sie. Der Mond war voll aufgegangen und zeigte ihnen den Pfad. Freneau führte, bald standen sie am Zaun des Farmhauses. Heulend sprangen die Hunde auf sie los, aber der Canadier wußte sie bald zu besänftigen. Der alte Miller erschien.

„Du bringst späten Besuch, Freneau," sagte er und schüttelte dem Canadier die Hand. Meine Weibsleute sind schon schlafen gegangen; doch ihr seid willkommen."

„Wir brauchen nichts Besonderes," nahm Alonzo das Wort, „mit Decken sind wir versehen. —"

„Nun," sagte der alte Farmer, „die Streu ist bereit. Der Canadier weiß den Ort."

Sie boten ihm gute Nacht und stiegen mit Freneau auf den Heuboden. Großer Komfort war nicht da, aber das Heu war warm und weich; sie wickelten sich in ihre Decken, und bald verkündeten ihre regelmäßigen, tiefen Athemzüge, daß sie der Natur ihren Zoll des Schlafes abtrugen. Nur Alonzo konnte nicht schlafen, hatte die Erzählung seiner Schicksale ihn so aufgeregt, oder war es wie eine Vorahnung, daß sein Leben an einem Wendepunkte angelangt sei? Stunde um Stunde verrann ihm schlummerlos, bis das Frühroth in die Dachluke schien. Er sprang auf und schlich geräuschlos, um seine Genossen nicht zu wecken, aus dem duftigen Schlafgemach hinab. „Die reine Morgenluft wird mir gut thun", murmelte er vor sich hin — er stand im Hofe und eilte nach dem Quell, um sich an einem frischen Trunk zu erquicken. Das Morgenroth dämmerte über dem Wald empor; jetzt öffnete sich die Hinterthür, Eliza erschien mit dem Wassereimer und eilte gleich ihm an den Brunnen. Die beiden Hunde tanzten freudig um sie her, nun gewahrten sie den Fremden und stürzten auf ihn zu, doch der lockende Zuruf des Mädchens beschwichtigte sie.

Alonzo hatte sich niedergebeugt und ließ das kalte Wasser über seine Stirn träufeln. „Nehmt den Eimer, Herr", sagte das Mädchen, er richtete sich auf und bot ihr den Morgengruß. — Sie sahen sich beide eine Sekunde an, Eliza zitterte heftig, der Eimer sank ihr aus der Hand, sie wich unwillkürlich zurück.

„Eliza;" rief er laut im Jubelton des Entzückens aus und wollte sie umfassen. —

Sie wich noch weiter zurück, ihre schlanke, volle Gestalt erhob sich gerade und stolz, der erste Strahl des Sonnenaufgangs spielte um ihr dunkles Haar. — „Wer bist Du?" sagte sie ernst und strenge.

„Eliza!" rief er, „ich bin's, dein verloren geglaubter, lange getrennter Alonzo!"

„Bist du wiedergekommen", sagte sie hart und fest, und die Worte preßten sich schwer und dumpf aus ihrem Munde hervor, „um mich aus meiner zweiten, glücklicheren Heimath zu vertreiben? Bist du wieder hier, um Schmach und Schande auf mich zu häufen?"

„Nein", erwiderte er, „Eliza, die Zeit ist lange vergangen — —"

„Schweig!" unterbrach sie ihn zornig und wandte ihr Gesicht

halb von ihm ab, „in bitterem Leid habe ich die langen Jahre verlebt, in Wahnsinn und Verzweiflung hast du mich einst getrieben, nun meinte ich's endlich überwunden zu haben — und nun stehst du wieder vor mir mit glatten, treulosen Worten und falschen Eiden, um mein Leben wieder zu zerbrechen." —

„Eliza!" rief er aus, „hör' mich an, dies Eine nur verlange ich von dir, bei dem Gedächtniß unserer alten Liebe. Hast du den Brief erhalten, den dir mein Schwager Gusman geben sollte, als die Verhältnisse mich zwangen, dich auf lange Wochen zu verlassen?"

„Nein", entgegnete sie.

Er nickte. „Ich wußte es wohl", fuhr er fort, „und ich weiß es, daß ich in meinem schlechten Leichtsinn an dir gefrevelt habe — und er, mein Schwager, der das Schlimmere verbrach, der dich zu der elenden Frau zurückschaffte, der dir vorreden ließ, es sei Alles nur ein Traum gewesen, der dich dem Wahnsinn nahe brachte und dich in den Abgrund des Elends stürzte — er ist lange todt, unser Zürnen verweht im Wind. Ich aber habe die langen Jahre namenlos gelitten und gebüßt, ich suchte umsonst wieder gut zu machen, was ich einst im Frevel der Jugendthorheit verbrochen hatte, ich habe dich gesucht von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, ich habe dich gesucht, wie eine Mutter ihr Kind sucht, wie der Verdammte sein verlorenes Eden, ich habe dich gesucht als das Liebste, das ich hatte, das ich nie vergessen konnte, das mir höher stand als Alles — ich will ja nichts mehr von dir als deine Verzeihung! — Vergieb mir, Eliza", sagte er leise und mühsam, er warf sich vor ihr hin und faßte ihr Gewand, sie sah hernieder zu ihm und sah, wie die hellen warmen Thränen seine Wangen hinabrollten — da brach ihr Stolz und ihr Haß, im Sonnenschein der alten Liebe schmolz das Eis, das sich um ihr Herz gelegt hatte, sie beugte sich zu ihm nieder — ihre Lippen fanden die seinen, wie einst . . . .

„Es ist kein Traum mehr", flüsterte sie, „Alonzo, Geliebter!" . . .

Ueber dem rothen Fels am See zog die Sonne empor, wie in ihren Herzen die Sonne des alten Glücks . . . .

Es war am nächsten Tage, als das Langboot mit dem Kanadier zurückkehrte. Der jüngere der beiden Reisenden war auf einige Tage bei den Alten auf der Farm geblieben, bis Alonzo ihn und die Alten abholen würde. In dem Boote saß ein frischer, fröhlicher Mann und ein glückstrahlendes Mädchen, beide in ihrer Liebe verjüngt, ihre Hände ruhten fest in einander — es war Alles nur ein böser Traum gewesen, der sie so lange von einander getrennt hatte — aber ihr neues Glück und ihre alte Liebe, die Liebe, die Alles überwindet und überwunden hatte, die waren kein Traum mehr, die trugen sie fest in sich als Gewähr des Glückes einer besseren Zukunft — die alten trüben Nebel waren zerronnen — und wie über der Waldeseinsam-

keit die Sonne langsam, feurig, die Botin und Verkünderin eines neuen Tages, emporstieg, schien sie auf zwei Wesen, die zu einem besseren Tage erwacht waren, und dieses neue Leben, das sie begannen, war nicht mehr

Ein Traum! —

„Also, sie kriegen sich", sagte der Eine phlegmatisch. „Bon, mein Junge, gieb mir etwas Feuer."

„Bei Gott! höchst wunderbar und seltsam!" deklamirte der Zweite.

„Ich will euch was sagen", fiel ein Dritter ein, „es giebt im Leben hier zu Lande viele wunderbare Geschichten, wandelnde Romanfiguren, die nur ihres Homers zu harren scheinen. Wenn ihr „ein Lied von der Treue", aber nicht das Platensche, sondern in's moderne praktische Leben und in die Wirklichkeit übertragen, hören wollt, müßt ihr mir nach Hoboken folgen. Dort lebt eine Familie X., sie ist in Hobokener Kreisen wohlbekannt."

„Ich kenne sie", fiel einer der Adirondackgenossen ein, was ist mit ihr?"

„Nun", fuhr der Redner fort, „vor dreißig Jahren stand der jetzige Herr des X.'schen Hauses, damals ein unvermählter Jüngling, am Vorabend einer geschäftlichen Reise nach Mexiko. Einer seiner Freunde nahm ihn zu einer Hochzeitsfeier mit, zu der er geladen war. Dort erblickte er die Braut und nach einer Stunde jung vermählte Frau, sie sehen und lieben war eins, er schwor ihr in seinem Herzen Treue, die oder keine, ward sein Wahlspruch. Er ging nach Mexiko, statt bald zurückzukehren, blieb er im Süden, er war 28 Jahre, länger denn ein Menschenalter, dort. Sein Haar war grau geworden, als er heimkehrte, aber sein Herz schlug noch mit deutscher Geduld und Ausdauer für die Liebe seiner Jugend. Der Gemahl seiner alten Liebe verstarb und nach 29 Jahren treuen Harrens führte er seine Liebe heim. Das ist keine Erfindung, es ist wahre deutsche Treue."

„Und darum", begann ein Anderer, „wollen wir jetzt eine deutsche Geschichte hören, wo möglich, mit etwas Romantik und Sentimentalität, den deutschen Erb-Tugenden oder -Fehlern."

Einverstanden! rief Alles, unser Freund N. mag vortragen.

„Nun gut," sagte der Gerufene, „ich will euch eine geschichtliche Geschichte erzählen, sie heißt

Das verödete Fürstenhaus.

Ihr kennt Alle das Meer; aber die Meisten unter euch kennen nur den weiten, öden Ozean, der nur schön ist in seiner imposanten Leere, in der monotonen Erhabenheit und Großartigkeit seiner grenzenlos erscheinenden, ungemessen fast sich ausdehnenden Wogenmassen,

der furchtbar prächtig ist, wenn der Sturmwind seine schwarzen Fittiche über ihn ausbreitet, und brausende, heulende Töne, wie von einer Riesenharfe, von Dämonen gespielt, über den nächtlichen Abgründen rauschen — dieses Meer ist es nicht, das ich meine. Es ist auch wohl schön, aber es ist fast abschreckend und überwältigend in seiner eintönigen Größe. Lieblicher, zum Herzen sprechender, einladender und gefälliger ist ein enger begrenztes, stilleres Wasser, wie es fast als ein Binnensee den Norden Deutschlands bespült, insel- und buchtenreich, von dunklen Buchenwäldern umgeben, die von den kreidigen Abhängen in die blauen Fluthen hinabschauen, oder von hohen, seegrasbedeckten Dünen, an deren Fuß die Brandung in ewigem Spiel Muscheln und glattgewaschene Steine anhäuft.

Dort an der Düne war es. Der Spätsommer war gekommen und mit ihm eine klare, fast wie durchsichtig erscheinende Luft und ein eigenthümlicher, bläulich schimmernder Duft, der die fernsten Hügelketten nur in unbestimmten Abrissen hervortreten ließ und mit eigenem Zauber die Ferne umwob. Es ist dieser blaue Duft fast wie ein äußerliches Abbild des märchenhaften Sagenkreises, der ein bestrickendes Zaubernetz über die Insel ausbreitet, über die Opferhaine, von denen, nach der Annahme Mancher, Tacitus spricht, über die schimmernden Einbuchtungen des Meeres, die uns von manchem heißen Kampfe berichten könnten, von wilden Raubzügen, von Mord und Unthaten aller Art, durch die der Mensch die schönsten Strecken der Erde entweiht und die süßesten und lachendsten Blumenthäler schändet.

Solche Gedanken waren den Beiden wohl fern, die auf der Düne saßen und in das Meer schauten, das zu ihren Füßen brandete. Die Sonne ging westwärts unter; eine feuerflammende Riesenkugel ruhte sie am Horizont noch eine kurze Weile, dann verglomm ihr Strahl. Die Wellen rauschten und sangen ihr altes, einfaches Lied; ein weißer Nebel stieg allgemach aus der Tiefe empor, das war der wallende Schleier der Wasserfrau, die der erste Mondstrahl aus der feuchten Tiefe hervorlockte auf den weißen Sand der Düne, wo sie in der stillen Sommernacht phantastische Tänze mit ihren Gespielinnen schlang. O, es ward gar lebendig auf der Insel zur Zeit des Sommermondscheins, es rauschte und sang gar wunderbar aus den Tiefen des Meeres, um die uralten Opfersteine ertönten geheimnißvolle dumpfe Stimmen — das waren die Geister der im Dienste der fruchtbaren Göttin Hertha getödteten Priester; klagten sie über die zerstäubte Herrlichkeit ihres Götterkultus, über den strengen und rächenden unsichtbaren Gott, der das symbolische Bild der fruchtspendenden Göttin Erde nicht mehr auf dem mit milchweißen Kühen bespannten Wagen einherfahren ließ, der Arkona, die hohe Burg am Meere, ihr letztes festes Heiligthum gebrochen und verbrannt und das Zeichen des Kreuzes aufgerichtet hatte auf ihren Wällen, die

dem Wanderer noch heute Zeugniß ablegen von den Tagen, da Svantevit und Hertha allhier Gebieter waren?

Das Alles erzählte der junge Mann auf der Düne seiner aufhorchenden Gefährtin; es war ein gar wohlgewachsener, schlanker Jüngling, nicht gerade schön von Angesicht, aber die wohlgebildete Gestalt und das treuherzige Auge entschädigten für eine Schönheit, die so oft nur gleißendes Gold ist, schimmernd und betrüglich. Leicht gelockt war sein blondes Haar, ein vollkommener Gegensatz lag ausgeprägt zwischen ihm und dem schwarzäugigen, feinen Gesicht, in das er schaute, das reiche, tiefschwarze Haar, die blitzenden Augen, der scharfe, doch ebenmäßige Gesichtsschnitt hätten sie als die Tochter eines fremden Landes, als das Kind des Südens verrathen, dessen ganze Gluth sich in diesen Lichtern konzentrirt zu haben schien, wenn es nicht schon der fremdländische Accent ihrer Rede kund gegeben hätte.

Die Natur hatte dem jungen Manne, dem einzigen, reichen Fürstensohn, ein reiches, warm empfindendes Herz verliehen. Er empfand selber tief in sich den Zauber, der über dem wogenden Meere, über den dunklen Höhen rings im wirren Mondenscheine ausgebreitet lag. Und es empfindet sich der Reiz einer Landschaft, wie alles Schöne, so viel angenehmer in der Gesellschaft eines geliebten Gegenstandes — hochstrebende Gedankenwogen schlagen gern an die Ufer unserer Seele, wenn wir wissen, daß ein Herz da ist, das unser Schwärmen theilt. Ihr Auge, ihr Herz hing an seinen Lippen, wie er ihr die Schönheiten seines Heimathslandes schilderte. Er erzählte ihr von den hohen Hünengräbern, wo die Gebeine der alten Vorzeitshelden und Riesen moderten, die da tief unten in ihren Gräbern manchesmal sich regten und mit den Schwertern rasselten, als wie im Unmuth über die Zeit, die alle Pietät eingebüßt zu haben scheint, da sie achtungslos und schonungslos Moder und Todtengebein im Drange der Wissenschaft aufstört; er sprach zu ihr auch von den kleinen Zwergen, die in manchen dieser alten Grabstätten ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, die Nachts um die zwölfte Stunde aus dem Innern des Berges schlüpfen und auf den Haidehügeln den Reihen schlingen. Dort hat sie schon manches Menschenkind belauscht in der dämmernden Mondnacht. Er erzählte ihr von dem geheimnißvoll dunklen See, der in der Tiefe des Buchenwaldes im ernsten Dämmerschatten der Baumwipfel liegt, einsam, auf hochragender Höhe, die weit hinausschaut über das blauliche Wellenreich — das Alles hatte er ihr vorgeführt. „Sieh", sagte er, und ließ die Hand kosend über ihr volles, weiches Haar gleiten, „sieh, Bianche, es ist hier doch auch schön. Der Himmel ist wohl etwas grauer und die Sonne etwas schläfriger, als in deinem Heimathlande, in der sonnigen, weinlaubumkränzten Provence, im Land der Liebe und

Gesänge, aber auch hier singt man, hier klingt die glitzernde, mondbeschienene Fluth, hier rauscht der grüne Buchenwald, sie singen hier wie überall das alte, ewige Lied von der Liebe, von unserer Liebe, Bianche!"

Er sah ihr glückstrahlend in die Augen, die ihm unter Thränen entgegenlächelten. „Vergieb mir", sagte sie weich und melodisch, „es ist auch hier schön, gewiß, doch kann ich des Heimathsthales nicht vergessen. Der Vogel, der in eine fremde Gegend versetzt worden ist, muß sich erst an sie gewöhnen, ehe er sie schön finden kann, ehe sie ihm das Verlorene ganz zu ersetzen im Stande ist. Aber Du hast Recht, unsere Liebe wird das überwinden, sie vergoldet die Wirklichkeit. Es war doch auch schön in Larouvère," sagte sie, seine Hand erfassend. — „Gewiß", erwiderte er, „erinnerst Du Dich des Abends noch, als wir in der Vigne saßen, Du hattest mir einen Weinlaubkranz in's Haar geflochten, der alte Pierre spielte die Geige, es war ein Abend, schön wie dieser, nur sonniger noch und duftreicher. Das war der schönste Tag fast, den ich dort genossen habe, die Kirchenglocken tönten so lieblich durch die stille Abendluft — weit, weit, wie ein schmaler Silberfaden, schimmerte das Meer." — —

Sie schwiegen eine Weile in stiller Träumerei. „Es wird spät", sagte er dann, „ich muß aufbrechen, die Frau Mutter wird vielleicht schon nach mir ausgespäht haben, leb' wohl, mein Herz! Der alte Stephan wartet schon eine geraume Zeit mit Deinem Wagen."

„Und seltener werde ich Dich in den nächsten Tagen sehen, Du böser Mann!" sagte sie halb schmollend.

„Es geht nicht anders", entgegnete er, „doch beruhige Dich, ich werde schon öfters ein Stündchen abbrechen können, Du weißt ja, daß der Prinz morgen eintreffen soll, und da wird wohl viel Lärm und Gesellschaft sein. Leb' wohl, Bianche!"

Er war die Düne hinabgesprungen und ließ einen hellen Pfiff ertönen, ein Diener erschien mit seinem Pferde, graziös schwang sich seine schlanke Gestalt hinauf, und bald war sie im dichten Tannengehölz verschwunden, das sich hinter der Düne am Hügel hinaufzog.

Der alte Stephan war näher getreten, ein wettergebräuntes, ehrliches, altes Soldatengesicht. „Die Pferde sind angeschirrt", sagte er, ehrerbietig die Mütze lüftend. — „Ich will nach Hause", entgegnete sie, „fahren Sie langsam, Stephan, es ist ein so schöner Abend." — Sie stieg ein und legte sich sinnend in die weichen Kissen des Gefährtes zurück, das bald nach einer anderen Seite hin in den Wald aufbrach. Der Mond zitterte durch die dunklen Büsche, wehmüthig war ihr zu Sinne geworden bei der Erinnerung an die ferne Heimath, bei dem Gedanken, wie er zur Linken, sie zur Rechten sich trennte, wie es doch wie eine Kluft zwischen ihnen lag, die alle

Liebe nicht so ganz auszufüllen im Stande war. Es waren wohl bittere und schmerzliche Gedanken, die in ihr aufstiegen.

Er war der einzige Sohn des Fürsten, der dereinstige Majoratsherr der reichen Besitzungen, den sie ihren Geliebten nannte, aber nie mehr nennen durfte, der ihr wohl nie ein Gatte, ein rechtmäßig angetrauter Gemahl werden konnte. Er hatte sie nicht etwa getäuscht, da er um ihre Liebe warb, da er sie bewog, mit ihm in den Norden, in seine Inselheimath, zu ziehen, dazu war sein Charakter zu edel und gradsinnig — nein, er hatte ihr nichts verhehlt, er hatte ihr seine ganze Stellung geoffenbart, wie auf ihm die ganze Hoffnung einer Vererbung der zahlreichen Güter, einer Fortpflanzung des Geschlechtes beruhe, dessen jetziger Repräsentant den Fürstenhut erhalten hatte. Das hatte er ihr Alles auseinandergesetzt, auch das hatte er in seinen Worten durchschimmern lassen, wie er selber wohl später eine sogenannte ebenbürtige Gemahlin sich zu erwählen gezwungen sei, wie sie verborgen und einsam auf der Insel leben müsse, um sich nicht dem Haß und den Verfolgungen seiner Mutter auszusetzen. Die Mutter — da schien ein Mißton in seinem Familienleben zu liegen — er hatte ihrer mit kurzen Worten gedacht, sie vor derselben gewarnt.

Und doch war sie ihm gefolgt, sie hatte nicht mehr von ihm lassen können, die Liebe der Kinder des Südens ist verzehrend und leidenschaftlich. Alle Bedenken des ruhiger erwägenden Verstandes, der ihr vorhielt, wie gefährdet und unsicher ihre ganze Existenz werden müsse — Alles war vergebens, sie konnte ihn nicht von sich ziehen lassen, sie vergaß alles Andere um ihn, sie verließ heimlich ihr Heimathsdorf; Eltern hatte sie nicht mehr, sie lebte bei ihrem alten Onkel, der selber Kinder besaß, die für ihn sorgen konnten, sie erfüllte das alte Wort, daß das Weib Alles verlassen und dem Manne folgen soll, an dem sein Herz hanget. Die Liebe ist für Alle gleich, sie bindet sich nicht an Rang und Stand, es ist dasselbe Gefühl, das unter dem Leinwandkittel des armen Arbeiters schlägt, wie unter dem Purpur des Fürsten, und die Liebe fragt auch nicht nach den Rechtssatzungen der Menschen und nach den Schranken und Formen der Welt, und ist sie denn ohne die gesetzliche Erlaubniß und Berechtigung immer das, was die Menschen eine Sünde nennen? —

Und er liebte sie, dessen war sie gewiß, er hatte ein edles Herz, das sich nur mit Mühe den Anordnungen der Etikette fügte, die seine Stellung ihm vorschrieb, er liebte sie — der Gedanke zog wieder triumphirend und glückverheißend durch ihre Brust, er liebte sie allein. Was auch die Zukunft bringen mochte, das Gefühl, das sie jetzt verband, war für sie ein ewiges. Mochte der Sturm des Lebens, das Wehen des Schmerzes auch sie später berühren, die Er-

innerung blieb ihr an die Seligkeit, die sie einst besessen hatte, das fühlte sie tief, und wer konnte ihr diese rauben? —

Sie war auf der Höhe des Weges angelangt, der Wald war verschwunden und lag hinter ihr in großen, dunklen, schweigenden Massen, ein wundersam schönes Panorama entrollte sich vor ihren Blicken, ein mondbeglänzter Golf, eine schimmernde Meeresbucht, in deren Mitte eine waldige Insel lag, nach der hin der Mondschein seine Strahlenbrücke gebaut hatte. Aus dem Dickicht eines naheliegenden Gehölzes ließ die Nachtigall ihren melodischen Klagelaut, ihre sehnsüchtig schwellenden Töne vernehmen, zur Rechten glänzten die weißen Häuser der Stadt, zur Linken erhob sich in weiter Ferne, neblig und hochragend, auf einem waldigen Gipfel das Fürstenschloß. „Er hat Recht", sagte sie, „es ist hier auch schön!" — Ein süßes Traumbild gaukelte vor ihrer Seele; sie sah in die kommenden Jahre hinaus, sie glaubte an ein stilles, von seiner Liebe verschöntes Leben der Zukunft — Armes Kind! — Der Donner grollte schon in der Ferne, dessen Blitze versengend in die Saat ihrer Hoffnungen fallen sollten, die das stolze Fürstenhaus veröden machten. —

Der Fürst war noch einer von jenen alten grands seigneurs, wie sie zu unserer Alles ebnenden Zeit so gar selten geworden sind, wie sie in den Rahmen unseres Zeitenbildes nicht mehr recht hineinpassen wollen, eine hochragende, männlich-schöne Gestalt, ein würdiges, imponirendes Angesicht. Seine ganze Jugendzeit hatte er noch unter dem Scepter der schwedischen Herrschaft verlebt, und es war ein Theilchen des alten Schwedengeistes auch auf ihn übergegangen, jenes geraden, stolzen, schlichten Geistes, wie er noch jetzt hier und da in seltenen Spuren erkennbar ist in diesen Ländern, jenes Geistes, wie die Zeit eines Gustav Adolph ihn geboren hatte, die schwedische Blüthezeit, wie ihn der zwölfte Karl mit allen seinen Extremen besaß, der auf dieser Insel gar oft sich herumgetummelt hatte im Kampf mit der aufstrebenden jungen Macht des brandenburgischen Adlers. — Anders, ganz anders war seine Gemahlin. Sie war aus einem jener Grafenhäuser, durch deren Geschichte jene unheimliche weiße Ahnfrau, jene Gespenstererscheinung schreitet, die aus einem blutigen Frevel ihre drohende Existenz, ihr rastloses Wandern herleitet, aus einer jener Familien, in denen hinter dem Vorhange des stolzen Wappens und des hochklingenden adligen Namens viel Elend, Schande und Frevel sich bergen. Sie gehörte noch zu dem sittenlosen und leichtlebigen Geschlechte, das von Frankreich ausgegangen war, wenigstens geistig, zu der Roccocco-Zeit, der Periode der sittlichen Verwilderung und Geschmacklosigkeit, wie sie die Zeit des Regenten in Frankreich als Gipfelpunkt heraufbeschworen hatte. Noch jetzt sehen wir das Bild jener Tage in manchen alten Schlössern Europa's vor uns, es weht uns der Duft jener alten Zeit entgegen in den pausbäckigen Götter-

knaben, die an den Reliefs überall in zierlicher Schnörkelei angebracht sind, in dem wunderlichen Stil der geschnitzten Möbel und den verzerrten Malereien an den Plafonds, in der Liebhaberei für die chinesischen und japanesischen Porzellantassen und Wandtapeten, wie sie nirgends in diesen Schlössern zu fehlen pflegen, in der Anlage der Parkgruppen, den hohen, steifen Taxushecken, die zu allerhand Figuren und Carrikaturen zurechtgeschnitten sind. Es wird uns jetzt seltsam zu Muthe unter diesen stummen Zeugen einer vermoderten, uns nunmehr gar fremdartig berührenden Welt, es scheint uns, als ob wir mit unserer Kleidung und unseren Gedanken nicht hineinpaßten in diese untergegangene Zeit, als müßten die alten Herren mit ihren perrüquirten, steifen Köpfen und die holdlächelnden Damen in der Bildergallerie mit ihren bunten Fächern, auf denen lüsterne Bildchen und idyllische Schäferspiele à la Watteau mit grellen Farben abkonterfeit sind, herausstiegen aus den wurmstichigen Barockrahmen und mit wohlgesetzten, tänzelnden Schritten und mit allerliebsten bonmots um sich werfend, wieder die nun öden Laubengänge bevölkern, als müßten bei ihrem Gelispel die französischen Waldnymphen und Satyrs, die Apollos im Frack, ihr verwittertes Aussehen verlieren und wieder freundlich und französisch lächeln, daß die Zeit ihres régime wiedergekommen sei — die Tage ihrer Herrschaft sind wohl lange vergangen, aber der Geist jener Periode, ein nichtsnutziger und frivoler Geist, lag in der Fürstin, in ihrem ganzen Charakter ausgeprägt, er bestimmte ihr Denken und Handeln. Ihn konnte ihr Gemahl niemals so theilen, dazu war seine Natur zu großdenkend, er lehnte sich auch wohl noch mit seinem Geschmack und seiner Bildung an die Liebhabereien jenes Alters, allein er hatte nur das Anziehende von jenem französischen esprit in sich aufgenommen, die chevalereske Galanterie, das Hängen an alter Tradition, die wahrhaft adlige Gesinnung. Daher war ihre Ehe eine unglückliche zu nennen, wenn der Fürst auch viel zu stolz war, um sich je der Außenwelt gegenüber eine Blöße zu geben, um es vor ihr, ja, vor sich selber zu bekennen. Sie war in ihrer frivolen Lascivität, bei ihrer schamlosen Ueppigkeit ein einziges Mal von ihrem Gemahl ertappt worden, er hatte nie ein Wort darüber fallen lassen, er war eiskalt gegen sie geworden seit jener Stunde. Die sittenlose Frau haßte ihn seitdem, es war das Empfindlichste, was sie treffen konnte, diese gleichgültige Achtungslosigkeit, dieses gänzliche, starre Schweigen und Ignoriren, das sie am Herbsten traf, am Schwersten richtete. Sie haßte seitdem ihn und sein ganzes Haus, sie übertrug diesen Haß selbst auf ihre Kinder, die ihr nicht mehr als ihre, sondern als die seinen erschienen, das süße, hohe Gefühl der Mutterliebe existirte für sie nicht, außer etwa in sentimentalen Phrasen Fremden gegenüber, sie schloß sich eng an ihre väterliche Familie an, deren Geist dem ihrigen mehr zusagte.

Zwei Kinder waren dieser Ehe entsprossen. Unbeachtet von der Mutter, die nur ihren Vergnügungen fröhnte und an kleinen Intriguen ihre Freude hatte, waren sie in unschuldiger Reinheit und Abgeschlossenheit herangewachsen. Wie nun der Sohn, der Erbe, ein schlanker, blühender Jüngling geworden war, wandte sich ihm das Auge der Mutter wieder mehr zu, er blieb doch immer der Erbe der reichen Güter, eine wichtige Persönlichkeit für die Zukunft. Das reiche Besitzthum mußte an ihre väterliche Familie fallen, sie schmiedete Pläne einer Ehe zwischen ihm und Einer ihrer Nichten.

Der Fürst ließ sie ruhig gewähren, das Projekt einer solchen Verbindung erschien auch ihm nicht ganz tadelnswerth, mit den vorgerückten Jahren hatte sein Herz in der Einsamkeit seiner unglücklichen Ehe angefangen, an dem Besitz der Reichthümer zu hängen, deren Erwerben und Benutzen allein sein Leben ausfüllte.

Hier aber war man unvermuthet auf einen unerwarteten Widerstand gestoßen. Der Sohn, der sonst ein gutherziger, schwacher, leitungsfähiger Mensch erschien, hatte seinen Widerwillen gegen die aufgedrungene Gemahlin offenherzig kundgegeben. Er hatte es seinem Vater in einer stillen Stunde geoffenbart. Sinnend hatte ihn dieser eine geraume Zeit angeschaut, wie er sich offen und rückhaltslos aussprach, er sah in dem herangereiften, vertrauensvoll auf ihn blickenden Jüngling, in seinen edlen und offenen Zügen das Bild seiner eigenen Jugend vor sich stehen, es überkam ihn der Gedanke an das Unglück seiner Ehe, an die Dissonanz in seinem Leben, an die Vereinsamung — konnte dem Sohn dieses Schicksal nicht erspart bleiben? — Er ist noch zu jung, dachte er bei sich, er soll auf Reisen gehen und einen Einblick in die Welt und ihre Verhältnisse gewinnen, er muß selbstständiger und erfahrener werden, nachher mag er selber wählen, selber über sein Schicksal entscheiden. — So ward er denn hinausgesandt, in die Welt hinein, an den Hof des Königshauses, nach Frankreich und Italien.

Nur von Stephan begleitet, einem alten Diener der Familie, der an des Fürsten Seite schon die Kriegsjahre gegen Frankreich mitdurchgefochten hatte und erprobt war in einer so unwandelbaren Treue und grenzenlosen Hingebung an die fürstliche Familie, wie sie zu unserer Zeit bei den Dienstboten zur Sage geworden sind, ging er auf Reisen. Eine wonnigliche Reiselust hatte ihn erfaßt, alle die kleinen Förmlichkeiten der Etiquette an dem kleinen Hofe des Vaters, aller Zwang, die Furcht vor einer verhaßten Verbindung, waren vergessen worden. Er öffnete sein Herz weit der Fülle von Eindrücken, die ihn bestürmten. Er hatte ein empfängliches Herz, einen tiefen Sinn für die Schönheiten der Natur. Das grüne, schwellende Gras, der Sang der Vögel, das Rauschen des Stromes — die Sprache, die sie zu jedem Menschenherzen reden, das sich nicht eigenwillig vor

ihrem Evangelium verschließt, ergriff ihn gewaltig. Zum ersten Male glaubte er einen Einblick in das Leben und Weben der Natur zu gewinnen und dadurch wieder die Erkenntniß des analogen Menschenlebens zu erfassen, das sich selber so oft das Dasein erschwert in unnützer Selbstquälerei, das so klein, so nichtig nur erscheint in seinem rastlosen Drängen und Jagen nach den Phantomen eines vermeintlichen Glückes, einer Nebelgestalt, die doch so selten nur erreicht wird, weil wir den Offenbarungen der Welt so wenig Achtung zu schenken gewohnt sind — — — — —

So war er denn auch in die Provence gekommen, in einem kleinen Dorfe etliche Meilen von Marseille hatte er eines Tages Rast gemacht. Man reiste damals noch nicht mit den Eisenbahnen, man kannte damals noch nicht dieses rastlose Fliegen durch die Welt, das dem Reisen seinen größten Reiz genommen hat, wenigstens für den, der da reist, um zu reisen, man fuhr damals hübsch langsam und bedächtig auf der Diligence, oder allenfalls per Extrapost durch die Länder und hatte Muße genug, auch die kleinen Schönheiten einer Gegend zu betrachten und in sich aufzunehmen, die oft die prahlerisch-renommirenden Reize der großen, gepriesenen Brennpunkte des Menschenverkehrs reichlich aufwiegen und das Suchen belohnen. Es war ein lieblicher kleiner Ort, das Dörfchen Larouvère. Es lag an eine Felsgruppe gelehnt, von Wein umrankt, es war dort so recht das Land, wo die Citronen blühen, ein kleiner Bach murmelte durch die grünen Haine, der ganze Duft und Schmelz der sonnigen Provence schien dort konzentrirt zu sein. Mehrere Tage hatte er dort verweilt, aus dem freiwilligen Aufenthalte war endlich ein unfreiwilliger geworden, eine Krankheit hatte ihn ergriffen, die Anfangs unbeachtet gelassen wurde, ihn aber endlich gewaltig erfaßte und an das Bett fesselte. Dort war es, wo er seine Bianche kennen lernte, das schöne Kind des Südens ergriff eine heiße Liebe zu dem schlanken, blondlockigen, nun so gar bleich gewordenen Sohne des Nordens, sie wurde seine unermüdliche Pflegerin und Krankenwärterin, sie begleitete ihn endlich, da er Dank ihrer aufopfernden Sorgfalt genesen war, in seine Heimathsinsel, wo sie ein stilles und verborgenes Leben führte, um nicht den Zorn seiner Eltern auf sich und auf ihn zu laden.

Nicht so ganz konnte diese Liebe zu Bianche sein Herz ausfüllen, daß er darüber seiner Schwester vergessen hätte. Bei dem ernsten Sinn des Vaters, bei dem gänzlichen Fehlen der Mutterliebe, unter deren Strahlen die Kinder sonst gedeihlich emporblühen, waren sie mehr als andere Geschwister auf sich selber angewiesen worden, sie liebten sich gegenseitig mit der ganzen Innigkeit ihrer Herzen. Und die Gräfin Asta war es wohl werth, geliebt zu werden. Es war, als ob die altgriechische Helena in dem nordischen Eilande wieder auferstanden wäre, so wunderbar, so unvergleichlich schön war sie, mehr einer Göttin

ähnlich, einer Fee des Paradieses, als einem Menschenkinde. Musik waren die Worte, die sie sprach, ihre hohe, schlanke Gestalt schwebte mit unnachahmlicher Grazie einher, alle ihre Bewegungen schienen rhythmisch und harmonisch, sie selbst ein wandelndes Gedicht, eine Mensch gewordene Blume. Das reiche blonde Lockenhaar umgab ein so süßes Gesicht, wie es kaum der Malerpinsel in seiner idealsten Auffassung darzustellen im Stande ist. Sie erschien wie der verkörperte Morgenschein von Jugend und Schönheit. —

Doch mußte man sie mit dem Gedanken tiefer Wehmuth oft betrachten. Gab es wohl ein so vollendetes, reines Glück auf Erden, wie es ihrer würdig erschien, einen Mann, der werth sein konnte, diese ideale, süße Schönheit sein Eigenthum zu nennen? Man zitterte und bangte, wenn man daran gedachte, wie der eisige Frosthauch des Schmerzes dieses Gebilde verheeren könnte, diese krystallene Fläche trüben möchte. Vielleicht entsprach dieser ideal-schönen Außenseite nicht ganz die geistige Ausbildung, der innere Gehalt des Charakters. Und wie hätte das auch wohl anders sein können? Die höchste ideale Vollendung ist meist nur ein Traum, der gar selten verkörpert in's Leben tritt, aber doch ein schöner Traum, den wir nicht entbehren möchten, denn er erquickt das Menschenherz. Und wir brauchen der Oasen in der Wüste des Lebens und der Alltäglichkeit.

Nicht als ob Gräfin Asta ein geistiges Abbild ihrer Mutter gewesen wäre! Sie war herangewachsen in einer Einsamkeit, wie sie den Töchtern aus ihrem Stande sonst selten zu Theil wird, eine wilde Blume des Feldes, wenig umglänzt von dem Sonnenschein der Mutterliebe. Und es ist etwas Eigenes um die Mutterliebe, um ihren Einfluß auf die ganze Gestaltung der Ansichten und der Charakterentwickelung. Energie, feste Thatkraft und Selbstbewußtsein, die Grundsäulen des Lebens, lernen und empfangen wir weniger von der Mutter, sie sind das Erbtheil des Vaters, des Mannes; aber die Ausbildung und Veredlung des Gefühls, den wärmenden Glanz aller feinen und erquickenden Herzenseigenschaften, den Schmelz und die Süße der Empfindungen erhalten wir nur von der Mutter. Ihr Einfluß mildert das Herbe und Verletzende männlicher Kraftfülle. — Aber Gräfin Asta hatte keine Mutter im besseren, im höchsten Sinne des Wortes; so war es gekommen, daß sie einen mehr männlichen, eigenwilligen, fast trotzigen Charakter erhalten hatte. Sie war eine wilde Reiterin, hinreißend schön, wenn sie im knappen Jagdanzug, der ihren jugendlichen Formen so wohl anstand, auf der Jagd durch die Büsche sprengte, oder wenn sie mit sicherer Hand ihr Gefährt selber lenkte. Der Reiz des Verbotenen bewog sie, diese mehr männlichen Vergnügungen häufig zu kosten, der Fürst liebte dieses emanzipirte Wesen nicht und tadelte sie oft genug. Das alte Fräulein von Wieding aber, ihre Duenna, war zu schwach und zu unfähig,

ihr Schooßkind auf die Gefahr der Abwege aufmerksam zu machen, in die sie zu gerathen drohte, da sie zu hart die Grenzen streifte, die dem weiblichen Wesen gezogen sind.

Es war eine wunderliche alte Person, dieses Fräulein von Wieding, eine jener armen adligen Damen, die von den Brocken leben, welche von dem Tisch ihrer reicheren und höher stehenden Standesgenossen abfallen, peinlich auf Etiquette haltend und verknöchert in Vorurtheilen, die sie als solche nicht mehr erkennen konnte, da sich ihr ganzes Dasein in denselben abgesponnen hatte. Ihre zwar wohlgemeinte, aber trockene und frömmelnde Moral war wenig geeignet, auf die Gräfin Asta heilsam einzuwirken. Oft tritt ein schlechter Gedanke erst dann an uns heran, wenn wir vor ihm gewarnt werden, wenn uns die Existenz des Verderblichen durch die Warnung gezeigt wird. So fiel der erste Gedanke an eine verbotene Frucht in das harmlose Leben der Gräfin Asta, als die alte Dame sie bei der Ankunft des erwarteten Prinzen vor dem leichtfertigen Cavalier warnte, dem die lockeren Sitten der Residenz vertraut wären, dem ein gewisser Ruf der Galanterie vorausging. „Ist er denn so gar gefährlich?“ hatte sie lachend geantwortet. Aber in der Stille ihres Schlafgemaches hatte sie doch wie träumend an den Unbekannten gedacht, sie hatte mit dem Gedanken an ihn ihr Lager gesucht und im Traum an seiner Seite gesessen, sie waren im Walde spazieren gegangen, ihre Hand zitterte in seiner, glühende, fragende Blicke hatten auf ihr geruht, dann war es, als ob sie eine Schlucht hinabgeglitten sei, immer tiefer und tiefer, bis sie durch einen lauten Schrei dem angstgepreßten Herzen Luft machte, daß die alte Dame erschrocken aus den Kissen auffuhr, und sie selbst erwachte. — — —

Der erwartete Gast war eingetroffen. In einem der reichsten Gemächer des fürstlichen Schlosses stand der Prinz, eine schlanke, feine Gestalt, an das Fenster gelehnt, und sah auf den herbstlichen Blumenflor, der sich wie ein buntfarbiger Mosaikteppich im Park zu seinen Füßen ausdehnte. Es war ein Spätsommermorgen; noch lag ein glitzernder, kühler Morgenthau auf den Beeten und harrte darauf, von den Sonnenstrahlen zerstreut zu werden, die mit jeder Stunde an Wirksamkeit zunahmen. Er hatte die Scheibe geöffnet und blickte einen kurzen Moment in den wallenden Nebeldrang, fröstelnd schloß er sie eilig wieder zu und brannte sich hastig eine Zigarre an. Dann warf er sich in die weichen Polster des Plüschfauteuils. Langsam sog er das Aroma des feinen Krautes ein, ein spöttisches Lächeln kräuselte seine Lippen, ein Zug blasirten Hohns und gleichgültiger Langeweile, während er anscheinend gedankenlos in das Leere starrte. — Und doch mochten wohl allerlei Gedanken ihn durchziehen, während das schläfrige Auge seine lethargische Interesselosigkeit verloren hatte. Eine wüste Vergangenheit lag hinter ihm; wenn man auf

dieses Auge blickte, das bald wie ermüdet und lebenssatt um sich schaute, bald sprühend mit einem unheimlichen Glanz erfüllt war, auf diesen Mund, um den sich ein gewaltig sinnlicher Zug gelagert hatte, konnte man manche Geschichte aus dem Antlitz ablesen. Es war ein vielerfahrener Mann, aber nicht einer, der viel erduldet, wohl aber ein solcher, der Vieles genossen hatte. Ihm hatten viele Blumen im Leben geduftet, und der sinnbetäubende Einfluß derselben, die für ihn so leicht erreichbar am Wege standen und zum Kosten einluden, war nicht von ihm überwunden worden, er hatte sich in den Rausch gestürzt und die verderbliche Atmosphäre des Genusses in vollen Zügen eingeathmet. Das stand leserlich auf seinem Gesichte geschrieben, das nicht gerade schön war, doch immerhin durch die markirten Linien, die geschwungene Nase, den bleichen Teint etwas Anziehendes erhielt.

Er war ein Hauptrepräsentant der damaligen goldenen Jugend, jenes emanzipirt sein wollenden, europamüden, weltschmerzzertretenen Geschlechtes, das in der Welt Geschichten nichts gelernt und nichts vergessen hatte. Die europäische Hypercivilisation blühte gerade damals am üppigsten; die Zeit nach dem Befreiungskriege war wie ein stagnirender Sumpf, ein ödes Brüten lag über der deutschen Nation, es fehlte an Leben, an Bewegung, an Interesse, für irgend etwas, an treibenden Ideen — eine todtenstille, drückende Luft lag bleischwer über der Welt. Was sollte die vornehme Jugend der Residenz damals thun, als genießen? Und unter den feinen Formen gesellschaftlichen Umganges und weltmännischen Tones, die alle Dinge, und mochten sie auch noch so abscheulich sein, mit dem Zuckerguß ihrer Phraseologie umgaben, barg sich eine erschreckliche Hohlheit und sittliche Verwilderung. Einschmeichelnd und bestechend ist dieser Kavaliersston, diese lackirte Nonchalance der Wohlanständigkeit. Es ist die Vergoldung, welche die Welt so leicht für Gold, der Rauch, den sie so oft für die Flamme zu halten geneigt ist. Er war auch gebildet, der Prinz, wie es die Leute seines Schlages zu sein pflegen, diese polirte Salonbildung war ihm eigen, die gar behaglich auf der Oberfläche aller Dinge umherschwimmt. Er gehörte zu jener Race der Menschheit, der die Bildung nicht in's Herz gedrungen ist, bei der sie nur eine Rohheit der Seele überschleiert, die sich im falschen Schein gern selbstbewußt entfaltet. — Die Thür ging leise auf.

„Sieh da, Duruque!" rief der Prinz, „auch schon zu so früher Morgenstunde auf?"

Der also Angerufene trat leicht und geräuschlos näher, eine mittelgroße Gestalt von untadelhafter Tournüre, ein bleiches, regungsloses Gesicht, so glatt und ohne Bewegung, als ob es nie einer menschlichen Schwäche fähig gewesen wäre. Auf seinen dünnen Lippen schwebte ein infernalisches, ewiges Lächeln, er hatte das stereotype

Salongesicht! Doch wie ein Blick jetzt aus dem Verschlag seiner langen Wimpern auf den Prinzen fiel, hätte man anders urtheilen müssen; wenn der Dichter an den modernen Teufel als an einen höflichen Salonhelden glaubt, so konnte hier eine Inkarnation desselben sein. —

„Früh", sagte er mit fast schläfrigem Ton, „ja, Hoheit, früh, wie es sich für eine Idylle paßt, in die wir uns hineinversetzt denken können. Alle nothwendigen Requisiten sind dazu vorhanden, hier ein Schäferstück abzuspielen. Die schöne Nymphe, die Primadonna, ist in Gestalt eines reizenden Exemplars von Schönheit und Naivetät vorhanden. Nur eins fehlt noch, damit die Rollen in dem Stück vollständig und passend besetzt sind."

„Und das wäre?" sagte der Prinz mit einem frivolen Lächeln, das bekundete, er habe den Scherz seines Leporello schon verstanden.

„Der Tauber fehlt", erwiderte Duruque mit unbeschreiblich süß-fadem Gesicht, „der verliebte Schäfer" —

„Pah!" entgegnete die Hoheit und sprang von dem Sessel auf, um nachdenklich auf den Fensterscheiben zu trommeln. „Gehen Sie, Baron, Sie bringen mich auf verzweifelte Gedanken. — Bei Gott!" fuhr er nach einer Pause fort, „ich glaube wahrhaftig, Sie haben Recht, die Kleine ist bildschön." —

„Schön genug, um die Barletti auszustechen, wir haben am ganzen Hofe keine solche Feldrose."

„Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert", zitirte der Prinz — „doch wo denken Sie hin", fuhr er nach einem Augenblick des Nachsinnens fort, während dessen die Augen seines Kammerherrn forschend auf ihm ruhten, und ein lauernder, malitiöser Zug um dessen Mund zuckte, „Sie haben sich heute Morgen entschieden zu früh erhoben, Baron, Ihre Gedanken schwärmen und verwirren sich — ich kann und will keine ernsthafte Liaison gebrauchen." —

Der allzeit gewandte Hofmann erwiderte nichts, er nickte nur stumm mit dem Kopfe und sein Gesicht nahm wieder das unverwüstliche Lächeln an.

„Sie ist ein Kind noch", fuhr der Prinz, wie in Selbstbetrachtung verloren, fort, „wenigstens ihrer beneidenswerthen Naivetät nach."

„Das Aroma einer noch herben Frucht", versetzte Duruque. Er verstummte plötzlich, denn ein eben eintretender Diener meldete den Fürsten.

Eine Woche war verstrichen. War es der Reiz der grünen Insel, der den hohen Gast so gewaltig zu fesseln gewußt hatte? — Wohl hat das Eiland einen Zauber um sich, der den Fremdling ungern scheiden läßt, Armidaketten der schmeichlerischen Natur, die dort, im Spätsommer zumal, ihr reiches Füllhorn von Duft und Glanz

ausgießt über die stete Abwechslung von Wald und Fels, von Hügel und Thal, von Meer und Ebene; aber diesen Gast fesselten weder die malerischen Bergkonturen, die warmen herbstlichen Tinten, die sich allmählig über das Laub des Waldes legten, noch die Stimmen des rauschenden Meeres, das sich in unendlich scheinender Ausdehnung blaulich und freundlich ostwärts erstreckt, ihn fesselten andere Bande, ihn konnte der feine Genuß, zu dem der Mensch die Tastfasern eines empfindenden Herzens gebraucht, nicht entzücken, denn die horazische Lebensweisheit war in ihrer ganzen erbärmlichen Nüchternheit von ihm erfaßt worden und hatte ihm nur die Lust eines sinnlichen Genusses gelassen, der alle andern, alle hohen und edlen Gefühle der Menschenbrust verneinen muß. —

Die Tafel war eben aufgehoben, das fürstliche Paar suchte ein Stündchen Ruhe — denn der hohe Gast hatte ja alle und jede Forderung der Etiquette, Gesellschaften und Festlichkeiten abgelehnt. „Hier will ich die Schönheiten Ihrer Insel genießen, sagte er zum Fürsten, und in der Natur schwärmen", setzte er mit einem vollen heißen Blicke auf Gräfin Asta hinzu. Dem ökonomischen Fürsten war das recht, denn er hatte schon seufzend die vielen Kosten der prinzlichen Ehre berechnet, die fast in Conflikt geriethen mit seiner hohen Loyalität, einer Tugend, die man damals noch im reichsten Maße besaß. Die Fürstin wußte sich an Duruque für das Manquo der gehofften Zerstreuungen schadlos zu halten. Der gewandte Kammerherr war der erklärte Liebling aller geworden; dem Kammerkätzchen kniff er mit residenzlicher Unverschämtheit in die vollen Wangen, wobei er das persiflirende Wort Heine's persiflirte: „Wie ist doch die Natur im Allgemeinen so wunderbar schön — auch der Insulanerinnen;" den Fürsten wußte er in interessante, ernste Gespräche aus dem politischen Leben zu begleiten, und die Fürstin durch Skandalgeschichten zu unterhalten, wie sie an keinem Hofe zu fehlen pflegen, die er oft als derbe Kost, wie sie dieses Weib liebte, sans gêne aufzutragen verstand; mit dem Sohne des Fürsten probirte er eine damals neu aufgekommene Art Pistolen als Nachmittagsvergnügen — er war somit Allen der angenehme Unentbehrliche geworden. Nur der Gräfin Asta war er zuwider, sie wußte selbst nicht, weshalb — war es das gretliche Ahnen und Zurückbeben vor dem Mephisto? Einmal hatte sie einen hämisch lauernden Blick des Barons aufgefangen, der sich unbeachtet glaubte, und den konnte sie nicht vergessen, die reine Feldrose, wie Duruque sie so treffend bezeichnet hatte.

Der Prinz vertiefte sich von Tag zu Tage mehr in das Studium dieser Blume. Duruque, der das Spioniren meisterlich verstand, hatte ihm bald eine kurze Skizze der Persönlichkeiten des fürstlichen Kreises geliefert; in Folge dessen ignorirte die Hoheit mit vornehmer Geringschätzung die Frau Fürstin. „Solche intriguanten und

lüsternen alten Weiber haben wir genug zu Hause", sagte er zu Duruque, „als daß es sich der Mühe verlohnte, hier in ihren Netzen einherzuirren." Den Fürsten behandelte er mit der ernsten Hochachtung, wie sie diesem altfränkischen Möbel, wie er ihn oft betitelte, wohl anstand und zukam; und der Sohn zog sich möglichst aus aller Gesellschaft zurück, denn das Kind des Südens, das er mit der vollen Treuherzigkeit seines edlen Naturells liebte, kränkelte, die exotische Pflanze konnte die rauhere Nordlandsluft nicht vertragen, und darum pflegte er sie, soviel er konnte, indem er jede Stunde, in der er frei war, in ihrer Gesellschaft zubrachte. Dem Prinzen blieb nur eins als Spielwerk, und das war die Gräfin Asta. Nicht daß er die Klugheit dabei außer Augen gelassen und sich rücksichtslos seinem Hofmachen hingegeben hätte — o nein, er verstand es wohl, den Schein zu meiden, die Hofluft bildet alle Arten der Heuchelei vortrefflich aus, und er war nicht umsonst Offizier im Heere, er war ein meisterlicher Stratege, der vorsichtig seine Laufgräben anzulegen verstand. Und es war fast, als überkäme ihn bisweilen eine leise Ahnung von jener großen und echten Liebe, die er bis dahin nur in verzerrten Formen, nur in der Bedeutung kennen gelernt hatte, wie sie das Leben so oft, fast alltäglich, mißbraucht; aber das war nur der Schatten eines edlen Gefühls, das vor einem scharfen Witzworte seines Vertrauten gar zu bald verschwand, ein kurzer Sonnenstrahl, der bald wieder unterging in der Dunkelheit seiner gewohnten, durch langjährige Erfahrungen erkauften Gefühlsleere.

Er gehörte zu dem leichtlebigen Geschlechte jener Periode, das leicht dahinlebte in sorgenlosem dolce far niente, und mit dem es sich auch gar leicht lebt. Diese Virtuosen des Müßiggängerthums und des Genusses wissen gar süß zu schwatzen, und Ueberredung liegt auf ihrer Zunge. Sie haben von überall her genascht, aus der Höhe und Tiefe des Lebens, hier eine Blume aus der Welt der Gefühle geraubt, dort ein ernstes Schlagwort der Wissenschaft entwendet oder ein Fünkchen Witz, eine prickelnde Schaumblase aus dem Champagnerkelch des Humors gefischt und wissen genau, wann der rechte Augenblick gekommen ist, wo der abgesandte Pfeil im Herzen der Menschen haftet. Es hat auch dies seine Wissenschaft. O, er wußte gar genau, wann das rechte Wort für ihre Stimmung gesprochen werden mußte, er verstand es, alle jene tausend Kleinigkeiten nicht außer Acht zu lassen, die so gar werthvoll sind für das Frauenherz, das insgemein von seinen Stimmungen so sehr abhängig ist; er war darin bewandert, aus den trivialsten und unschuldigsten Dingen ein Netz von Geheimnissen zu weben, die nur in der Einbildung bestanden, die aber doch eine gewisse Vertraulichkeit herbeiführten. Ein Geheimniß, das zwei Menschen zu hüten

haben, und sei es auch noch so winzig, führt zwischen beiden immer schon einen gewissen Grad des Einverständnisses herbei.

Und Gräfin Asta? — Ihr war, als träume sie, eine neue Welt that sich vor ihr und in ihr auf, die sie in ihrem harmlosen Jugendleben nimmer geahnt hatte. Sie war wie umstrickt von den süßen Schmeichelworten einer fremden Sprache, die zum ersten Male, von einem Meister in der Galanterie, verschwenderisch über sie ausgegossen wurden, die wohl einen weiten Abstand bilden mochten gegen den bäurischen Biederton der dummherzigen Landjunker, die sie fast ohne Ausnahme bis dahin nur hatte kennen lernen, die mit ihr ausritten und jagten, aber die ihr stets kein größeres Interesse erregt hatten, als etwa der Jagdhund, der sie zu begleiten pflegte. Nicht als ob gerade der Prinz immer von geistreichen Witzen übergesprudelt hätte, ach nein, es kamen auch wohl unterweilen gar herzlich alberne Plattitüden aus dem hohen Munde, vermischt mit den versteckten oder offenen Anzüglichkeiten, wie sie eines Bannerträgers der „Nichts-bewundern-" Devise würdig waren — aber es war immer ein Prinz, der sie sagte, und es läßt sich auf die Aussprüche dieser Menschen sehr oft das Schiller'sche Wort anwenden: „Ja, davor schützt sie der Königssohn!" Und die Gräfin Asta war auferzogen worden in einer Fülle von königstreuer Loyalität und adelsstolzer Gesinnung, die allen Ernstes noch an das blaue Blut der spanischen Granden zu glauben schien. — — — —

Laßt uns auf einen Augenblick hinabsteigen in den unergründlich tiefen Schacht des Frauenherzens. O, es leuchtet und klingt und singt und duftet da unten in den heimlichsten Gründen, weiche, schwellende, sehnsuchtsblaue Melodien hört man durch die Tiefen wogen — dort magst du dich des bangen Leides entladen, dort gewinne dir ein sicheres Ruheplätzchen, wo du Rast halten magst mit allem Schmerz und aller Lust deiner Seele. Es ist auch anderswo schön im Leben; aber eine seligere Wohnstatt für die Empfindungen deiner Brust kannst du nimmer erlangen — —

Aber je schöner es ist in den Tiefen eines ächten und großen Frauenherzens, desto mehr Schade ist es um den Tropfen Herbheit, der mit ätzendem Gift in den Ozean des Gefühls fallen muß! Jeder Körper wirft seinen Schatten, und neben dem Licht steht immer die Dunkelheit im Leben; und es bleibt immer wahr, wenn es auch schon so oft gesagt worden ist, daß es trivial erscheint, ewig wahr bleibt es, daß der Mensch ein wunderliches Gemisch von geistiger Hoheit und niedriger Sinnenlust vorstellt. Und wie nahe liegen nicht die Gegensätze in demselben Menschen bei einander! — War es nicht bei der Gräfin Asta die herbe jungfräuliche Verachtung, das völlige Ignoriren weicher Gefühle, der Trotz und die starre Heftigkeit, die ungezähmte Rauhheit, fast Unweiblichkeit des Charakters, und

daneben dicht dabei gelagert — denn hart im Raume stoßen sich die Gedanken — dasselbe Gefühl, das im Frühling den Saft in den Adern der Bäume schwellen macht und die Blüthenblätter der Knospe löst, wenn der erste junge Sonnenstrahl sie wach küßt aus dem Winterschlafe? —

Es war im Walde; es war Nachmittag. Rund um das Jagdschloß, das von einem ragenden Gipfel über den ganzen Südosten der Insel, über das blaue Meer hinschaut, das hier in kreisrunder Bucht gegen die weißen Stranddünen drängt, erstreckt sich der vielgrüne Wald. Dort hinein in die Schatten des Waldes schritten sie, die Gräfin Asta und der Prinz; das alte Fräulein von Wieding war ermüdet auf einer Bank sitzen geblieben und bald in einen leichten Schlummer gesunken; Duruque und der Sohn des Fürsten wetteiferten eben in fertigem Pistolenschießen, man hörte von fern den Knall ihrer Schüsse. Der Prinz und Gräfin Asta waren allein; in munterer Unterhaltung, in neckenden Scherzen schritten sie tiefer in die grünen Laubhallen hinein.

Es ist gar still im Buchenwalde am Sommernachmittag. Der Wind ist schlafen gegangen, nur selten zittert noch eine verirrte Luftströmung durch die mächtigen Kronen; es scheint Alles in der Runde zu schlummern, die stahlblauen Fliegen sitzen nickend unter den grünen Blätterschilden, der geschäftige braune Käfer hält seine Siesta neben der Frau Käferin, der Vogel träumt auf seinem luftigen Sitz und denkt auf neue Lieder, die er am Abend dem Chor der Brüder vortragen will; nur der große dunkelbraune Waldschmetterling mit den perlmutterglänzenden Unterkleidern flattert zuweilen, langsam und nachdenklich, wie ein verirrter menschlicher Gedanke, durch die weiten würzigen Räume. Ein eigenthümlicher Duft dringt aus den Waldschluchten hervor, ein feines Aroma aus dem Haidekraut, das der Sonnenstrahl mit seinen heißesten Flammen erwärmt, ein Duft, der aufregend und berauschend auf die Sinne der Menschen einwirkt. Und doch ist es nicht ganz still; lege dein Haupt in's zierlich gelockte Moos und horche: fern durch den Wald zieht ein leiser, gemach ersterbender Ton in zitternden Schwingungen.

Hier horchen wir den süßen Waldsyringen
Des heil'gen Pan, die auf der stillen Haide
Im Waldesrauschen wundersam erklingen.

Und noch ein Anderes schlief nicht: es war der Gedanke, der hämmernd durch die Seele der beiden Menschenkinder hin und her fuhr, die hinauszogen in die grüne, lauschige Wildniß, der Gedanke, dessen Rosse der Prinz heute meisterlich zu tummeln wußte, der Gedanke, der das Schnellste ist auf der Erde, denn der Uebergang vom Guten zum Bösen ist, wie Lessing sagt, das Geschwindeste, er überholt das Sausen des Windes und das Zittern des Lichtstrahles.

Arme Gräfin Asta! — Warum hörtest du den süßen Verderbensgesang der prinzlichen Sirene und sahest nicht die scharfen, verderbendrohenden Krallen? — Sie setzten sich auf die schmale, grüne Grasbank, es war so still, so feierlich, fast schwül im Walde, und den Prinzen kam es an, den sentimentalen Schwärmer zu spielen. Er sprach von seiner einsamen Wanderung auf den einsamen, kalten Höhen des Lebens, von seinen großen, öden Schlössern, die ihm so traurig erschienen, weil kein Hauch der Liebe durch die Prunkgemächer wehe, er sprach endlich von seiner Liebe zu ihr, er küßte leidenschaftlich die kleine weiße Hand, die sie ihm willig überließ. Und seine dunklen Augen, in denen ein verzehrendes Feuer brannte, ruhten unablässig auf ihr, wie die Schlange den Vogel mit ihren Blick bezaubert, aller Trotz ihrer männlichen Seele schmolz vor diesen glühenden Blicken, diesen beredten Schwüren. Dann wurde er Philosoph und beklagte die Aermlichkeit des Daseins, und wie sich der ganze Tand und die Lüge und Leere des Lebens nur versöhnen lasse mit dem Ertragen des Daseins, wenn man in diesen schalen Erdentagen eine Stunde Himmel genösse. Und zu dem Allen akkompagnirte ihn jetzt ein Vogel, der von der nächsten Buche seine einfache, süße Weise sang, und das war nicht der Sommervogel ihrer Herzensunschuld; oder war er es, der scheiden sollte auf Nimmerwiedersehen? — — —

Mehr denn eine Woche war vergangen; es war eine späte Abendstunde. Der Graf Karl saß auf seinem Zimmer, in das er gerade von einem Besuche bei seiner Bianche zurückgekehrt war; er saß noch eine Weile in das Sopha zurückgelehnt und horchte dem Regen zu, der klatschend gegen die Fenster schlug, dem Winde, der wild in den Kronen der Baumwipfel tose und das weite Gebäude von allen Seiten zu umheulen schien.

Der alte Stephan trat mit dem Nachttrunke frischen Wassers ein, den der Graf zu sich zu nehmen pflegte. Zögernd setzte er das Wassergefäß nieder und wischte sorgfältig die Tropfen ab, die daran herumhingen. Der Graf saß in brütenden Gedanken und achtete der gewohnten Erscheinung kaum. Der alte Stephan sah oft zu ihm hinüber, er hüstelte, um sich bemerkbar zu machen, und reinigte den Staub von den zierlichen Kleinigkeiten, die auf dem Tische herumstanden.

Endlich sah der Graf auf zu ihm. „Nun, Stephan", sagte er mit dem vertrauten Tone, wie er zwischen ihm und dem Alten herrschte, „was soll's noch?"

„Ich wollte —" sagte er stockend und verlegen.

„Nur heraus mit der Sprache, Alter!" sagte freundlich der Graf.

„Herr", sagte Stephan und schüttelte bedeutsam den Kopf, „es ist nicht Alles so, wie es sein sollte!"

„Das glaube ich schon", lächelte der Graf; „aber was hast du denn Besonderes heute auf dem Herzen?" —

„Herr! Herr! sagte der Alte und trat näher, es ist nicht zum Lachen. Sie wissen, daß mich das alte Andenken da von Ligny her — er schob die krausen grauen Haare aus der Stirn zurück, und eine tiefe Narbe ward sichtbar — oft des Nachts nicht schlafen läßt, und so war es gestern, ich wanderte durch den Park, es mochte schon sehr spät sein, im Schlosse brannte kein Licht mehr, nur im großen Pavillon war ein Schimmer zu sehen."

„Nun, und das hat dich so erschreckt," sagte der Graf ruhig. — „Sie wissen, daß im Pavillon jetzt, — fuhr der Alte fort, ohne des Einwurfs zu achten, und seine Stimme ward gedämpft und leise, als scheute er sich, den Wänden seine Worte anzuvertrauen — die Gräfin Asta schläft und das Fräulein von Wieding. Unten schläft die Beate, die Kammerfrau, oben rechts das alte Fräulein, und links die gnädige Gräfin."

„Und was soll das Alles, fuhr der Graf etwas ungeduldig auf, das weiß ich auch" —

„Ich wollte nach dem kleinen Schwanenteiche zu, da sah ich, wie die Hinterthür des Pavillons sich öffnete, und es kam ein Mann heraus, er war groß und schlank und trug einen dunkelblauen Mantel. Er ging auf das Schloß zu, durch die westliche Seitenpforte verschwand er, und bald darauf brannte dort oben auf kurze Zeit ein Licht in den Zimmern, wo der Prinz logirt. — Ich erkannte ihn", setzte er flüsternd hinzu.

Der Graf war sehr bleich geworden, es ging wie ein Zittern durch seine hohe Gestalt, er machte rasch einen Gang durch das Zimmer, dann trat er dicht vor den Alten und sagte mit einer Stimme, die vergebens ein Beben zu unterdrücken suchte, indem er seine Hand dem Alten auf die Schulter legte: „Ist das Alles, Stephan, hast du sonst noch etwas gehört?"

„Ja, Herr, sagte dieser, er ist in der Nacht zuvor auch da gewesen, der lahme alte Bernhard hat ihn durch den Park gehen sehen, auch er hat das Licht bemerkt. Es mag gegen zwei Uhr gewesen sein."

„Es ist gut, Stephan, sagte der Graf tonlos und sank in das Sopha zurück. Geh, geh!" sagte er, als dieser noch reden wollte, und winkte ungeduldig mit der Hand. Der Alte ging.

Der Graf Karl war allein, allein mit gar finstern und unheimlichen Gedanken, die vor seinem sinnenden Geiste wie Schreckgestalten emporstiegen und größer und größer anwuchsen. Er sah das Gespenst der Schande vor sich aufsteigen, den Dämon des Unglücks und Verderbens, er begrub den heißen Kopf vergebens in die Kissen des Sopha's, die Gedanken wichen nicht von ihm, er preßte die Hand vor die Augen, glühende, heiße Tropfen, Perlen seines

tiefsten Herzblutes quollen ihm unwiderstehlich zwischen den Fingern hervor: er war wie im Fieber. Die Nacht war schwarz und stumm da draußen, nur ein klagender Windstoß sauste von Zeit zu Zeit um den hohen Erkerthurm; so war es auch da drinnen, seltsam still, nur die Uhr pickte, und das Herz des Mannes klopfte laut, in das ein tiefes Weh gezogen war. —

Wo hatte er denn seine Augen gehabt? Jetzt, da er sich die jüngst verflossene Zeit in's Gedächtniß zurückrief, erschien ihm Manches in anderem Lichte, das prinzliche Interesse an seiner Schwester, die tiefe Zurückgezogenheit, fast Abgeschlossenheit des Gastes, der in der schönen Natur schwärmen zu wollen vorgab, das Benehmen Asta's, die sonderbare Vertraulichkeit, die zwischen beiden herrschte. Konnte und wollte sie denn der Prinz zu seiner Gemahlin erheben? Sein klopfendes Herz sagte nein, es hielt ihm den Charakter des gewandten und blasirten Mannes vor, der nachher in der Residenz mit frivolem Lächeln im Kreise der gleichgesinnten Kameraden sein witziges Liebesabenteuer erzählen mochte, und wie ihm der Sieg so leicht geworden sei über das Kind der Natur, über die einfache Schönheit vom Lande! — Ach, und auch das trat in dieser Stunde vor sein Herz, wie er selber zu seiner Bianche in einem Verhältnisse stand, von der die Welt nichts Anderes sagen mochte, als wenn der Prinz einen leichten Eroberungszug gegen das Herz der Schwester unternahm. —

Dann überkam ihn ein finsterer Groll gegen die Schwester; es befiel ihn der Gedanke, wie kein weibliches Wesen verführt wird, das nicht selber verführt sein will oder es zugiebt, und wie die Welt so oft mit Unrecht streng ist in ihrem Urtheil, gegen den Schuldigen und mild gegen die Schuldige. — Und doch wie rein, wie unschuldsvoll und voll gläubigen Vertrauens war nicht die Schwester! —

O, er fühlte es tief in sich in dieser einsamen Abendstunde, wie sein Herz sie liebte! Er fühlte es in dem Schmerz, den er um den Untergang des schönsten Sterns seines Lebens empfand — waren nicht ihr Name und ihr Bild eng, eng verschwistert mit seinem tiefsten Sein, mit allen Erinnerungen seiner Kinderzeit, mit allem Gefühlsleben seines empfindungsreichen Herzens? Und wie stark die Bande sind, die uns an eine geliebte Schwester oder an einen theuren Bruder knüpfen, der mit uns aufgewachsen ist, mit uns die schönste Zeit des Lebens verträumt und verspielt hat im goldnen Märchenreich der Kindertage, das empfinden wir erst so recht tiefinnerst, wenn der Strom der Zeit an uns vorübergerauscht ist, wenn die Jahre unser Empfindungsleben abgeklärt haben, und die Verhältnisse uns trennen, oder wenn das Wehen des Schmerzes um ihren Verlust in uns eingezogen ist. Zwei Blüthen an einem Stamm, so waren sie im sonnigen Morgenschein ihres Daseins emporgewachsen, nun sollte die eine Blüthe vom Wurm verzehrt werden? — Gab es denn keinen Rettungsweg? —

O ja, es war Rettung möglich, wenn der Mann, der jetzt die Ehre seiner Schwester in so frevelhaftem Leichtsinn auf's Spiel setzte, daß die Dienstboten sich schon das offenkundige Geheimniß zuraunten, wenn der Prinz seinen Fehler wieder gut machte, wenn er ihr seine Hand bot. Und war es denn etwas so Außergewöhnliches und Außerordentliches? Waren doch die Engel in den ersten Jahrhunderten nach der Erdschöpfung zu den lieblichen Töchtern der Erde hinabgestiegen, und die olympischen Götter hatten es nicht verschmäht, mit den Staubgeborenen die süße Frucht der Liebe zu kosten, die vielleicht gerade darum ihnen so begehrenswerth erscheinen mochte, weil sie so kurz sein mußte, — kurz, nach der Uhr der Ewigkeit gemessen — und hatten nicht auch die Prinzen des Königshauses oft genug in illegitimen Armen vergessen, daß die Empfindung des Herzens unabhängig ist von dem königlichen Glanz, der sie über ihre Unterthanen hinwegerhebt auf die kalten Höhen ihrer wenig beneidenswerthen Vorurtheile, hatten schöne Augen ihnen nicht oft genug von der allgemeinen Gleichheit der Menschen gar überzeugend gepredigt? — Ja, aber dieser Prinz! der war es wahrlich nicht, den er sich jemals als den Gemahl seiner Schwester vorgestellt hatte, dieses kalte Gesicht, das die Spuren einer reichlich genossenen Jugend so deutlich aufwies, dieser blasirte Priester des erbärmlichsten Materialismus war wahrlich nicht geeignet, Achtung, Vertrauen oder Hoffnung einzuflößen! —

Und wenn auch! In leidenschaftlicher Erregung sprang der Jüngling auf und schritt durch das Zimmer, der ganze Stolz seines Geschlechtes erwachte in ihm, der Prinz mußte gezwungen werden, falls er nicht wollte, oder er war zum Aeußersten bereit. Ein ungewöhnlich harter und fester Zug legte sich um seinen Mund; er trat an den Schreibtisch und betrachtete sinnend den schönen, silberverzierten Dolch, den ihm einst sein Vater von fernen Reisen mitgebracht hatte, auf dem ein Wahlspruch seines Hauses stand, das alte Römerwort: Neminem time! Doch schob er das Spielzeug bald bei Seite und zog aus einem Schubfach ein Paar silbereingelegte Pistolen, er schüttete mit waidmännischer Genauigkeit frisches Pulver auf die Pfanne und setzte neue Zündhütchen auf, dann schob er sie in seinen Rock, hüllte sich in einen weiten Mantel und verließ das Zimmer.

Draußen hatte der Regen aufgehört, der Wind heulte in den Baumwipfeln und schüttelte die Fensterladen, unter zerrissenen Wolkenstreifen leuchtete unterweilen das Mondesauge hervor und warf oft, gleichsam scheu, einen kurzen Blick auf die nächtige Welt, auf den einsamen Wanderer, der mit raschen Schritten die wohlbekannten dunklen Gartenpfade durchmaß. So verging Stunde um Stunde. Die Schloßuhr rief mit tönender Stimme die Zeit aus, ihr gellender Ton schien ihm heute fast spöttisch zu klingen und die pochende Ungeduld seines Herzens zu verhöhnen. Langsam verrann die Zeit.

Da, horch! ertönte es nicht von fern wie der Schritt eines Nahenden? Er trat in den Schatten der Blutbuche zurück, die an dem Kreuzpfade stand, und deren röthliche Blätter im wechselnden Mondschein seltsam beleuchtet eigenthümliche Reflexe warfen. Er zog den Mantel fester zusammen, unwillkürlich ballte sich seine Hand, er hatte an der schlanken, etwas vornübergebeugten Gestalt den Nahenden wohl erkannt. Jetzt trat sie vor ihn, er schritt aus dem Dunkel des Gezweiges hervor und stand hochaufgerichtet dicht vor dem Prinzen, der vor der plötzlichen Erscheinung unwillkürlich zurückprallte.

„Halt!“ sagte der Graf mit einer Stimme, die vergebens den bebenden Ton der Aufregung zu unterdrücken suchte, „halt hier, mein Prinz, nur ein paar Worte, wenn's beliebt.“

„Mein Gott, ein Ueberfall bei Nacht, jetzt erkenne ich Sie erst, Herr Graf,“ sagte der Prinz mit dem leichten Salonton, der sich in jede Lage des Lebens zu schicken weiß.

Der leichte Ton erregte nur noch mehr den Jüngling, in dem jede Fiber vor mühsam verhaltener Aufgeregtheit bebte.

„Ein Ueberfall, ja, sagte er, wenn Sie es so nennen wollen. Ich fordere Rechenschaft von Ihnen, Hoheit.“

„Und wofür?“ fragte der Prinz nachlässig.

„Wofür? — Bei'm allmächtigen Gott, treiben Sie keinen Scherz, ich bin nicht gesonnen, mit mir spielen, mich mißbrauchen zu lassen, wie Sie es mit dem Vertrauen meiner Eltern, mit meiner Schwester gethan haben. Antworten Sie, Hoheit, oder bei Gott! es verläßt nur einer von uns diesen Platz lebend wieder!“ — Der Prinz zuckte leicht zusammen, er öffnete den Mund zu einer Entgegnung, doch der Graf fuhr fort:

„Ich will es Ihnen ersparen, mir ein Geständniß zu machen, ich will Ihnen sagen, was Sie gethan haben. Sie haben das heilige Gastrecht dieses Hauses geschändet, Sie haben meine Schwester betrogen, verführt — was weiß ich! — eine rechte Heldenthat, das Zutrauen eines Kindes zu mißbrauchen!“

„Und wer sagt das?“ entgegnete die Hoheit nach einer kleinen Pause.

„Wer es sagt, Prinz? Die Dienstboten flüstern es sich zu, die nächtliche Stunde sagt es, zu der Sie aus jenem Pavillon kommen, wo nur Eine wohnt, der Sie Ihren Besuch um diese Zeit schenken können, und mehr als das Alles sagt es mir ihr eigenes Angesicht, das meine ganzen Befürchtungen wahr macht!“

Der routinirte Lebemann war doch bleich und fassungslos geworden. „Und was wünschen Sie nun?“ frug er mit unsicherer Stimme.

„Und das können Sie noch fragen? schrie der Graf in tiefstem Schmerze auf, ich verlange eine Wiederherstellung der gebrochenen

Ehre meiner Schwester, ersparen Sie mir das Oder, das als Rodomontade klingen könnte." — —

„Und woher wissen Sie", sagte der Prinz, der seine ganze Fassungskraft wieder gewonnen hatte, „daß ich das nicht will, daß es nicht mein heißester Wunsch ist, vor der Welt bezeugen zu können, welche Bande mich an Ihre Schwester fesseln?"

„Bei Gott!" — sagte der Graf überrascht.

„Ich ehre Ihr Gefühl", fuhr der Prinz fort, den Eindruck wohl beachtend, den seine Worte gemacht hatten, „ich finde nichts natürlicher, als Ihre Entrüstung; aber vergönnen Sie mir eine Erwiderung, eine Rechtfertigung. Ich bekenne es Ihnen offen, daß ich Ihre Schwester liebe, anbete — und daß ich einen Schleichweg gebraucht habe, um eine Stunde des reinsten Glückes mit ihr allein genießen zu können, welcher Liebende möchte mir das verargen! Welche Gründe mich aber verhindern, mit einem offenen Geständniß vor Ihren Vater zu treten, das werden Sie bald einsehen lernen. Sie wissen selber vielleicht, wie abgeneigt mein hoher Vater Verbindungen ist, die man als Prinz des Königshauses mit einer in unserem Sinne nicht Ebenbürtigen abzuschließen gesonnen ist, wie sich im vorigen Jahre der Prinz A . . . das tiefste Mißfallen, die völlige Ungnade des Monarchen zuzog, da er eine solche Ehe einging; das wissen Sie, Herr Graf, so gut als ich. Mit einem offenen Hervortreten meiner Absicht wage ich ein totales Mißlingen, ein strenges Verbot — morgen schon reise ich ab, um die einleitenden Schritte zu thun, daß man mir höchsten Orts wenigstens nicht ein direktes Veto entgegensetzt — und nun wissen Sie Alles" —

„Wenn ich Ihren Worten glauben darf —", sagte der Graf, hoch aufathmend.

„Ach, ich verzeihe Ihrem Mißtrauen", fiel der Prinz rasch ein, „hier meine Hand, mein Ehrenwort auf die Wahrheit meiner Behauptung und die Reinheit meiner Gesinnung! — Leben Sie wohl! Morgen mit dem Frühesten werde ich abreisen."

Er bot ihm die Hand, in die der Graf willig schlug, dann entfernte er sich rasch.

„Ein fataler Streich!" murmelte er im Fortgehen vor sich hin, „fort! fort! Der Boden brennt hier unter meinen Füßen! Daß ich auch Jean nicht Wache stehen ließ! — Pah! mein Herr, nur erst fort von hier, das Andere findet sich!"

Und eilends, als jage ihn das Gespenst eines unwillkommenen Gedankens, schritt er durch den Park dahin, er trat in die Seitenpforte des Schlosses ein, eilte die Treppe hinan und weckte den erstaunt auffahrenden Duruque mit den hastigen Worten: „Stehen Sie auf, Baron, wecken Sie Jean und ordnen Sie Alles an, daß wir mit dem ersten Morgengrauen von hier aufbrechen können!" —

Die Sonne schien schon manche Stunde, als der Graf am anderen Morgen erwachte. Es war ein unruhiger Schlaf gewesen, jener feste, bleischwere, unerquickliche Schlaf, der sich über ihn gelagert hatte mit sinnverwirrenden Luftgebilden aus dem Reich der Phantasie, wie sie seinem aufgeregten Denken entsprachen. Traumgleich zogen die nächtlichen Ereignisse noch einmal an ihm vorüber, da er sich erhob, es war, als flüstere ihm eine unheimliche Schreckensstimme ganz etwas Anderes zu, als was er aus dem prinzlichen Munde so honigglatt und gefühlsübertüncht vernommen hatte, und er mußte die ganze Energie seines ruhigen und klar verständigen Geistes aufbieten, um den Dämon des Zweifels zu beschwichtigen. Konnte es denn nicht wahr sein, was ihm der Prinz geoffenbart hatte? Konnte denn nicht auch in das Herz dieses Priesters der Genußsucht ein Strahl von dem echten Liebensfrieden gezogen sein, der in seltenem goldigen Leuchten das Menschenherz in seiner tiefsten Tiefe bewegt? Ist doch jener Geist eine Gottheit, die schon manchen Ungläubigen und Verächter der holden Cythere in ihre seidenen Ketten geschlagen hat, vor deren leisem Hauch der trübe Nebel des Alltagdaseins zerrinnt, die das Herz läutert und reint, wie kein anderes moralisches Bad, zu einer Wiedergeburt, vor der das Bild des alten Adam mit seinen Gebresten weit entweicht.

Und es zog neue Hoffnung in sein Herz ein; tagtäglich mag wohl die rauhe Menschenhand das kunstreiche Fadengebilde der fleißigen Spinne zerstören, doch immer wieder baut sie ihr Netz — so zieht auch die Hoffnung immer wieder in die Brust des Menschen ein. Schien ihm nicht das Bild der Schwester, das von geschickter Künstlerhand auf Porzellan gemalt in dem Gemache hing, freundlich zuzunicken mit den engelsgleichen, morgenschönen Zügen der Unschuld und gläubigen Reinheit? — Nein, es konnte nicht anders sein! Diese süßen Züge hatten das bessere Selbst des Prinzen wach gerüttelt, sie waren zu ideal, um der Raub einer verderblichen Stunde der Thorheit und des nackten, trostlosen Genusses allein zu sein.

Der alte Stephan trat bald darauf ein. „Der Prinz ist heute Morgen in aller Frühe abgereist", sagte der Alte, indem er einen forschenden Blick nach seinem Herrn warf. „Ich weiß schon", sagte der Graf ruhig. „Und die Gräfin Asta ist nach dem Jagdschlosse gefahren." — Der Graf nickte befriedigt, es war ihm lieb, daß er heute die Schwester vermeiden durfte, zum ersten Mal in seinem Leben freute er sich ihrer Abwesenheit.

Dann ließ er satteln und ritt in die Felder hinaus, fort mußte er in die freie Natur, um der wirren Gedanken ledig zu werden, die ihm noch immer im Kopfe spukten. Der Wind hatte sich zur Ruhe gelegt, die Natur stand nach dem nächtlichen Bade in neuem Reize lieblicher Frische da, die Wogen, die noch zornig über die ge-

störte Ruhe in langen Zügen sich emporbäumten, erinnerten allein an den Sturm, der vorübergezogen war. „Gieb dich zufrieden, du rauschende See", sagte er still für sich hin, „es war eine wilde Nacht, auch über dich wird der Friede wieder kommen, die Sonnenstrahlen werden dich schon mit ihrem friedlichen Glanze überziehen, und du wirst dich wieder in Ruhe einlullen mit dem uralten Schlafliede, dem ewigen Gesange der Zeit, die „meine Herrin ist und deine." So sprach er zu sich selbst, und es ist das Vorrecht der Jugend, so zu denken. Und war nicht der Himmel so blau, und die Erde so grün, und stiegen nicht die jubelnden Lerchen allüberall aus dem Wiesengrunde empor? Und wie nun der vielgrüne Wald ihn in seine traulichen Schatten aufnahm, in denen eine gar majestätische Ruhe und Stille herrschte, mußte nicht da sein Herz einen Hauch von dem tiefen Frieden in sich aufnehmen, der dort wohnte in süßer Abgeschiedenheit von dem rastlosen Drängen des Lebens? —

So verging der Morgen, so entschwand ein Tag nach dem andern, und die Tage reihten sich zu Wochen, doch keine Nachricht kam aus der Residenz. Es ward Herbst und die Blätter sanken. Wieder saßen sie bei'm Sonnenuntergange auf der Düne zusammen, Bianche und der Graf; der Wind zog in langen, ernsten Akkorden durch das Fichtengesträuch, in der Ferne zog ein Schiff vorüber, es war gar einsam am Meeresstrande. Bianche fröstelte, sie zog das wärmende Tuch fester um ihre schlanke Gestalt, sie lehnte ihr Haupt an die Schulter des geliebten Mannes, und eine Thräne nach der andern fiel auf den losen Sand, Perlentropfen des bittersten Heimwehs. —

„Aber Bianche", sagte der Graf mit freundlicher Mahnung, „ich bitte dich, Kind, gieb dich nicht zu sehr deinen trüben Gedanken hin, es giebt auch eine Wollust des Schmerzes, und das ist ein gefährlicher Reiz, gewöhne dich nicht daran, dich in sie zu versenken, weißt du doch, wie sehr du mich damit marterst! Ueber's Jahr", fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, „wenn der Kranich wieder heimzieht in sein südliches Heimland, wollen auch wir hinaus und dein schönes Heimathsthal besuchen. Sei stark, mein Mädchen, ist der Winter vorbei, so kommt der Mai, hinter jedem Winterleide liegt ein sonniger Frühlingstag!"

„Wird es auch in dir wieder Frühling?" sagte sie mit einem vollen Aufblick ihrer dunklen Augen, „o du verhehlst es mir umsonst, daß ein Etwas deine Seele drückt und ängstigt, du bist nicht der Alte mehr mit der heitern Klarheit deiner Seele, ein schwarzer Schatten hat sich auf dich gelagert, meine Augen sehen gar scharf, bien-aimé!"

Er streichelte ihr kosend die weiche Hand, dann sagte er ernst: „Es ist so, Bianche, aber auch das wird vergehen und muß verschwinden, es sind Verhältnisse, Kind, die wir mit traurigen Betrach-

tungen nicht zu ändern vermögen, du mußt das nicht beachten, es ist das Beste so. Und nun leb' wohl, auf Wiedersehen, mein Herz!" —

Er schloß sie fest in seine Arme, dann schritten sie Arm in Arm den Sandhügel hinunter, er bestieg sein Pferd, wobei sie ihm lächelnd den Bügel hielt, und bald verschwand er im Tannengehölz. — Langsam und schweigend ritt er dahin. Das war auch ein Mißton, der jetzt in leisen Schwingungen durch sein Leben zog, wie seine Bianche doch nicht vergessen konnte, was sie daheimgelassen hatte, um dem Geliebten ganz anzugehören, daß ihre Heimathssehnsucht jedes andere Gefühl überwog, ja fast zu ersticken drohte. Und hatte sie auch nicht mit jener den Frauen eigenthümlichen feinen Erkennungsgabe den Schatten empfunden, der sich die langen Wochen hindurch auf sein friedliches Dasein gelegt und die Götter des Frohsinns von seiner Stirn gescheucht hatte? O, wie sehnsüchtig hatte er Tag um Tag auf eine Zeile aus der Residenz geharrt! Der alte Stephan kannte die stets wiederkehrende Frage schon, er brachte die Briefe immer mit einem traurigen, stummen und doch beredten Kopfschütteln. Der Graf hatte in tiefster Zurückgezogenheit diese Zeit verbracht, mit Asta war er nur oberflächlich und wenig in Verkehr getreten, aber ihre bleiche Wange und ihr gramverstörtes Antlitz sagten ihm mehr als ein stundenlanges Gespräch, es erfüllte ihn mit einem verbissenen, geheim nagenden Schmerz. Die Thränen, welche man im Leben zurückdrängt, sind weit bitterer als die, welche offen fließen dürfen. —

Er hatte in diesen Betrachtungen kaum darauf geachtet, wie es dunkler ward, wie der Wind ungestümer die Tannen durchsauste. Er erwachte aus seiner Träumerei und gab dem Roß die Sporen, als wollte er seine düsteren Gedanken ausjagen; des scharfen Stachels ungewohnt, eilte der Renner in Sturmeseile dahin, der leichte Sand wirbelte hinter ihm auf, und in tollem Jagen hatte er bald, schweißbedeckt wie sein Thier, das Schloß erreicht.

Die Frau Mutter hatte sich schon, an einer Migräne leidend, zurückgezogen, und so fand er seine Schwester allein im Wohngemache sitzend, eine Frauenarbeit in der Hand, an der sie lässig von Zeit zu Zeit arbeitete. Das alte Fräulein von Wieding trat ein, doch verschwand sie bald wieder, nachdem sie wenige Worte mit dem Grafen gewechselt hatte.

Zum ersten Male war er mit der Schwester seit langer Zeit allein, er durchmaß mehrere Male das Zimmer, Niemand wechselte ein Wort, dann blieb er vor ihr stehen, legte leicht seine Hand auf ihre Schulter und sagte mit vollstem innigen Tone das eine Wort: „Asta!" —

Sie sah erstaunt zu ihm auf; dann, wie sie in seine Augen gesehen hatte, diese treuen, brüderlichen Augen, die voll schmerzlicher

Wehmuth auf ihr ruhten, stieg eine tiefe Röthe in ihrem Antlitz auf, es mußte eine eigene Sprache sein, die dort in den Augen für sie geschrieben stand, sie bedeckte bald ihr Antlitz mit den Händen, und ein krampfartiges Zittern durchflog ihre schlanke Gestalt.

„Ich weiß Alles, Asta", sagte er, indem er sich auf dem Tabouret an ihrer Seite niederließ, „ich will dir keine Vorwürfe machen, hast du keine Nachrichten aus der Residenz?" — Sie schüttelte leise verneinend ihr Haupt, dann aber überkam sie eine Fluth herben Leides, es war ihr, als schlügen die Wogen der Schmach über ihr zusammen und begrüben sie, sie sank vor ihm hin und barg ihr thränenüberströmtes Antlitz schluchzend an seiner Brust. Er streichelte liebkosend ihr lockiges, goldenes Haar, kein Wort kam aus ihrem Munde, Jedes fühlte, daß Worte überflüssig waren. Der Mensch war verstummt in seiner Qual. Er sah wohl, daß ein Trostwort kaum angebracht war, er erhob sich und schob die Erregte leis zurück, dann durchmaß er das Zimmer und blieb lange vor dem Fenster stehen und sah schweigend in die dunkle Nacht hinaus, wo der Wind sein eintöniges Herbstlied in den schwankenden Föhren sang.

Endlich raffte er sich auf, er bot ihr still die Hand und sagte kurz: „Wir wollen noch etwas warten, Asta, und dann werde ich handeln." Und mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Dadrinnen aber saß ein Menschenherz in bangem Leid. Sie starrte still vor sich hin, dem Bruder gleich, in die dunkle Ferne hinaus, zum Himmelsbogen, wo kein Stern durch das schwarze Gewölk brach. Das war ein tieftrauriger Blick, so wehmüthig und ernst, wie die Mutter der Menschen geblickt haben mochte, als sie vom Baum der Erkenntniß genascht hatte und nun hinausziehen mußte aus dem Paradiesesgarten, aus dem Hain der Unschuld und Jugend in die dunkle Ferne des Lebens mit all' seinen Qualen und Sorgen. — — — — — —

Wieder waren viele Wochen dahingezogen. Schnee und Eis lagen draußen auf den öden Feldern, wie in den belebten Gassen der Residenz. Dort war es, es war eine späte Nachmittagsstunde, als der Graf durch die verschlungenen Pfade des Thiergartens schritt. Der Tag war hell und sonnig, und gar still war es in den einsamen Gängen des weitläufigen Gartens, der sich fast inmitten der Residenz ausdehnt. Aus der Ferne hallte in dumpfem Brausen das Getöse der Weltstadt, jener unbestimmte, sonderbare Ton, der sich aus dem Charivari der rastlosen Bewegung herleitet, die sich unablässig durch die Pulsadern des ungeheuren Riesenleibes der Stadt ergießt und mit unbestimmten, wechselnden Schallwellen an unser Ohr schlägt. Von den Zweigen sank in zarten, weißen Flocken der Schnee und bildete im feinen Geäst jene unnachahmlich zierlichen Winterblumen, wie sie der Frost in phantastischen Gestalten an die Fenster malt,

als ein Zeichen, wie die Natur von den lichten Tagen träumt, wo sich diese Winterkinder des Scheins zu lebensfrischen, schwellenden grünen Wesen verkörpern werden.

Der Wanderer achtete kaum auf die winterliche Scenerie, die ihn umgab, er ging langsam, mit gesenktem Haupte, durch den weichen Schnee, der unter seinen Tritten ächzte und knarrte, das Bild der Heimath stieg vor ihm auf, und die Erinnerung an die jüngst verflossene Zeit. Er hatte gewartet, wie er es zu Asta gesagt hatte, mit der stillen Geduld, die als Erbtheil des deutschen Volkes fast sprichwörtlich geworden ist, doch es war Alles umsonst gewesen; und alle Geduld, auch die deutscheste, hat ein Ende, der Graf war endlich aus seinem lässigen Harren aufgefahren, kein Wort hatte er weiter zur Schwester gesprochen, er war eines Tages zum Vater gegangen. Es war eine lange, ernste Unterredung gewesen, die Vater und Sohn gehabt hatten, und Niemand erfuhr es, was der Inhalt gewesen war. Das aber wußte man, daß der Sohn hochaufgerichtet, mit festen, stolzen Blicken aus dieser Audienz kam, und daß er am andern Tage die Insel verließ, um eine Reise an den Hof des Königs, vielleicht auch noch weiter, wie es hieß, zu unternehmen. Da gab es vorher noch einen Schmerz des Abschiedes — von seiner Bianche, sie wollte den Geliebten nicht lassen, es war ihr, als flüstere eine innere Ahnungsstimme von einer ewigen Trennung, vom Nimmerwiedersehen. Aber es mußte ja sein, er riß sich los und eilte fort. Es war ein rauher Wintertag, als er das heimische Land verließ, der Regen schlug klatschend in schweren, kalten Tropfen in das Boot, das ihn unwiederbringlich von seiner Insel entfernte, im Nebel verschwamm endlich die Heimathsküste, die er niemals wiedersehen sollte.

Mit finsteren und zornigen Gedanken war er in die Residenz eingezogen, theilnahmlos weilte sein Blick auf all' dem funkelnden, buntscheckigen Leben, das sich allüberall dort entfaltete. War es ihm nicht, als sei er um Vieles älter geworden? Mit wie ganz anderen Blicken hatte er in das bestechende großstädtische Gewühl geschaut, als er vor Jahresfrist den Champagnerschaum des Lebensgenusses und der blühenden Jugend auf seiner Reise nach dem Süden kostete. Das war nun Alles vorbei, und die Welt sah gar dunkel und ernst aus.

In der Residenz lebte noch eine alte Verwandte seines Hauses. Die Gräfin V . . . war eine bejahrte, alleinstehende Dame, wohlbekannt und wohl gelitten am Hofe, wo sie einst vor Jahren geglänzt hatte, und wo sie immer noch, durch verwandtschaftliche Bande mit vielen hochgestellten Personen eng verknüpft, einen gewissen Einfluß geltend machen konnte. Zu ihr war sein erster Gang gewesen. Die alte Dame hatte ihn ziemlich kühl empfangen, war ihr doch schon seit langen Jahren der Fürst fremd geworden, mit dem sie einst einen Theil ihrer Kinderzeit zusammen verlebt hatte. Aber er hatte

sich nicht zurückschrecken lassen, da ihn der Vater auf die Eigenthümlichkeiten seiner alten Freundin im Voraus aufmerksam gemacht hatte. Bald erkannte auch die kluge alte Dame, welch ein tüchtiger, ehrenwerther Kern in dem Fürstensohne steckte, wie er an wahrhaft adliger Gesinnung seine Altersgenossen weit überragte; und er fand ein theilnehmendes Herz, eine gewandte Rathgeberin und Lehrerin in der alten Gräfin, bald ward er ein täglicher Gast in ihrem Hause.

Mit manchem Stirnrunzeln und Kopfschütteln hatte sie die einfache Geschichte vernommen, die sich vor Kurzem auf der Insel zugetragen hatte. „Versuchen Sie Ihr Heil," hatte sie ernst auf seine bange Frage erwidert, „es ist vielleicht besser so, daß ich mich gar nicht in diese Sache menge; und sollten Sie stecken bleiben, so ist es immer noch Zeit, daß ich meine Minen springen lasse. Hier ist fast gar nichts von der ganzen Affaire ruchbar geworden, wenigstens nicht von einer reellen Absicht des Prinzen. Nach anderer Seite hin hat man freilich genug gewitzelt." —

Und er hatte sein Heil versucht. Eingang hatte er bald bei'm Prinzen gefunden, und noch mehr als das, eine zuvorkommende Freundschaft, die fast zu warm erschien, als das sie hätte aufrichtig gemeint sein können. Der Prinz hatte ihn auf's Beste empfangen, er hatte ihn sofort in seine Cirkel eingeführt und ihn mit einer Schaar sogenannter Freunde umgeben, die jedes vertrautere Gespräch zwischen ihnen beiden unmöglich zu machen wußten. — Er hatte doch einmal Gelegenheit gefunden, mit ihm allein zu sein; da hatte denn der Prinz auf's Tiefste bedauert, wie bei der fortwährenden Abwesenheit des Königs, der damals gerade die westlichen Provinzen bereiste, er selbst im Verfolgen seiner Pläne so sehr verhindert worden sei, wie er deßhalb nicht hätte schreiben wollen, da er doch nichts Positives hätte melden können, wie er aber bei der bald zu erwartenden Ankunft des Monarchen die erste günstige Stunde ausnutzen wolle, um die Erlaubniß des königlichen Vaters zu erlangen, um dann auf den Flügeln der Liebe nach dem Eilande zu eilen, wo seine Angebetete weile. Das hatte er, wohl etwas schwülstig, aber doch mit dem Anschein der Wahrheit vorzubringen gewußt. Und wieder hatte Graf Karl nichts Besseres thun können, als sich seufzend in Geduld zu fassen und zu warten. Und dann hatte die prinzliche Clique, vor Allen aber Duruque, der hier ganz in seinem Fahrwasser war, den Grafen bald in den Strudel ihrer Vergnügungen zu ziehen gewußt. Eine neue Welt that sich dem Grafen auf, die zu dem strengen und ernsten Leben, das der alte König führte — und vielleicht gerade darum, weil es so war — im schreiendsten Widerspruche stand, ein Leben, wie es der Graf bislang nur vom Hörensagen kannte oder als Romanschilderung, etwa aus der Zeit des Regenten in Frankreich, gelesen hatte. Es liegt ein bestrickender

Zauber in dieser Religion des Genusses; der Graf hatte gerade keine besondere Leidenschaft für den muthwilligen Epikuräismus, im Gegentheil, seine ganze Charakterfärbung hatte mehr etwas Prüdes, dem lauten Vergnügen Abholdes, seine ganze Erziehung war gar einfach, natürlich und ernst gewesen, aber der Graf war jung, in seinen Adern floß der feurige rothe Saft einer unverdorbenen Jugend, er hatte ein Herz, das noch nicht gegen Empfindungen abgestumpft, eine Phantasie, die noch nicht überladen und gesättigt war mit lockenden Bildern, und vor Allem war der Graf Karl ein Mensch in der vollsten Bedeutung des Wortes, er war sich dessen bewußt und schämte sich seines menschlichen Gefühles nicht, wie es wohl bei einer gewissen Klasse von Leuten Brauch geworden ist, welche die menschliche Natur zu erheben und zu vervollkomnen gedenken, wenn sie ihre Forderungen versagen oder sie einem idealen göttlichen Zustand zu nähern gedenken, der genau betrachtet doch nur zu einer widerlichen Carrikatur des Daseins führt . . . . . .

Er hatte betäubt werden, hatte vergessen sollen in den rauschenden Festivitäten und lockenden Genüssen, daß ein Gebot der Ehre ihn nach der Residenz geführt hatte. Ach, die Springbrunnen rauschten gar träumerisch, große exotische, farbenschillernde Blumen mit süßen Wohlgerüchen künstlich versehen, streckten ihm ihre glühenden Kelche entgegen, die Lichter flimmerten dazu, und die seidenen Gewänder rauschten, die eine Formenschönheit nur wenig verhüllten, wie sie eine verwilderte Phantasie nur erdenken kann. Es war nicht der plumpe, gemein-gewöhnliche Genuß, der hier entgegentrat, es waren die Schönheit und die Kunst, die im Dienste der Sinnlichkeit standen und sie darum so verlockend machten. Von den klassischen Figuren des Alterthums hatte man die äußere Erscheinung geborgt, ohne ihre sittliche Hoheit zur Geltung zu bringen und anzuerkennen. Das war ein Gejauchze und Gelächter, ein Sprudeln von derben und feinen Witzen, ein Glühen und Duften und Singen, ein Schwärmen und Tosen! Die fremden Genien aus fernen Zonen, „die in den verschlossenen Boutteillen wohnen", umflatterten mit ihrem feurig-stimulirenden esprit die Ritter der Tafelrunde, wie Duruque sie scherzweise benannte, und schläferten die Gedanken wollüstig ein. Und wenn das Ohr ermüdet war von den Wellen der Musik, und der Gaumenkitzel befriedigt, und das Auge überreizt von den bunten Bildern, dann winkte ein noch gemeinerer Genuß, der Reiz des Goldes, des Gewinnens und Verlierens am Spieltische, dann wurde der Dämon der Habgier wachgerüttelt, bis die anderen eingeschlafenen Leidenschaften wieder erwachten. Und so entschwanden die Tage in künstlichem Freudentaumel.

Man hatte Alles aufgeboten, um den Grafen einzulullen; und es schien, als ob es gelungen sei, der Prinz triumphirte über seinen

Sieg; was konnte ihm die Gräfin Asta sein, und was galt ihm ein gebrochenes Herz und ein vergiftetes Dasein! Eine Ehe einzugehen, sich in Fesseln zu schmieden, die bald unerträglich drücken würden — pah! vogue la galère, so lange die Jugendpulse fliegen! Er stand jetzt in einer engen Liaison mit der Barletti, der bildschönen Sängerin; er gab sich endlich auch keine Mühe mehr, das dem Grafen zu verbergen, dessen lästige Mahnungen verstummt schienen.

Aber man hatte sich verrechnet; es war wie ein Schleier, der ihm über die Augen gelegt war, der auf der einsamen Wanderung durch den Park zu Boden sank. Es war schon am Abend vorher wie ein Ekel über ihn gekommen, er hatte die gellende Dissonanz vernommen, die sich durch dies ganze Getreibe zog, die schauerlich an sein Ohr schlug und ihm den eitlen Schein und den Flittertand und die große geschminkte Lüge dieses ganzen Lebens erbarmungslos enthüllte. Sah er in dem marmorweißen Leib der gepriesenen Frauenschönheit das Gift durch die Adern rinnen und aus all' den nobeln Sentiments und den vornehmen Passionen das Bild der Gemeinheit und jämmerlichen Armuth wahren Gefühls lauschen? Es mochte wohl so sein, und es überkam ihn ein Schauder vor dieser Verdorbenheit und Entweihung der Empfindungen.

Er hatte sich unter diesen Gedanken seitwärts in die Stadt zurückgewendet, um seiner alten Freundin, der Gräfin V . . ., einen Besuch abzustatten. Schon hatte die alte Dame angefangen, ihren jungen Verwandten mit mißtrauischen Augen anzublicken, seufzend hatte sie gedacht: „Er ist doch auch wie sie Alle sind!" Auch sie hatte, ähnlich wie der Prinz und seine Genossen, den stillen und harmlos erscheinenden Charakter des Grafen unterschätzt. Um so freudiger ward sie bewegt, wie ihr der Jüngling in seiner einfachen, schlichten, doch treffenden Weise eine Schilderung dieses Lebens und seiner Eindrücke gab, und mit Bemerkungen voll feiner Ironie begleitete sie seine Erzählung. Dann aber frug sie plötzlich: „Und nach dem Allen — was hoffen Sie noch, Graf?" — „Ich hoffe nichts mehr", versetzte er, und ein fester harter Zug legte sich um seinen Mund. Sie erwiderte kein Wort darauf, er nahm kurzen, hastigen Abschied von ihr, dann, wie er schon das Zimmer verlassen hatte, rief sie ihn noch einmal zurück und sagte: „Lassen Sie mich jetzt operiren, Graf, eine Genugthuung soll uns, muß uns werden!" — Es schwebte ihm schon auf den Lippen, ihr zu sagen: „Nehmen Sie Ihre Maßregeln, gnädige Frau Tante, wenn Sie wollen, aber auch ich will meine Genugthuung haben" — er unterdrückte die Worte, wußte er doch selber noch nicht, was er nun beginnen sollte. Er dachte darüber nach, ob er dem Könige selber eine direkte Mittheilung des Vorgefallenen machen sollte, dann erschien es ihm wieder unwürdig und seiner männlichen Würde nicht angemessen. Auch war

der alte König seit geraumer Zeit leidend, und eine Audienz daher kaum zu erlangen.

Während er so noch grübelte, kam es ihm mit einem Male in den Sinn, wie ja auf den morgenden Tag ein Maskenfest angesagt sei, mit dem die diesmalige Saison der Hofkreise geschlossen werden sollte. Und es fiel ihm ein: wie, wenn du den Ball in der Kleidung des Prinzen besuchtest? — Er konnte sich selber keine Rechenschaft darüber geben, wie er zu diesem Gedanken gekommen sei und was er damit bezwecke, aber die einmal erfaßte Idee wollte ihn nicht wieder verlassen, vielleicht konnte er so die letzte, unumstößliche Gewißheit der prinzlichen Lüge am Besten erhalten. Der alte Stephan hatte in einem Diener des Prinzen einen alten Kriegskameraden wieder gefunden, und ein mit Gold beladener Esel kommt in jede noch so verschlossene Stadt, wie der listige Mazedonier einst sagte. Er war am folgenden Tage genau über die Tracht des Prinzen am Maskenabend unterrichtet, es war eine bekannte altfranzösische Hoftracht; eine orangene Schleife war in der Achselgegend so angebracht, daß sie dem Uneingeweihten nicht auffiel, als sicheres Erkennungszeichen für vertrautere Freunde. Auch die Stunde wußte er genau, wann der Prinz erscheinen würde.

So ging er denn am folgenden Abende, eine Stunde vor der Ankunft des Prinzen, auf den Maskenball. Seine schlanke Figur entsprach ganz der doppelten Rolle, die er zu spielen gesonnen war. Ein reges Gewühl herrschte in den prachtvollen Sälen, eine Verschwendung von Gold und Seide, von wehenden Federn und glänzendem Putz, ein buntscheckiges Gewimmel der prächtigsten Costüme und Dekorationen. Das Alles paßte sonderbar zu seiner Stimmung.

Es war eine wilde Lustigkeit über ihn gekommen. Hastig stürzte er ein Glas feurigen Burgunders hinunter, dann warf er sich in das Gewirr der Masken. Er brauchte nicht lange unentdeckt umherzuirren, bald machte ihm eine Carmeliternonne ein deutliches Erkennungszeichen. Sie winkte ihn in einen stilleren Winkel eines Gemaches und sagte flüsternd, indem sie seine Hand ergriff: „Schon hier, Hoheit? Es ist Alles in Ordnung, auf morgen Mittag sind meine Postpferde bestellt, in Cassel treffen wir uns wieder, und dann" — „Trennen wir uns nicht mehr", fiel er mit rascher Geistesgegenwart ein. Sie wechselten noch einige gleichgültige Worte, dann entfernte sie sich rasch, indem sie sagte: „A revoir bis zum Souper im Blumenzimmer, ich will jetzt gehen, es möchte sonst auffallen." Er nickte ihr zu, dann verschwand sie.

Ja, das war keine Täuschung gewesen, es war die Barletti, die Favorite, die ihn für den Prinzen gehalten hatte; er wollte sich soeben fortbegeben, als ein Malteserritter auf ihn zutrat, an dessen zischelnder Sprache er sofort den Baron Duruque erkannte. „Sie

sind früher gekommen, als Sie bestimmten, Hoheit," sagte er, „ich bringe die besten Nachrichten, es ist Alles in Ordnung, der König hat soeben seine Zustimmung zu einer längeren Reise für Sie gegeben, morgen Nachmittag geht es fort, machen Sie sich nur so wenig bemerkbar wie möglich, gehen Sie sobald als thunlich in den Blumenpavillon, daß nicht zu allerletzt noch eine Störung kommt, und dann fort. —" Der Graf brauchte keine Antwort zu geben, der Malteser trat zu einem eben herankommenden Spanier und er benutzte die Gelegenheit, sich unbemerkt zu entfernen. Ja, fort! das war auch sein Ziel, fort jetzt mit der Mummerei, lange genug war er Prinz gewesen, er hatte genug gehört! Also das war es, was sich der Prinz von dem Monarchen erbeten hatte, eine Reise auf längere Zeit, in den Armen der Sängerin — und es war Alles Lüge und elende Ausflucht gewesen, Alles Schein — nur nicht die entehrte Schwester, der beschmutzte Name, der war keine Lüge, der war traurige Wahrheit geblieben! Er knirschte in ohnmächtigem Grimm auf, es war nur Eines, das er jetzt noch suchte, das war die Genugthuung seines zertretenen Gefühls, die Rache! —

Und eilends verließ er die Säle, er warf sich in einen leer stehenden Fiaker, fuhr in seine Wohnung und vertauschte seinen Maskenanzug gegen ein bereitliegendes, phantastisch-orientalisches Gewand. Dann kehrte er auf den Ball zurück. Doch nirgends konnte er dort den Verhaßten entdecken. Die Stunde war längst gekommen, da der Prinz hatte erscheinen wollen, er wußte ja gewiß, daß er kommen würde, sollte er seinen Anzug geändert haben? — Doch halt, dort erblickte er ja Duruque, dessen Maske er nicht vergessen hatte, er folgte dem Malteser fortwährend, der endlich den Saal verließ und in das letzte der Festgemächer trat. Dort drückte er an eine verborgene Feder, eine Tapetenthür öffnete sich geräuschlos, doch bevor er die Thür wieder ins Schloß werfen konnte, trat rasch entschlossen der Graf dazwischen und drang mit ihm in das heimliche Gemach ein, das von Blumen aller Größe und Farbe wahrhaft strotzte. Erstaunt trat Duruque zurück und sah den Maskenträger an, der sich schweigend und rücksichtslos in dieses Heiligthum gedrängt hatte. Von einer Ottomane sprang eine Gestalt auf, es war der Prinz — kannte der Graf doch die Tracht, die er eben noch getragen hatte. — „Wen haben wir denn da?" sagte der Prinz verwundert, „wer ist das, Duruque?" — Der Baron zuckte die Achsel. — „Ich bin der Prinz — —, fuhr er zu dem Fremden gewendet fort, und dies ist hier kein öffentliches Gemach; oder wären Sie geneigt, uns ihre Persönlichkeit zu offenbaren?" — „Dazu bin ich in der That geneigt, rief der Graf und riß die Larve vom Gesicht, Sie sind ein Prinz, das ist wahr, und wissen Sie auch, was sie noch sind? Sie sind ein erbärmlicher, ehrloser Bube, ein gewissenloser Schurke, und müßte ich

nicht fürchten, meine Handschuhe zu beschmutzen, so würde ich Sie ohrfeigen, wie einen Gassenjungen!" — Mit den Worten drehte er ihm den Rücken zu und ging ungehindert aus dem Zimmer. Er sah, wie der Prinz erbleicht war, wie sich eine tödtliche Wuth in seinen Zügen abspiegelte. Dann verließ er langsam den Saal und trat hochaufathmend in's Freie, es war ihm, als hätte die eben erlebte Scene einen Alp von seiner Brust gewälzt. Er warf sich in einen Wagen und fuhr nach Hause. Lange noch saß er dort am Fenster und sah in den Mond hinein, der sein bleiches Licht auf dem Schnee der Dächer glitzern ließ, dann suchte er sein Lager, und ein süßer Traum gaukelte mit gefälligen Bildern um ihn und brachte ihn nach der Heimath, fort aus den wüsten Wogen des Lebens in den stillen Kreis seiner Lieben. Ach, es war und blieb nur ein Traum! — —

Wo der Neckar seine klaren grünen Wellen dem alten Vater Rhein zuwälzt, liegt ohnweit von Heidelberg ein kleines Dörfchen in anmuthigster Thalschlucht, von den Armen des Flusses halb umschlungen, der sich dort in gefälligen Windungen durch die rebenbekränzten, sanften Anhöhen drängt. Der Schnee war verschwunden, thalabwärts hüpften die Quellchen „mit dem Helm von Silberschaum", der Frühling hatte noch keinen grünen Blätterschmuck geschaffen, aber es sproßte und trieb doch schon mit Macht überall hervor, das Wehen des Lenzgeistes fuhr schon über die Erde dahin, die sich aus dem Winterschlafe erwachend die Augen rieb und ihr Gewand reinte und putzte, daß es würdig sei, mit der grünen Lieblingslivrei des Frühlings bekleidet zu werden. —

Hart am Ufer des sanft gleitenden Gewässers erhob sich ein kleiner Hügel, mit Buchen und Erlen in weiten Zwischenräumen besetzt. Auf einem Baumstamm saß dort der Graf Karl, er hatte den Kopf in seine Hand gestützt und sah ruhig auf die leise dahinziehenden Fluthen, die auch ihren Frühling machen zu wollen schienen, so frisch und klar strömten sie dahin, hinauf zu dem alten Vater Rhein und weiter, zu der großen Mutter, der See.

Das Ende der dritten Woche nach jenem verhängnißvollen Maskenballe war gekommen. Am Morgen darauf war der Herr Baron Duruque mit ceremoniellster Etiquette beim Grafen erschienen und hatte ihm die Herausforderung des Prinzen überbracht. Der Prinz wolle dem Herrn Grafen, hatte er gesagt, die Ehre anthun, ihn trotz der uncavaliermäßigen Beleidigung als einen Cavalier zu behandeln, und schlüge ihm daher als einziges Auskunftsmittel der obschwebenden Differenzen halber ein Duell vor, natürlich auf Pistolen, und da beide Theile in ihrem Hasse wohl gleich weit gingen, solle das Duell so lange fortgesetzt werden, bis Einer von ihnen satisfaktionsunfähig geworden sei. Da aber bei dem geringsten Lautbarwerden der Affaire nicht blos das Duell selbst, sondern auch noch andere Verhältnisse

gestört und auf's Spiel gesetzt würden, sei strengste Diskretion eine Ehrensache beider Theile. Deshalb sei es auch wünschenswerth, daß nur ein Zeuge gegenwärtig sei, der Herr Baron Duruque, der ja auch alleiniger Zeuge und Mitwisser der ganzen Sachlage sei, und der Leibarzt Sr. Kgl. Hoheit, ein Mann von unbestrittener Ehrenhaftigkeit und als Regimentsarzt Mitglied des Offizierkorps. Aus eben dem Grunde empföhle es sich auch, das Rencontre auf fremdem Gebiete vor sich gehen zu lassen. Und so waren sie endlich, da ja der Prinz eine Reise nach dem südlichen Deutschland und der Schweiz projektirt hatte, und der Graf mit Allem einverstanden war dahin übereingekommen, das Duell verabredeter Maßen in der Nähe Heidelbergs Statt finden zu lassen, das dem Grafen durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt wohlbekannt war. Begünstigte doch außerdem die Nähe der Schweiz, die mit einem Fürstenhofe nicht beglückt ist, und die das Asyl aller Flüchtlinge bildet, die Wahl der Ortes.

Während der langen und eintönigen Reise nach dem bestimmten Orte, die der Graf nur von seinem treuen, alten Stephan begleitet unternahm, hatte er Muße genug gehabt, mit sich und seinem Leben abzuschließen; denn daß es kein eitles, kindisches Pulververschwenden sein würde, das wußte er; der Prinz war tödtlich von ihm beleidigt worden, und hätte er es auch gewollt, einen Rückweg und eine Ausgleichung gab es für ihn nicht mehr. Noblesse oblige. Und mochte auch der Charakter des Prinzen ein noch so cynischer und verderbter sein, an seinem persönlichen Muthe, dem Erbgute seines Geschlechtes, hatte Niemand Ursache zu zweifeln. Vor dem Grafen lag die freundliche Gewohnheit des Daseins, sonnig und blüthenreich, ein Paradiesesgarten im Vollgenuß der Jugend und Gesundheit, des Reichthums, des hohen Standes, der Liebe — im Besitz alles dessen, was ein Menschenleben schmücken und zieren kann — wenn nicht die Schlange in dieses Eden gekrochen wäre und ihm die schönsten Blüthen seines Lebens geknickt und vergiftet hätte. Das war kein thörichter Wahn des heißpulsirenden Jugendblutes, der ihn antrieb, das Würfelspiel um Tod und Leben mit dem Schänder der Ehre seines Hauses zu spielen.

Andere Zeiten werden kommen und mit ihnen andere Sitten und Verhältnisse. Wir aber, die wir zu dieser Zeit leben, sind Kinder derselben, auch unser Vater ist der antike Zeitgott, der seine Kinder verschlang und noch immer verschlingt. Wir müssen uns Alle den Gesetzen unserer Zeit akkommodiren, der Geist unserer Tage lebt und webt in uns, er treibt uns fort durch die kurze Spanne des Lebens und bedingt unser Dasein. Es giebt Riesen des Gedankens, fast in jeder Zeitepoche, die aus dem Meer der lautlos zum Orkus hinabgehenden Einzelindividuen

hervorragen und ihrer Zeit voraneilen, aber es giebt deren wenige, und auch sie bleiben immer in gewissem Sinne Zeitgeschöpfe. — — — — —

Ein anderes Urtheil werden unsere Nachkommen über unser Leiden und Streben, über unsere Ansichten und Begriffe fällen, vielleicht wird ihnen nur als eine subjektive Ansicht, als Meinung, erscheinen, was wir als höchste Wahrheit verehren. Einen anderen Adel wird es einstmals geben, das Wörtchen „von", der englische „Lord", der französische „Marquis" werden in Vergessenheit gerathen, und ein mitleidiges Achselzucken wird unsere Begriffe von Ehre richten und sie unter der leicht aufgestellten Rubrik der „Barbarei des Mittelalters, einer uncivilisirten Zeitperiode" aufstellen. Um das vorauszusagen, brauchen wir uns keines prophetischen Geistes zu rühmen — bellen doch schon jetzt die Möpse den Mond an. Ja, jene Zeit wird vielleicht kommen, da die Berge auf Erden verschwinden, und der ideale Zustand allgemeiner Gleichheit, Flachheit und Nüchternheit die Jakobiner einer neuen Zeitära beglücken wird. Aber darum gewinnen wir nimmermehr die Berechtigung, die Erscheinungen und Ideen einer versunkenen Zeit, nur nach dem jetzt bei uns giltigen Maßstabe zu richten . . . . . .

Und darum konnte auch der Graf Karl nicht anders handeln. als er es beschlossen und selber herbeigeführt hatte. Er hätte aus der Residenz ruhig zurückkehren können in die Arme seiner Bianche, er hätte den Schleier des Vergessens auch über die zerstörte Existenz seiner Schwester fallen lassen können; aber hätte er bei seiner Erziehung, bei seinem Stande, bei seinen und den Zeitansichten den Wurm vergessen können, den ihm ein Bube in das Mark seines Lebens gesetzt hatte? Nein, nimmermehr! Er mußte sich vor den tödtlichen Ball stellen, der ihn vielleicht zu tödten bestimmt war, er mußte gerade so, und nicht anders handeln, vielleicht konnte er der Richter und Rächer sein, vielleicht auch war er das schuldlose Opfer der Ehre, ein Märtyrer des Gedankens, wie sie keiner Zeit gefehlt haben. Doch immerhin besser, ein tragischer Vorwurf zu sein, als den Stoff zu einem Possenspiel abzugeben!

Solche Gedanken mochten ihn wohl durchziehen, als er am Ufer des Flusses saß und ungeduldig seinen Gegner erwartete. Und blickte er nicht in Gedanken, die Zeit und Raum überfliegen, nach seinem Heimathslande, wo nun auch die Buchen zu sprossen begannen, und der Kukuk ein neues Viertel des Jahres ausrief, wo die Wogen in leise rauschendem Gesange an das Gestade drängten, wo zwei dunkle Augen sehnsüchtig seiner Wiederkehr harrten, und ein Vaterherz für ihn schlug? — Ja, das durfte er, das verbot der kalte Codex der Ehre nicht. Aber die Gedanken zeigten ihm auch das Bild einer gramgebrochnen Lilie dort, die er liebte, wie der Himmel seine Sonne

liebt. — Und von fern hörte er Pferdegetrappel nahen, er reichte dem alten Stephan die Hand, der vergebens eine Thräne zurückpreßte, und sprach mit möglichster Härte: „Ein alter Soldat, und noch weinen, Stephan?“ — Und dann war er bereit zum ernsten Gange. —

Der Prinz, der Baron Duruque und der Arzt waren angekommen. Sie schritten den Hügel hinauf, Duruque und der Arzt wechselten einige ceremonielle Begrüßungsworte mit dem Grafen. Dann packte der Doktor seine Instrumente und sein Verbandzeug aus, er maß mit dem Baron zusammen fünf Schritte, die gewählte Distanz, ab, die Art des Commando's, das Duruque übernehmen sollte, war verabredet, die Waffen wurden geladen. Es schien das eine tödtlich lange Viertelstunde.

Dann bot der Baron dem Grafen die Waffen zur Auswahl an, der Graf nahm eine der vorgelegten Pistolen, ohne in der Wahl zu zaudern, er stand auf seinem Platze ruhig, hochaufgerichtet, ebenso der Prinz. Duruque zog seine Uhr, richtete noch einige Worte an die beiden Kämpfer und gab dann das Zeichen. Zwei Schüsse fielen, fast in derselben Sekunde, man hörte einen halblauten, unbestimmten Ton, wie einen Schrei, der Prinz stand steif und starr da, kein Muskel zuckte in seinem geisterbleichen Gesicht, der Graf lag am Boden. — Der Arzt trat eilfertig hinzu, ein letztes Zucken ging durch die Glieder des Grafen, ein convulsivisches Zittern, dann war Alles vorbei. „Es ist vorüber“, sagte der Arzt mit einem eigenthümlichen Ton und einem noch eigenthümlicheren Blicke auf Duruque und den Prinzen, „er ist todt.“ Das Blei war mitten durch die Brust in's Herz gegangen.

Der Prinz war bei den Worten des Arztes noch um eine Schattirung blässer geworden. Er erwiderte kein Wort und schritt lautlos von dannen. „Und Sie übernehmen die nöthigen Veranstaltungen hier“, sagte Duruque zum Arzt, der schweigend nickte. Dann folgte er dem Prinzen.

Ueber die kalten Glieder seines Herrn hatte sich mit leisem Schluchzen der alte Stephan geworfen. Das rothe Blut hatte ringsum den Boden gefärbt; aus der Ferne tönten die Glocken eines Kirchdorfes; hallend zog ihr feierlicher Ton durch die reine Morgenluft. —

Meine Erzählung ist zu Ende, sie schließt mit einer unversöhnten Dissonanz ab; dafür ist sie aber auch eine geschichtliche Geschichte, und im Leben werden nicht alle Dissonanzen so mild ausgesöhnt, wie es wohl das ethische Gefühl des Lesers oder Hörers von einem kunstreich zusammengeflochtenen Roman verlangen mag. Die Nemesis hat den Mörder nicht erreicht, sie wagt sich selten bis zu der Höhe des Thrones herauf, die sogenannte himmlische Gerechtigkeit ist diesmal als Schlußdekoration ausgeblieben. Oder hätte sie den Schuldigen doch erfaßt, die Erinye des marternden Bewußtseins, die

Eumenide des Gewissens? Wir wissen es nicht; denn die Tiefen der Seele stehen dem Auge des Menschen nur in der Ahnung offen, die sich gern mit dem, was sie wünscht, selber betrügt.

Das aber wissen wir, daß der Purpur des Königsmantels die That zugedeckt hat, der große Schleier, den um ihre Verbrechen zu hüllen die Prärogative der Gesalbten des Herrn ist. Ehren und Auszeichnungen aller Art wurden plötzlich dem Fürsten zu Theil, zu einer damals gerade stattfindenden Krönungsfeierlichkeit wurde er als staatlicher Vertreter entsendet. Mit dem Kinderspielzeuge des Ordens deckte der Fürst die klaffende Wunde seiner Brust zu, die ihn an den Verlust des einzigen Sohnes schmerzlich gemahnte. In ländlicher Zurückgezogenheit, mit der Ausnutzung und Ausschmückung seiner Besitzthümer beschäftigt, ist er gestorben. Ihn überlebte die Fürstin, die hochbetagt in der Verachtung starb, die sie fast durch ihr ganzes Leben begleitet hatte. Ihr Wunsch ward erfüllt, die Güter fielen nach ihrem Tode an einen Sprossen aus ihrer väterlichen Familie; doch scheint auch dieser, ohne einen männlichen Erben, nicht dazu bestimmt zu sein, das Besitzthum auf seine Nachkommen zu bringen.

Die Gräfin Asta ward bald darauf an einen unbedeutenden Landjunker vermählt, der mit dem prinzlichen Abhub in serviler Loyalität zufrieden war. Sie starb bald, vielleicht an dem Bewußtsein ihrer Schande und des Unglücks, das sie über ihr Haus gebracht hatte, eine Lilie, die der Wurm zerfressen hatte. Bianche gab einem Sohne das Leben, der nach dem Tode der Großeltern mit einem geringen Brocken, den man ihm almosenartig aus dem großväterlichen Reichthum zuwarf, abgespeist wurde. Er soll nach Rußland gegangen sein und dort Kriegsdienste genommen haben, und auch das ist nur ein Gerücht, er ist verschollen.

Der Majoratsherr, der Graf Karl, der von seinen Reisen niemals wiederkehrte, liegt vergessen am Neckarufer, die Welt hat sein Grab niemals erfahren, ein tiefes Geheimniß verhüllte sein Ende den Fragen der neugierigen Welt. Oft tauchten fabelhafte Gerüchte auf, er lebe noch und sitze in Italien in Kerkerhaft. Der Baron Duruque verunglückte nach einigen Jahren, er fiel auf einer Parforcejagd vom Pferde und brach das Bein, es wurde zu einer Amputation geschritten, doch erlag er der Operation. Auf dem Todtenbette soll er noch eine merkwürdige Enthüllung gemacht haben über die Art, wie der Graf Karl damals im Duell gefallen sei. Doch da Niemand als Ankläger des Prinzen auftreten wollte, vergaß man es bald wieder. Das ist gewiß, daß dem Arzte, der damals als Zeuge zugegen war, der Blick und der Ton, mit dem er dem Prinzen den Tod des Grafen anzeigte, nicht vergeben wurden, er mußte bald seinen Abschied nehmen, doch ward er, wie man sagte, reich belohnt. . . . . Und das wissen wir auch, daß der Prinz ein ruheloses, rastloses Leben geführt hat, bald in Ungarn, bald in Rußland, wo er Jahre

lang nach dem „accident", dem unglücklichen Ereigniß, russische Kriegsführung am Kaukasus erlernte. Seine Ehe mit einer tugendhaften, allgemein geachteten Prinzessin wurde bald wieder gelöst. Bleich und unstät ist er durch das Leben gegangen, sein von Leidenschaften verheertes Gesicht hätte wohl manche Geschichte erzählen können, mich hat es oft genug gemahnt an

Das verödete Fürstenhaus." —

Druck: W. Elsner, Berlin, Wilhelmstraße 32.